Zweite Beilage

zum

Jahresbericht

des

Königl. Bayer. Realgymnasiums

zu

Nürnberg

für das Studienjahr 1888/89.

Inhalt:

c) **Johann Balthasar Schupp.**
Beiträge zu seiner Würdigung. Von Theodor Bischoff, Professor.

d) **Naturhistorische Bestrebungen Nürnbergs im XVII. u. XVIII. Jahrhundert.**
Leben und Werke ihrer Beschützer und Vertreter.
Von Ernst Spieß, Professor.

e) **Die Verwertung der Symmetrie im Geometrieunterrichte.**
Von K. Rudel, Professor.

Nürnberg.
Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz.



J. B. Schupp,
geboren 1610, gestorben 1661.

Johann Balthasar Schupp.

Beiträge zu seiner Würdigung.

Von

Theodor Bischoff,
Professor.

Inhaltsverzeichnis.

Es ging Schupp, wie es schon vielen Schriftstellern ergangen ist. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und der ersten des 18. wurden seine Schriften förmlich verschlungen. Einzelne von ihnen erlangten 100 Auflagen, von den vielen Nachdrucken gar nicht zu reden. Aber auch die stattliche Anzahl von Gesamtausgaben seiner Schriften, die 1663 mit „Anhang" in Hanau, 1677, 1684, 1701 und 1719 mit „Anhang" und „Zugab" in Frankfurt a. M. erschienen, verkünden uns Schupps Beliebtheit. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts waren seine Schriften so zahlreich verbreitet, daß eine Aufforderung zu einer neuen Ausgabe mit dem Hinweis abgelehnt werden konnte, daß augenblicklich noch kein buchhändlerisches Interesse dafür spräche. Da vollzog sich ein Umschwung des Geschmacks. Weder Klassik noch Romantik kümmerten sich um Schupp. Ein Logau, ein Sachs feierten ihre Auferstehung, an Schupp dachte man nicht. Nun hatte Schupp allerdings immer eine kleine Gemeinde unter den Kennern der Litteratur behalten, und Bloch hat gewiß Recht mit seiner Behauptung daß die Neuentdeckung Schupps durch Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur auf Irrtum beruhe. Ich glaube, man muß zwischen wissenschaftlichem und allgemein litterarischem Bekanntsein scheiden. In letzterer Beziehung stand es lange Zeit sehr schlecht um Schupp. Wenn auch die größeren Litteraturwerke seiner Erwähnung thaten, die landläufigen Handbücher unterließen es durchgehends, während sie andere zeitgenössische Schriftwerke mitunter ausführlich besprachen. Das hat sich heute geändert. Ende der fünfziger, anfangs der sechziger Jahre beginnt auf einmal eine Art litterarischer Hochflut über Schupp. Es war um die Zeit seines zweihundertjährigen Todestages. In Hessen, dem Geburtslande Schupps, schrieb Vial 1857, in Fraustadt Oelze 1862, in Berlin Bloch 1863. Jeder dieser biographischen Versuche hat seine eigentümlichen Vorzüge. Ist die

Blochsche Biographie die litterarisch genaueste und bietet sie für Quellenangaben aus alter und neuer Zeit, was vordem der gründliche Moller in seiner „Cimbria literata“ geleistet hat, ohne sich aber auf eingehendere Würdigung der einzelnen Schuppschen Schriften einzulassen, so wird man von dem Büchlein Vials rühmen dürfen, daß es sehr warm und anmutig geschrieben sei. Vial beschränkt sich fast ausschließlich auf die Würdigung von Schupps theologischer Bedeutung. Wenn ich mir einen Einwand gestatten darf, so wäre es einzig der, ob nicht Schupp in seiner Eigenart beeinträchtigt wird, wenn er unter dem Gesichtspunkte eines theologischen Vorläufers von Spener betrachtet wird. Schupp war eine proteusartige Natur, die mit ebensoviel Recht Vorläufer von Leibniz und Thomasius wie der moralisierenden Schriftsteller des 18. Jahrhunderts genannt werden könnte. Das Oelzesche Buch ist das weitaus umfangreichste; es begreift Schupps Lebensumstände nicht minder wie dessen gesamte litterarische Thätigkeit in sich, doch tritt auch hier das theologische Interesse in den Vordergrund. Es ist diesem Buche Frische, eingehende Kenntnis und Anschaulichkeit gewiß nicht abzusprechen. Dennoch glaube ich, daß damit eine weitere ergänzende litterarische Beschäftigung mit Schupp keineswegs ausgeschlossen werde. Sind doch seitdem über 25 Jahre verflossen. Wir haben manche einschlägige neuere litterarische Erscheinungen zu verzeichnen. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, Bindewald unterdessen recht interessante urkundliche Mitteilungen aus der hessischen Zeit Schupps gebracht, die überhaupt mannigfacher Aufklärung bedarf. Nach zwei Seiten hin kann noch viel zur Verbreitung und Vertiefung unserer Kenntnisse über Schupp geschehen. Die Schuppschen Schriften sind nur noch schwer antiquarisch aufzutreiben, ja einzelne seiner Schriften besitzen nicht einmal die größten Bibliotheken Deutschlands. Nur zwei von den 47 sind in Neudrucken vorhanden „der Freund in der Noht“ und die mehrfach neu gedruckte Predigt über das 3. Gebot. Ich weiß nicht, ob J. Kürschner für seine historisch-kritische Ausgaben deutscher Litteraturwerke Schuppsche Schriften in Aussicht genommen hat. Aus dem Prospekte geht dies bis jetzt wenigstens nicht hervor. Empfehlenswert wäre es sicherlich, da die Texte, namentlich der Frankfurter Ausgaben, stilistisch und orthographisch vollständig verwildert sind. Bis sich bessere Texte finden, wird

es kein nutzloses Unterfangen sein, zahlreiche Stilproben, besonders erzählender Art, weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Aller Hinweis — darüber täusche sich niemand — wird vollständig vergeblich sein, vermag man nicht zu gleicher Zeit eine ergiebige Auswahl aus den Schuppschen Schriften zu bieten. In dankenswerter Weise und nach der Ökonomie ihrer großen Werke haben dies H. Kurz und W. Wackernagel gethan. Nach ihrem Vorgange habe ich versucht, im Anhange eine thunlichst allseitige Auswahl aus den Schuppschen Schriften zu geben. Das Erzählertalent Schupps zur Anschauung zu bringen, war dabei der leitende Gedanke. Dagegen halte ich dafür, daß für Biographie im engeren Sinne durch die drei oben erwähnten Schriften noch auf längere Zeit genug geschehen sei. Eine kürzere Lebensskizze mit hie und da berichtigenden Bemerkungen wird demnach vorerst entsprechen. Aber es gibt eine doppelte Betrachtungsweise bedeutender Männer, eine subjektiv-konzentrierende und eine objektiv-dezentralisierende. In der Biographie geht man synthetisch zu werke und ordnet seinem Helden die verschiedenen Lebensbeziehungen unter. Um dagegen in analytischer Weise zu einem Gesamtbilde der Thätigkeit eines Mannes zu gelangen, ist es nötig, die einzelnen Wirkensgebiete in ihrer objektiven Eigenart darzustellen und darnach das Maß der umgestaltenden Kraft des Einzelnen zu bestimmen. Je origineller und bedeutender ein Mann, je eingreifender wird sich seine Thätigkeit auf den verschiedenen Gebieten seines Wirkens erweisen. Daraus ergibt sich die Form selbständiger Abhandlungen. Drei solcher Gebiete habe ich herausgegriffen, von denen zwei schon früher Bearbeiter gefunden haben. Über Schupps Pädagogik hat zuletzt Hentschel 1876, über seine Predigtweise haben Beste 1886 und in jüngster Zeit Baur 1888 eingehend geschrieben. Schupp als Politiker fand bis jetzt, so viel mir bekannt ist, noch keine besondere Würdigung. Ich habe eine gewöhnlich nicht übliche Form der Darstellung gewählt. Es war mir darum zu thun, einen Einblick in den Gedankengang und die Ausdrucksweise des Schriftstellers zu geben. Man wird mir deshalb meine Selbstentäußerung, die ich üben zu müssen glaubte, nicht zum Vorwurfe machen können. Bei Prosaisten von der stilistischen Eigentümlichkeit Schupps geht mit dem Versuche einer systematischen Darstellung ihrer Gedankenwelt das beste Teil verloren. Fast möchte ich die

Einbuße mit dem Verluste an originaler Frische bei Übertragung von Dialektdichtungen in die Schriftsprache vergleichen. Wiederholungen waren dabei nicht immer zu vermeiden. Schupp kommt bei seiner sprungweisen Behandlungsweise gerne auf Verhältnisse zu sprechen, die nicht gerade im Rahmen der betreffenden Schrift liegen. So wird in den pädagogischen Schriften des öfteren über Fürst und Regierung, aber auch in den politischen häufig über Wohl und Wehe der Schulen gesprochen. In diesem Falle ist Schupp sogar sehr zu entschuldigen. Er ist durchdrungen von dem Gedanken, daß auf den Schulen Wohl und Wehe von Fürst und Volk und Land beruhe, und kommt deshalb immer wieder auf dieses Grundgesetz eines jeden gesunden Staatswesens zurück. „Summa, wer eine Stadt verderben will, der verderbe die Schulen. Und wer eine Stadt groß machen will, der ordne die Schulen wohl an.“ (Ninivitischer Bußspiegel 459).

Der Hanauer Ausgabe ist ein Stahlstich von Sandrat in Nürnberg beigegeben. Derselbe soll das energisch-wohlwollende Aussehen Schupps gut veranschaulichen. Es wurde deshalb ein Abdruck dieses Bildes für angezeigt erachtet. Ich habe mich im Verlaufe der Arbeit belehrt, unterhalten und ergötzt, mitunter geärgert und entrüstet. Möge von alledem etwas dem geneigten Leser zu teil werden.

Es erübrigt mir noch die angenehme Pflicht, für die Güte zu danken, mit welcher von verschiedensten Seiten meinem Ansuchen zu entsprechen versucht worden ist. Leider konnte das Gewünschte nicht immer geboten werden.

Verzeichnis der benützten Schriften.

Von Schupp gebrauchte ich die Hanauer Gesamtausgabe 1663 [34 Schriften], für die „Zugab", [10 Schriften], die in der Hanauer fehlt, die Frankfurter Ausgabe, wahrscheinlich von 1677. Die Hanauer Ausgabe zitiere ich mit I., die Frankfurter Zugab mit II. Der „Anhang" [7 Schriften], der Schriften von Schupps Freunden und Gegnern enthält, sowie Schupps „Ninivitischer Bußspiegel 1690" haben ihre besondere Paginierung. Den „Freund in der Noht" zitiere ich nach dem Neudrucke von 1857 ed. von Braune. Die zwei Schriften Schupps „Der schändliche Sabbathschänder 1690" und „Rolle und Register der Sünden und Laster 1697", von denen namentlich die erstere wichtig erscheint, sollen nach Baur nur noch im Privatbesitze, vielleicht als Unica vorkommen. Aus Zeitmangel mußte ich auf weitere Nachfragen Verzicht leisten.

Außer den Litteraturwerken von Gervinus, Gödeke, Koberstein, Kurz, Scherer und Vilmar wurden benützt:

Joh. Valentin Andrä, Menippus Colon., Brandenburg 1673.

Gustav A. L. Baur, J. B. Schupp als Prediger. Leipzig 1888.

H. Bender, Gymnasialreden. Tübingen 1887.

W. Beste, die bedeutendsten Kanzelreden der lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts. III. Bd. Dresden 1886.

O. Bindewald, urkundliche Beiträge zur Lebensgeschichte von J. B. Schupp. III. Jahresbericht des Oberhessischen Geschichtsvereines. Gießen 1882/83.

K. E. Bloch, J. B. Schuppius, Jahresbericht der Elisabethrealschule in Berlin 1863.

J. G. Bluntschli, Geschichte des allgemeinen Staatsrechtes und der Politik. München 1867.

G. Frank, Geschichte der protestantischen Theologie, II. Teil. Leipzig 1865.

Geijer, Geschichte Schwedens, fortgesetzt von Karlsen. IV. Bd. Hamburg 1855.

Guhrauer, Joachim Jungius und sein Zeitalter. Stuttgart-Tübingen 1850.

K. F. Hanser, Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege in politischer, materieller und sozialer Beziehung. Leipzig und Heidelberg 1862.

Chr. Helvici, Theatrum bistoricum et chronologicum continuatum a J. B. Schuppio. Marburg 1638.

Herzogs theologische Realencyklopädie, 2. Auflage. Leipzig 1884. XIII. Band, Schuppius v. C. Bertheau. XVIII. Band, Geschichte der christlichen Predigt v. Christlieb.

C. Hentschel, J. B. Schupp, ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des 17. Jahrhunderts, Jahresbericht der Realschule zu Döbeln 1876.

K. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, IV. Bd. Leipzig 1869.

F. A. Kahnis, der innere Gang des deutschen Protestantismus. Leipzig 1874.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller. VII. Bd.

J. Molleri, Flensburgensis Cimbria literata tom. II.

Nebe, zur Geschichte der deutschen Predigt. Wiesbaden 1879.

A. Nicoladoni, Christian Thomasius. Berlin 1888.

E. Oelze, B. Schupp, ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Braunschweig 1862.

F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Leipzig 1885.

M. Philippson, Allgemeine Weltgeschichte, VIII. Bd. Grote, Berlin 1887.

R. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie. München 1870.

J. Rist, Neuer Teutscher Parnaß. Lüneburg 1652.

Rommel, Geschichte Hessens, Neue Folge, IV. Bd. Cassel 1843.

W. Roscher, Geschichte der National-Ökonomie in Deutschland. München 1874.

C. G. Schmidt, Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche Deutschlands von Luther—Spener. Gotha 1872.

K. Schmidt, Geschichte der Pädagogik ed. Lange, 2. Auflage, III. Teil. Cöthen 1870.

F. W. Strieder, Hessische Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. XIV. Band 1804.

A. Tholuck, das akademische Leben des 17. Jahrhunderts. Halle 1853/54.

A. Tholuck, das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts. Berlin 1861.

A. Tholuck, Lebenszeugen der lutherischen Kirche während des 30jährigen Krieges. Berlin 1859.

A. Vial, J. B. Schuppius, ein Vorläufer Speners. Mainz 1857.

F. X. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie. München-Leipzig 1885.

Wenck, Hessische Landesgeschichte, I. Band. Darmstadt und Gießen 1773.

Chr. Ziegra, Sammlung von Urkunden zur Hamburger Kirchengeschichte (enthaltend die Gutachten der Wittenberger und Straßburger Fakultät). Hamburg 1764.

Zöckler, Handbuch der theologischen Wissenschaften, III. Band. Homiletik ed. Zezschwitz.

H. v. Zwiedineck-Südenhorst, die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwig XIV. 1650—1700. Stuttgart 1888.

Dr. E. Wohlwills Festrede über Joachim Jungius, Hamburg 1888 konnte ich nicht mehr, D. G. Baurs Universitätsrede über J. B. Schupp als Prediger 1888 nur noch teilweise berücksichtigen.

I. Lebensskizze.

Johann Balthasar Schupp ist zu Gießen in der damaligen Landgrafschaft Hessen-Darmstadt geboren. Als sein Geburtstag wird gewöhnlich der 1. März 1610 angegeben. Das Kirchenbuch bezeichnet den 29. März als den Tauftag.[1]) Da nach der strengen Sitte der Zeit die Taufe der Geburt wo möglich am nächsten Tage zu folgen pflegte, so wird Schupps Geburtstag um gut drei Wochen später anzusetzen sein. Seine Eltern hießen Johann Ebert Schupp und Anna Elisabeth, eine geborne Ruß,[2]) nicht wie sonst geschrieben wird Richsius oder Risse. Die Schupp und Ruß gehörten zu den Patrizierfamilien von Gießen. In den Registern des Gießener Stadtregiments kehren diese Namen in den Jahren 1600—1640 häufig wieder. Die beiden Großväter, väterlicher und mütterlicherseits, werden als „Märker, Betherrn, Bürgermeister und Schätzer" aufgeführt. Schupps Vater wird zuletzt 1640 als Bürgermeister genannt.[3]) Der junge J. B. Schupp besuchte das Pädagogium zu Gießen, das sich unter dem Rektor Christoph Scheibler eines guten Rufes erfreute. Schon damals that sich Schupp durch einen unermüdlich rastlosen Fleiß und eine ungewöhnlich rasche Auffassungsgabe hervor.[4]) Sein Vater muß ein stattlicher, selbstbewußter, doch dabei wohlwollender Mann gewesen sein, der auf seine Würde hielt, aber auch gerne fröhliche Gesichter um sich sah. Schupp erzählt selber später, wie der Trunk, den der Vater einem fremden Wanderer von der Laube seines Hauses aus geboten und die freundlichen Worte, die er dabei gesprochen habe, dem Fremden so zu Herzen gegangen seien, daß dieser noch nach 10 Jahren in Danzig sich daran erinnert und wie er hörte, der junge Herr sei der Sohn dieses Mannes, jenen Freundesdienst mit allem lohnen wollte, was die Armut eines Schiffsknechtes vermochte.[5]) Im Jahre 1625 bezog Schupp die Universität Marburg, mit der soeben nach Eroberung der Stadt durch die Liguisten die 1607

begründete Universität Gießen vereinigt worden war. Hand in Hand mit dieser Unierung ging auch die Lutheranisierung Marburgs. Am 29. Dezember 1625 wurde Schupp nach dem »catalogus studiorum« durch den damaligen Rektor J. Balthasar Mentzer immatrikuliert.[6]) Der junge Schupp hätte gerne Jurisprudenz studiert; er besaß Ehrgeiz und träumte von einem Kanzler und Staatsmann. Wie die späteren Lebensumstände erwiesen, wäre Schupp als Jurist gewiß an seinem Platze gewesen, aber er fügte sich dem Wunsche seiner Eltern und wurde Theologe.[7]) Drei Jahre blieb er in Marburg und ertrug dort alle die Quälereien des damaligen Studententums.[8]) In der Logik, dieser Königin der scholastischen Universitätsweisheit, hatte er berühmte Lehrer, einen Rudolf Goclen und einen Konrad Greber[9]) Schupp ließ sich dieselbe sehr angelegen sein und studierte, wie er lachend erzählte, alle Tage 10 Seiten aus Scheiblers logischem Kompendium, um ja recht „gesattelt" zu sein. Aber das barbara, felapton und darapti wollte ihm nicht behagen und er meint, er könne das Grab seiner Lehrer nicht mit „Rosen und Violen, Roßmarin und Tulipanen bestreuen", es dauere ihn die Zeit, die er besser mit Spazierengehen verbracht hätte.[10]) Weniger Logik und mehr Geschichte und Anleitung zur Beredtsamkeit wäre sicherlich weit fruchtbarer gewesen. Mit Freuden schnürte Schupp nach 3 Jahren den Bündel und ergriff den Wanderstab (1628). Erst im Spätherbst 1631 sehen wir ihn wieder nach Gießen zurückkehren. Er rühmt von sich, daß er 250 Meilen zu Fuß bis nach Königsberg zurückgelegt habe. So eine dreijährige Fuß- und Seereise mit verschiedenem längeren Aufenthalte in Universitätsstädten und andern berühmten Orten, wie mußte hiedurch Geist, Gemüt und Körper des kräftigen, lebensfrohen und begabten Jünglings gestärkt werden! Bis an sein Lebensende hat sich Schupp dieser Zeit als einer seiner schönsten, glücklichsten und sorglosesten erinnert. Und doch war es schwere Zeit! Die Liguisten und Wallensteiner erfüllten den Norden und Osten des Reichs, Polen und Schweden schlugen sich in Preußen und Livland, und bald sollte auch Gustav Adolf in Deutschland erscheinen. Zuerst besuchte unser Schupp mehrere süddeutsche Akademien, dann wandte er sich direkt nach Königsberg. Dort und im nahen Danzig machte er längeren Halt. Von allen Lehrern an den Hochschulen, die er je hörte, scheint Samuel Fuchs, Professor

der Geschichte und Beredtsamkeit in Königsberg, den tiefsten und dauerndsten Eindruck auf Schupp gemacht zu haben. Es ist ein Zeichen seiner scharfen Beobachtungsgabe, die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Nationen wohl abzuwägen verstand, daß er an dem von ihm so gerühmten Fuchs hervorhob, wie dieser mit deutscher Klarheit und Gründlichkeit polnische Würde und Grazie so meisterlich zu verbinden gewußt habe.[11]) In Königsberg und Danzig sehen wir Schupp in den reichen und vornehmen Familien verkehren. Er lernt dort, was Lebensart sei, und berichtet uns launig, wie er sich, als Weinländer um sein Gutachten angegangen, wohl gehütet habe den Königsberger Wein, der wie Krautlache schmeckt, zu tadeln; den Königsbergern habe hierauf ihr Säuerling noch einmal so gut gemundet. Ferner habe er nie versäumt, den protzigen Danziger Krämer, der Schwefelfaden feilbot, mit „Junker" und „Gnädiger Herr" zu titulieren.[12]) Nachdem er sich Livland und Polen besehen und die trostlosen Bauernverhältnisse dortselbst, die bittere Armut und noch größere Unwissenheit kennen gelernt hatte,[13]) schiffte er sich in Danzig nach Kopenhagen und Soroe ein. Nach einem etwa halbjährigen Aufenthalte auf der dortigen Ritterakademie wollte er anfänglich über Lübeck und Hamburg nach Wittenberg reisen, mußte aber politischer Verhältnisse halber eine andere Reiseroute wählen. So ging er zunächst nach Stralsund, das durch seinen mannhaften Widerstand vor kurzem sich einen Namen gemacht hatte, und dann nach Greifswalde. Unter Beihilfe des kaiserlichen Generals Savelli, der ihn in ein Soldatenwams steckte, gelang es ihm nach Rostock durchzudringen. Bereits machten die Schweden diese Gegenden unsicher und umlagerten bald darauf die Stadt. Schupp erzählt uns, daß er hier auf den Wällen Rostocks zum erstenmal habe Kugeln pfeifen hören. Daher mag wohl die nicht eben freundlich gemeinte Sage entstanden sein, daß Schupp einmal auch dem Kalbsfell gefolgt sei.[14]) Trotz des Kriegslärms aber scheint gerade der Rostocker Aufenthalt anregend auf Schupp gewirkt zu haben. Er lobt die freundliche Aufnahme, die er in dem Hause des Juristen und Kanzlers Thomas Lindemann († 1634) gefunden, die tiefe Erudition des Mathematikers Peter Laurenberg († 1639), Bruders des als Satirikers bekannteren Johann Laurenberg († 1659), und die Gefühlswärme des Theologen Johann Cothmann († 1666). Später in seinem Avellin bei Marburg gedachte Schupp im Kreise

der Studenten öfter noch dankbar dieser Rostocker Zeit und ihrer edlen Männer.[15]) Kaum 21jährig erwarb sich Schupp hier die Magisterwürde und mit ihr das Recht, Vorlesungen halten zu dürfen. Wie gewaltig ihm diese Ehre anfänglich zu Kopfe stieg, schildert er in der Geschichte seiner vierfachen Hochmutsanfälle ungemein drastisch.[16]) Unterdessen mußte der kaiserliche Befehlshaber Virmont am 15. Oktober 1631 die Stadt den Schweden und Mecklenburgern übergeben.[17]) Schupp benützte die freigewordene Straße und reiste unter allerhand Fährlichkeiten über Lübeck und Hamburg zurück nach Gießen.

Schon am 14. Dezember 1632 erhält der junge Magister durch landgräfliches Dekret die Erlaubnis in Marburg ein oratorisches Praktikum — wie wir jetzt sagen würden, ein Seminar — abhalten zu dürfen. Dieser Erlaß ist auch politisch merkwürdig. Es wird dem jungen Dozenten darin sehr gründlich eingeschärft, daß er durchaus nichts vorbringen dürfe, was irgend wie mit dem jetzigen Kriegs- und Staatswesen in Beziehung stände. Die darmstädtische kaiserfreundliche Politik hatte eben allen Grund die Rache der Schweden zu fürchten.[18]) Eine Seuche vertrieb bald darauf die Universität nach Grünberg und Gießen. Schupp mochte einsehen, daß augenblicklich die Musen den Waffen zu weichen hätten, und ging im Frühjahr 1634 als Reisebegleiter und Mentor des jungen Rudolf von Holzhausen über Köln nach den Niederlanden. Am 3. Juni 1634 wurde er mit seinem Pflegebefohlenen »rectore Francone Burgersdicio III.« in Leyden immatrikuliert.[19]) Diesem Aufenthalte in den Niederlanden dankt Schupp die Weite des Blickes in staatlichen und kirchlichen Dingen. Das wohlgeordnete Staatswesen, der blühende Welthandel, die durch alle Bevölkerungsschichten verbreitete Bildung lehrten ihn begreifen, wie unendlich weit die deutschen Verhältnisse hinter den niederländischen zurückblieben. Seitdem keimt in Schupp der Entschluß, für die Besserung der vaterländischen Zustände nach dem Musterbilde der Niederlande mit allen Kräften zu wirken. Schupp begnügte sich nicht mit dem Besuche Leydens, wo Claudius Salmasius wirkte, namentlich Amsterdam erhebt er, wo er die Lehre und den Umgang des Joh. Gerhard Vossius und des Kaspar Bärläus genoß. Bei dem im Auslande aber bekanntesten Gelehrten Daniel Heinsius gelang es ihm einer Verwechslung mit dem Konvertiten und späteren Jesuiten Kaspar Scioppius wegen nicht vorgelassen

zu werden. Schupp hörte Heinsius nur in seinen öffentlichen Vorlesungen, die auf ihn aber nicht den gewünschten Eindruck gemacht haben, und äußerte sich später in seinem „Freund in der Noht" etwas bitter über den Hochmut und die Aufgeblasenheit dieses „grammatikalischen Generalmajors." [20]) Längst war Schupp tot, da erstand dem Heinsius in seinem Sohne Nikolaus 1665 ein grimmiger Bluträcher. Bloch meint, man sollte es nicht für glaublich halten, daß ein Gelehrter und noch dazu in lateinischer Sprache so zu schimpfen vermöge. Sein Vater Daniel Heinsius habe in einer Art von Divination die unwürdige Persönlichkeit dieses Schupp durchschaut und daher diesen Maultiertreiber Ventidius nicht für würdig erachten können, um ihm den Zutritt zu seinem vertrauten Umgang zu gestatten. Leute von der Art Schupps eignen sich zum geistlichen Stande, wie Packesel zum Isiskult. Die Söhne Schupps ehrten das Andenken ihres Vaters am besten dadurch, daß sie dem maßlosen Angriffe Schweigen entgegensetzten; um so mehr freilich jubilierten Schupps Hamburger Feinde. [21]) Gerne hätte Schupp von den Niederlanden aus noch Frankreich und Italien bereist, aber sein Vater meinte, es wäre des Reisens genug, nun sei es Zeit zu wirken. Zudem brächten die Meisten aus diesen Ländern wenig Gutes nach Hause mit.

Kaum zurückgekehrt wurde 1635 der erst Fünfundzwanzigjährige vom Landgrafen Georg II. zum Professor der Geschichte und Beredtsamkeit in der Marburger Artistenfakultät ernannt. [22]) Damit beginnt Schupp seine praktische Thätigkeit, zu der er besonders beanlagt gewesen ist. Sein weiteres Leben gruppiert sich naturgemäß um die vier Stätten seiner Wirksamkeit. Wir finden Schupp 10 Jahre lang in Marburg als Lehrer, Freund und Berater der Jugend und dabei als offiziellen hessischen Geschichtsschreiber thätig. Von dort siedelt er als Hofprediger und Superintendent nach Braubach über, wo Kirche und Schule, aber auch Hof und Diplomatie ihn in Anspruch nahmen. In den letzten Jahren der Friedensverhandlungen taucht er als diplomatischer Agent in Münster und Osnabrück auf, setzt die Ansprüche seines Herrn durch und gewinnt vielfache freundschaftliche Beziehungen zu einflußreichen, mächtigen Persönlichkeiten. Zweier Städte Blicke aus dem Norden und Süden des Reiches richten sich auf Schupp den Mitteldeutschen. Nach längerem Schwanken zieht er den Hamburger Ruf dem nach

Augsburg vor. So finden wir ihn die letzten 12 Jahre in aufreibender Thätigkeit als Prediger, Seelsorger und Schriftsteller in Hamburg wirksam, zuletzt ein Opfer seines Berufes, seines Freimutes und seiner Überzeugungstreue.

Es war ein mühsames Amt, das ihm in Marburg geworden. Das Interesse an Geschichte war anfänglich gering, die herkömmliche Weise, wie zur Beredtsamkeit angeleitet wurde, entbehrte jeder gesunden und verständigen Methode.[23]) Da setzte nun Schupp mit allem Eifer ein. Um einen ordentlichen Grund zu legen, gab er Helwichs »Theatrum historicum et chronologicum« neu heraus. Durch seine 1636 erfolgte Vermählung mit Anna Elisabeth, der einzigen Tochter Helwichs, kam er in den Besitz der wertvollen Manuskripte dieses berühmten Pädagogen und Polyhistors. Eine neue Gedankenwelt ging in ihm auf. Er begriff die alte und stets neue Wahrheit, daß, wer bessere Zustände herbei führen wolle, zuerst mit der Jugend beginnen müsse. Die rednerischen Übungen, die er mit der studierenden Jugend anstellte, führten ihn selbst in die Praxis des Lehrens ein und erweiterten und vertieften sein Wissen, indem in regem Wetteifer Reden und Abhandlungen des Lehrers mit denen der Schüler wechselten; seine ausbessernde und vervollkommnende Hand gestaltete manche dieser Schülerarbeiten so um, daß sie später von seinen eignen Abhandlungen kaum mehr zu unterscheiden waren. Zu Schupps schwerem Leidwesen mußte die ganze Arbeit in lateinischer Sprache geschehen. Wie viel vergebliche Mühe, wie viel unnötiger Zeitaufwand, bis man nur endlich zur Sache selbst kam! Was könnte geleistet werden, wenn alle Wissenschaften in deutscher Sprache betrieben würden? Die Gedanken Ratkes, Helwichs und Jungs wurden in ihm lebendig. Was es um einen deutschen Redner sei, das konnte er an dem hessischen Kanzler Anton Wolf von Totenwart († 1641) aus eigner Erfahrung wahrnehmen.[24]) Erst später in Hamburg trat Schupp mit seinen Reformgedanken hervor, die sicherlich schon der Marburger Zeit ihre Entstehung und Durcharbeitung verdanken. Schupp hatte sich auf einer Anhöhe bei Marburg ein Gärtchen gekauft und darin ein einfaches Landhaus bauen lassen. Das war sein „Avellin,“ dessen Inschrift lautete: »Parva sed mea!« Dasselbe wurde später von seinen dankbaren Schülern mit 120 Emblemen ausgeschmückt, die die ganze praktische Philosophie

veranschaulichen sollten. Hier verlebte Schupp heitere Tage, teils im trauten Familienkreise, teils im Umgange mit seinen jungen Freunden. Dahin verlegte er gerne seine Redeübungen. Gar mancher gedachte später noch dieser lieben Stunden; es fehlte nicht an dichterischen Verherrlichungen des Musensitzes.[25]) Nehmen wir nur eine dieser Reden heraus, die dem Avellin ihre Entstehung dankt und betitelt ist „der beliebte und belobte Krieg." Sie wurde wie später alle wichtigern in's Deutsche übersetzt und den Hamburger Kriegsherren gewidmet. Einer alten Uberlieferung nach[26]) soll der Entwurf von Peter List stammen, wurde aber sicherlich von Schupp gründlich überarbeitet. Der damals beliebten Fiktion folgend wird der Schauplatz in den Olymp verlegt. Apollo und die Musen besprechen sich über Wesen und Wert des Krieges. Sie kommen zu dem Schluß: „Der Krieg liegt in der Natur von Tier und Mensch. Es giebt kein Geschöpf unter der Sonne, von dem man sagen könnte, daß es niemals Krieg geführt habe. Der Mensch sucht Streit mit Wort, Schrift und That. Die That ist's, die ihm Ruhm und Ehre gewinnt. Aus dem Krieg stammt aller Adel und wird durch ihn allein erhalten. Der Krieg bietet eine Reihe von Vorteilen, er treibt die Menschen zu Anstrengungen und Wagnis und hält sie ab von Trägheit und allen Lastern. Wo blieben die guten Sitten und die Frömmigkeit ohne die Zucht des Krieges? Der Krieg ist eine der ältesten Einrichtungen der Menschheit und wird voraussichtlich immer Bestand haben. Deshalb muß sich jeder weise Fürst vorsehen. Schon Aristoteles ist der Meinung, daß der Friede nur dadurch erhalten werden kann, daß der fünfte Mann die Waffen trage." Aus diesen Schulübungen und Redeakten bei feierlichen Gelegenheiten entstand die Sammlung von lateinischen Schriften Schupps, die zuerst 1642 in Druck erschien und später noch dreimal 1656, 1658 und 1659 aufgelegt wurde. Wie eifrig Schupp in seinem Lehrberuf gewesen ist, bezeugt die Thatsache, daß er täglich 3—4 Stunden öffentlich lehrte, wozu noch häufig Privatinformationen kamen.[27]) Seine Lehrweise unterschied sich von der hergebrachten, indem sie, durchaus originell und lebendig, Verstand und Gemüt des Zuhörers zugleich zu ergreifen und hinzureißen verstand.[28]) Das Geheimnis dieser Macht lag zum Teil darin, daß Schupp nicht ablas, sondern frei sprach. Waren die Lehrsparten der Geschichte und der Beredtsamkeit früher

als nutzlos und nicht zum Brotstudium gehörig verachtet, so füllten sie jetzt die größten Lehrsäle. Es kam vor, daß Schupp mitunter in einem Kolleg 5 Fürsten und 9 Grafen neben vielen andern vom Adel unter seinen ständigen Zuhörern hatte.[29])

Aber nicht seine Beredtsamkeit allein übte diese Zugkraft aus, mehr noch vielleicht seine trefflichen Charaktereigenschaften. Nicht nur allen Bedürftigen erließ er jede Bezahlung, sondern jedem, der ihm von irgend einer Seite persönlich empfohlen wurde, ja er hielt oft noch unentgeltlich Privatvorlesungen. Es ist berechnet worden, daß er in den zehn Jahren seiner öffentlichen Thätigkeit nicht mehr als 20 Dukaten an Kollegiengeldern eingenommen hat, wozu eine silberne Kanne und die 120 Embleme als Geschenke kommen.[30]) Sein Haus war, wie das eines römischen Tribunen, jederzeit dem Hilfsbedürftigen geöffnet. Von seinem schmalen Einkommen spendete er noch dem Dürftigen und labte ihn mit Speise und Trank, sein Einfluß und seine ausgedehnten Bekanntschaften standen jedem seiner Schüler zur Verfügung. Als im Jahre 1640 nach dem Tode Herzog Bernhards die Weimarer Truppen unter Führung des Duc de Longeville Hessen überfluteten, kamen arme Studenten verzweifelt zu Schupp und baten ihn um Rat. Da schrieb er die ganze Nacht hindurch Empfehlungsbriefe und teilte unter seine Pflegbefohlenen, wie er humoristisch sagte, die ganze Welt aus. Getrosten Mutes verließen diese Tags darauf die Stadt.[31]) Schupps Familie wuchs indessen an Zahl, 5 Kinder wurden ihm in Marburg geboren, von denen 2 Söhne und 2 Töchter am Leben blieben. Da war Schmalhans öfters Küchenmeister. Der Gehalt betrug 140 Gulden. Die Zeiten waren teuer, Schupp geriet in Schulden. Er bat um Gehaltszulage. Schon nach drei Wochen, nach damaliger Sachlage ganz überraschend schnell, wurde ihm am 17. Januar 1639 der erfreuliche Bescheid, daß der Landgraf in Anerkennung seiner Verdienste ihm eine einmalige Zulage von 50 fl. und fürs Künftige eine Vierteljahrszulage von 25 fl., also eine 70% Gehaltserhöhung zubillige.[32]) Schupps Stern war in Darmstadt im Steigen. Georg II. suchte eine geeignete Persönlichkeit zur Fortsetzung der offiziellen hessischen Geschichte. Nachdem W. Schäfer, genannt Dilich, eine hessische Chronik bis 1605 geschrieben, die dann W. Buchs bis 1623 fortgesetzt hatte, war von dem berühmten Sammler und Abenteurer Melchior

Heiminsfeld Goldast, der zuletzt in hessischen Diensten zu Gießen verstarb, auf dringlichen Wunsch des Landgrafen Georg II., eines besondern Freundes der Geschichte, der Plan gefaßt worden, eine lateinisch geschriebene hessische Geschichte in großem Stile zu entwerfen.[33]) Er kam aber über Materialiensammlungen nicht hinaus.

Auf den Rat des Geheimrates W. von Totenwart betraute nun der Landgraf zuerst den Marburger Professor Konrad Bachmann und nach dessen baldigem Tode unsern Schupp mit der Aufgabe, ein lateinisch geschriebenes Geschichtswerk über die Regierungszeit der Landgrafen Ludwig V. und Georg II. (also die kitzliche Aufgabe einer Zeitgeschichte) zu fertigen. Zu diesem Zwecke wurden Schupp die Goldastschen Vorarbeiten und reiches Aktenmaterial im Jahre 1640 übergeben.[34]) Für seine Mühewaltung wurde ihm eine jährliche Remuneration bewilligt bestehend in 12 Klafter Holz, 12 Stück Rotwild und einer Wildsau in Haus und Küche geliefert und neben Erleichterungen in seinem öffentlichen Lehramte, — Schupp hatte von 1641 an nur noch die exercitia oratoria unter Wegfall der Kollegien zu betreiben — ward ihm ein Amanuensis mit 52 Reichsthaler Gehalt und dem Bezugsrechte von 4 Klafter Holz an die Seite gegeben.[35]) Diese für die damaligen Zeiten nicht unbeträchtlichen Bezüge erklären den regen Eifer des Fürsten. Schupp erklärte, er wolle seinen Amanuensis so heranbilden, daß er später eine „schöne deutsche Hessische Chronik", eine Art Auszug aus dem lateinischen Hauptwerke, zu fertigen im stande sein sollte. Auf wiederholtes Andringen des Landgrafen sandte Schupp dann einstweilen den umfangreichen Titel seines Geschichtswerkes an die Regierung nach Darmstadt. Wohl zur Beruhigung des Landgrafen und als Vorgeschmack des zu Erwartenden ließ Schupp seinen »Hercules togotus seu oratio de illustrissimo heroë Georgio II.« 1640 in Druck gehen. Er feierte darin das allerdings nicht so ganz freiwillige vorläufige Entgegenkommen, das damals Darmstadt der lang mißhandelten Casseler Linie entgegen zu bringen sich veranlaßt sah.[36]) Aber das Werk selber wollte keine Fortschritte machen. Noch im Jahre 1645 verlangt Schupp einige geneaologische Hilfsmittel, bald darauf aber klagt er in einem Privatbriefe, er müsse die Arbeit liegen lassen, es fehle ihm an dem nötigsten Lebensunterhalte, da man ihm seine Besoldung nicht richtig ausbezahle. Die Lösung des Rätsels, warum Schupps

Arbeiten in der hessischen Geschichte nicht rascher fortschritten, scheint mir übrigens wo anders zu liegen. Schupp hatte angefangen sich ausschließlich der Theologie zu widmen. Im Jahre 1641 wurde er Licentiat der Theologie, 1643 übertrug ihm der Landkomtur des Deutschordens in Hessen, ein Freiherr von Habeln, die Hilfspredigerstelle an der St. Elisabethskirche und 1645 erwarb sich Schupp den theologischen Doktortitel.[37]) Später freilich dachte Schupp sehr gering über diese Titulaturen und würde das Geld lieber für Warmbier in einem Altweiberspital in Hamburg verausgabt wissen wollen, als für solch nutzloses Gepränge.[38]) Da wurden ihm plötzlich alle mitgeteilten Akten wieder abgefordert. Es bleibt ungewiß, ob er in Ungnade gefallen, weil er so lange mit der Ausführung gezögert, oder ob der Landgraf über der Kriegsnot selber vorerst auf ein Geschichtswerk Verzicht geleistet habe. Kurz darauf am 2/12. November 1645 wurde Marburg von den Schweden und Hessen-Casselern unter Führung des Generals Geisa erobert und geplündert. Die Burg, von Willich verteidigt, kapitulierte am 18. Januar 1646. Stadt und Universität mußte der Landgräfin Amalie huldigen. Schupp verlor bei diesem Kriegshandel seine ganze Habe; Bibliothek, Manuskripte und, was ihn noch mehr schmerzte, sein geliebtes Avellin gingen in Flammen auf. Hätte er die Akten noch in Händen gehabt, sie wären vernichtet worden. J. J. Winkelmann machte sich dann 1648 nach dem Friedensschluß mit mehr Glück an die Bearbeitung der hessischen Geschichte.[39]) Die Verstimmung über diese kriegerischen Vorgänge, vielleicht auch das Gefühl der Kränkung wegen der abgeforderten Manuskripte, bestimmten Schupp auf seine Professur Verzicht zu leisten. Er entschloß sich in die Dienste des Landgrafen Johann zu treten, eines Bruders seines bisherigen Landesherrn. Landgraf Johann besaß das Amt Braubach und das Kirchspiel Katzenellenbogen; letzteres bildete freilich einen sehr umstrittenen Besitz.[40]) Wie Schupp als Hofprediger und Konsistorialrat dahin abging, warnte ihn sein Marburger Kollege Tonsor vor dem Hofteufelchen, das ihn sicherlich in Braubach schon erwarte. Doch meint Schupp später, es sei nur ein dummer Teufel gewesen.[41]) Die schlimmsten Teufel sollte Schupp erst in Hamburg in geistlicher Vermummung kennen lernen.

In Braubach gestalteten sich Schupps dienstliche und persön-

liche Verhältnisse bald ungemein angenehm. Er bekommt später in Hamburg manchmal Anwandlungen von Heimweh nach den idyllischen Zuständen des kleinen Höfchens. Des Müllers Esel in Braubach, meint er, sauft einen Sauerbrunnen, und wir hier in Hamburg müssen uns mit einem so schlechten Wasser behelfen.[42]) Es gilt von Schupp nicht das alte Wort: „Wer fromm leben will, der meide den Hof.“[43]) Sein mannhaftes und dabei kluges und menschenfreundliches Wesen gewann ihm bald das unbeschränkte Zutrauen seines fürstlichen Herrn, das einer Art von Vertraulichkeit und Freundschaft nahe kam. Der Landgraf bekennt sich offen zu Schupp: „Ja, ich halte auch nicht jedermann zu gute, was ich (Schuppen) zu gute halt. Es ist nicht ohne, Er hat einen hitzigen Kopff und ein teutsches Maul, aber er hat ein ehrlich Hertz. Ich habe ihn mehr als in einer occasion probiret.“[44]) Schupp spricht stets mit der größten Hochachtung von den vortrefflichen Eigenschaften des Verstandes und Herzens, die den Landgrafen geziert. Er erklärt ihn für ein heroisches Gemüt. In kleinliche Verhältnisse gebannt und in seinem Besitz bedroht, trug sich Landgraf Johann, der ein tüchtiger Soldat gewesen, mit dem Gedanken, ein Heer zu werben und in venetianischen Dienst zu treten. Politische Umtriebe aber verhinderten im letzten Augenblick die Ausführung.[45]) Schupps Rat und Sachkenntnisse in der verwickelten politischen Lage brachte ihn dem Landgrafen immer näher. Schupp seinerseits fühlte sich dem Landgrafen für's Leben verpflichtet. So schrieb er seinem Sohne Anton Meno auf die Universität, er solle die Ehrenschuld des Vaters abtragen, indem er eine Lobrede auf den verewigten Helden Landgraf Johann fertige und in Druck gebe.[46]) Die Franzosen und Schweden hatten gefordert, daß sich jeder Reichsstand selbständig bei den Friedensverhandlungen vertreten lasse. So mußten auch die kleinsten Stände ihre Bevollmächtigten nach Münster und Osnabrück senden. Besonders verwickelt stand die hessische Angelegenheit, sie sollte in Münster mit entschieden werden. Der alte Erbfolgestreit zwischen Darmstadt und Cassel wurde durch die Verschiedenheit der Konfession noch verschärft. Ludwig V. und Georg II. von Hessen-Darmstadt waren eben so eifrige Lutheraner, wie Moritz von Hessen-Cassel und seine Nachfolger Calvinisten. Der Hauptaccord vom 24. September 1627, vom Kaiser unter dem 1. Februar 1628 bestätigt, befriedigte keine der streitenden Parteien. Mit dem Auf-

treten Gustav Adolfs in Deutschland brach die alte Feindschaft von neuem los. Landgraf Wilhelm II. und nach seinem Tode seine Gemahlin Amalie Elisabeth waren die eifrigsten schwedischen Parteigänger in Deutschland, wie der Darmstädter Landgraf Georg und sein Kanzler Wolf von Totenwart treu und unentwegt an dem kaiserlichen Bündnisse festhielten. „Deo et Caesari fidelis“ war die landgräfliche Devise und der intrigante Franzose Feuquieres hält Totenwart für einen höchst bösartigen Menschen, der sich mit Leib und Leben dem Kaiser verschrieben habe.[47]) Damit verschoben sich die hessischen Verhältnisse ganz nach dem jeweiligen Gange des Krieges. Durch Gustav Adolfs Erfolge im Übergewicht war Cassel nach der Nördlinger Schlacht dem Untergange nahe, bereits sprach der Kaiser die Acht über den jungen Casseler Landgrafen aus. Aber der Erfolg schlug um, die Acht wurde zurückgezogen, Darmstadt kam je länger je mehr in Bedrängnis, schließlich verlor es Marburg wieder, der Besitz der Grafschaft Katzenellenbogen war ernstlichst gefährdet. Eine Zeitlang behinderte sogar der hessische Familienstreit den Fortgang des allgemeinen Friedenswerkes. Cassel hatte nicht weniger als 7 Abgesandte beim Kongreß. Schweden und selbst Venedig arbeiteten eifrig für seine Sache.[48]) Da galt es für die Darmstädter, alle Segel aufzuspannen. Des Kaisers und Sachsens war man zwar sicher, aber die Gegner hatten das Übergewicht. Besonders schlecht mußte es da um die Ansprüche Johanns von Hessen-Braubach auf Teile von Katzenellenbogen bestellt sein. Unter solch verwickelten Verhältnissen ging Schupp als diplomatischer Agent 1647 an den kurkölnischen Hof nach Bonn, dann an den pfalzneuburgischen nach Düsseldorf, um endlich in Münster aufzutauchen. Dort betrieb er gemeinsam mit dem Geheimrat von Boineburg die Braubachische Sache. Was die Eifersucht der gegnerischen Diplomaten bisher verhindert hatte, das gelang dem milden und versöhnlichen Auftreten Schupps. Schupp gewann das Vertrauen, ja die Freundschaft der schwedischen Generalbevollmächtigten Johann Oxenstjerna und Salvius, bei denen er durch seinen Nachfolger in Marburg Dietrich, den Vertreter des Hamburger Domstifts, eingeführt worden.[49]) Ehe noch die allgemeine Streitfrage berichtigt war, kam es am 14. April 1648 zu dem Einigungsvertrag zwischen den beiden hessischen Häusern. Landgraf Johann erhielt für sich und seine männlichen

Nachkommen Braubach und das Kirchspiel Katzenellenbogen, nur in dem Falle des Aussterbens dieser Darmstädter Nebenlinie sollte Cassel, dem die übrige Herrschaft Katzenellenbogen zugesprochen worden war, gegen Erlegung des Pfandschillings der Rückfall des Kirchspiels zustehen.[50]) Schupp hatte also gesiegt. Bisher über die Grenzen Hessens hinaus wenig genannt, war er auf einmal eine bekannte, gesuchte Persönlichkeit geworden. Manch' politische Weisheit ward ihm in Münster mitgeteilt. So verriet ihm Oxenstjerna der Sohn das Geheimnis der Macht seines Vaters. Wer zuverlässig in Staatsgeschäften ist, den halten und schützen, wer aber feindselig, den rücksichtslos vernichten! Er erfuhr aber auch, wie wenig das Recht gilt und wie viel die Gunst, und welch eine große Weisheit es sei, ein mächtiges Reich zu vertreten, hinter dem 50000 Soldaten stehen, wogegen es himmelschreiende Thorheit, das klarste Recht ohne Macht vertreten zu wollen.[51]) Wenn man hinter der Herrn eigentliche Meinung kommen will, so darf man nicht nur im Konferenzzimmer verkehren, ins Bad, zum Sauerbrünnlein muß man ihnen folgen, da reden sie, wie's ihnen um's Herz ist.[52]) Es war ein denkwürdiger Abend für Deutschland, als am 24. Oktober 1648, einem Samstag, die Friedenspräliminarien zu Münster unterzeichnet wurden. Noch in der Nacht schickte Oxenstjerna zu Schupp, und morgens hielt dieser die Friedens- und Dankpredigt vor den versammelten Gesandten der evangelischen Stände. Der Eindruck muß ein überwältigender gewesen sein, die Gesandten waren bewegt, das Volk weinte und schluchzte. Die protestierenden Stände überschickten Schupp durch den kursächsischen Gesandten Leuber ein ansehnliches Geschenk mit einem höchst anerkennenden Schreiben. Der 1. Jubelbrief, der ihn von auswärts ereilte, war der seines früheren Rektors Scheibler (damals Superintendent in Dortmund), der die Seligpreisung der Boten, die den Frieden verkündigen, Schupp zusprach. Aber nicht alle dachten so friedlich und freundlich. Der päpstliche Legat Fabio Chigi, der spätere Papst Alexander VII., schalt Schupp einen Ketzer, der das Volk verführe, und die Mönche verbreiteten das Gerücht, Schupp sei unsinnig geworden und laufe als wilder Mann in einem Walde bei Köln umher. Leider ist die Predigt nicht mehr vorhanden, Schupp hatte eine unüberwindliche Abneigung dagegen, Predigten drucken zu lassen. Das Manuskript kam ihm

später abhanden. Kurz darauf erschien eine Flugschrift, „Friedensäul“ betitelt, die Schupp ganz eigenartig an seine gehaltene Predigt gemahnte. Plagiat und Nachdruck gehörten eben zu den Krebsschäden der Zeit. Schupp erzählt nun in diesem Zusammenhange von einer 2. Predigt, die er in Münster nach Eintreffen der Ratifizierung des Friedensschlusses am Sonntag Quinquagesima 4./14. Februar 1649 gehalten habe. Damals legte er den Text des Sonntags Lucas 18 zu Grunde: „Siehe ich gehe hinauf nach Jerusalem u. s. w.“ und ermahnte dann die Fürsten nach Wiedergewinnung der Eintracht mit vereinten Kräften den Reichsfeind, die Türken, aus Europa zu vertreiben. Dem venetianischen Gesandten Contarini, der durch den schwedischen Geschäftsträger Bärnklau davon erfuhr, war dies natürlicher Weise sehr aus der Seele gesprochen; er äußerte, dieser Schupp müsse ein ganz außerordentlich trefflicher Mann von wahrhaft katholischer Gesinnung sein.[53]) Merkwürdigerweise stellt schon Moller diese 2. Predigt in Frage, und Bindewald folgt ihm hierin.[54]) Gehalten ist dieselbe meines Erachtens jedenfalls worden, aber fraglich ist es, ob man von einer 2. Friedenspredigt reden kann. Sie scheint mir im Gegensatz zur 1. einen vollständig privaten Charakter zu tragen. Denn einmal liegt ihr der gewöhnliche Sonntagstext zu Grunde, wie er nach dem bereits bestehenden Perikopenzwang vorgeschrieben war, und fürs andere thut Schupp dieser 2. Predigt zugleich mit einer von ihm gehaltenen Traurede bei der Vermählung Johann Oxenstjernas Erwähnung offenbar nur zu dem Zwecke, um weitere Beispiele der Untreue seines damaligen Amanuensis zu geben, denn auch diese beiden Manuskripte wurden ihm entwendet und verkauft. Der Gedanke eines Türkenkriegs aber ist eine der Schuppschen Lieblingsideen, der wir bei anderer Gelegenheit wieder begegnen werden.

In Hamburg war man auf Schupp aufmerksam geworden. Man liebte es hier, bedeutende Gelehrte und Prediger für die geistlichen Stellen zu gewinnen. Das Hamburg der damaligen Zeit galt neben Wittenberg, der Kathedra Luthers, als eine Hochburg des Luthertums. Dieser Ruhm und die gute Dotierung der geistlichen Stellen bewirkten, daß kein Amt in der damaligen lutherischen Kirche Deutschlands gesuchter war, als das eines Hauptpastors in Hamburg. Schupp kommt öfters in seinen Schriften

auf des damaligen Hamburgs einzigartige Stellung in Deutschland zu sprechen.[55]) Die Stadt hatte das gewaltige Privileg genossen, vom Elend des dreißigjährigen Krieges verschont geblieben zu sein. Ja, was andern zum Verderben gereichte, wurde ihr Gewinn. Handel und Gewerbe waren in stetem Steigen begriffen, Reichtum und Überfluß, freilich auch Übermut, Verschwendung und Völlerei die naturgemäßen Folgen. Wer Ruhe, Sicherheit und Erwerb suchte, eilte nach Hamburg. „Sie ist eine edle von Gott reichlich und überflüssig gesegnete Stadt, ein schöner Lustgarten, ein irdisches Paradies!“[56]) Schon von Münster aus hatte Schupp auf Aufforderung hin im Sommer 1648 einmal in Hamburg gepredigt. Da erfolgte im Februar 1649 seine Berufung auf das Hauptpastorat von St. Jakob. Eben hatte sich Schupp in Darmstadt bei Landgraf Georg verabschiedet und wollte nach Braubach zurückkehren, da überraschte ihn in Frankfurt a. M. eine Augsburger Deputation unter Führung des Ratsherrn Beinhofer, die ihn in sehr dringlicher Weise nach Augsburg einlud. Dem Berufungsschreiben war ein zweites beigelegt, in dem der Rat der Stadt Hamburg mit Rücksicht auf die besondere Notlage Augsburgs ersucht wurde, Schupp vom Antritt seiner Hamburger Stelle entbinden zu wollen. Die Lage in Augsburg war in der That eigenartig genug. Nicht leicht hatte eine 2. Stadt Deutschlands unter dem Kriege mehr zu leiden gehabt als Augsburg. Der paritätische Charakter der Stadt hatte dem evangelischen Kirchenwesen dortselbst mehr denn einmal den Untergang zu bringen gedroht. Nach langem Streite hatte der westfälische Friede endlich einen gesicherten Rechtsstand garantiert. Nun handelte es sich um Neuordnung des evangelischen Kirchen- und Schulwesens. Zu diesem schweren, aber ehrenvollen Amte wurde Schupp berufen. Er sollte als Senior der Geistlichkeit freie Bahn schaffen und ein 2. Sturm in Aufrichtung der Schulen werden. Merkwürdiges Spiel der Umstände! Dort Reichtum und gesicherte Verhältnisse, hier Verwirrung und Verarmung, dort das Ansehen der Gegenwart, hier der Ruhm der Vergangenheit. Schupps Herz zog ihn nach Augsburg, dem Stammhaus der evangelischen Religion. Dort sollten Helwichs Pläne in's Leben treten. Aber Hamburg hatte seine Zusage und zeigte wenig Neigung, zu Gunsten Augsburgs zurückzutreten. Voll Zweifel kam er nach Braubach zurück. Doch in welch trostlosem Zustande

sollte er hier seine Familie vorfinden. Das ganze Haus war von einer pestartigen Krankheit befallen worden. Abgeschlossen von der Außenwelt mußte Schupp Krankenwärterdienste verrichten. Er litt leiblich und geistig schwer. Eine befreundete Gräfin, die er in seiner äußern und innern Bedrängnis um Rat angegangen hatte, empfahl ihm dringend nach Augsburg zu gehen. Dahin beriefe ihn Gott. Ja sie bedrohte ihn, für den Fall, daß er dennoch nach Hamburg zöge, er würde dort das Kreuz und die Trübsal reichlich finden, denen er vielleicht durch seine Augsburger Fahnenflucht zu entfliehen glaube. Die Zeit gab der Frau nur zu sehr Recht. Schupp selbst bekennt, daß er sich oft ihres strafenden Wortes später erinnert habe. Im persönlichen Interesse Schupps, wie in dem der Schule ist seine Entscheidung für Hamburg sicher zu beklagen. Aber Schupp fühlte sich damals zu herabgestimmt, er beschloß, ohne eigenes Zuthun der Sache ihren Lauf zu lassen, und da die Hamburger Herrn auf ihrem Rechte beharrten, ging er nach Hamburg.[57]) So schmerzlich diese letzten 12 Jahre seines Lebens für Schupp vielfach werden sollten, sie sind doch die Zeit seiner Größe geworden. Ohne den Hamburger Aufenthalt wüßte die Litteraturgeschichte wenig von Schupp, wäre sein Predigtruhm vielleicht verschollen. Wer weiß, ob die Augsburger Thätigkeit ihm Zeit und Veranlassung geboten hätte, seine deutschen Gelegenheitsschriften zu verfassen, ob ohne die Anfeindung seiner Hamburger Gegner eine Zeile seiner Predigten auf uns gekommen wäre. Durch die Krankheit verzögerte sich seine Abreise; erst am 20. Juli 1649 wurde er durch den damaligen Senior der Hamburger Geistlichkeit Dr. Johann Müller (alias Möller) in sein Amt als Hauptpastor bei St. Jakob eingeführt. Aber das häusliche Unglück verfolgte ihn noch in die neue Heimat; seine Gemahlin, die Tochter Helwichs, starb am 12. Juni 1650 nach 14jähriger Ehe. Im November 1651 vermählte er sich zum zweitenmale mit Sophie Eleonore, der Tochter des schleswig-holsteinischen Kanzlers Th. Reinkingk zu Glücksstadt; 2 Kinder, eine Tochter und ein Sohn, gingen aus dieser 2., ebenfalls glücklichen Ehe hervor. Der Dichter und Hausfreund Johann Rist hat in seinem „Teutschen Parnaß“ in einem Trauerlied den Tod der Tochter Helwichs, sowie später in einem Schäferspiel die 2. Vermählung besungen.[58]) Schupps Auftreten als Prediger, Seelsorger und Schriftsteller erregte bald

ungemeines Aufsehen. Ein Beifallssturm erhob sich, hoch und nieder wetteiferten in Anerkennung, Bewunderung und Hingabe. Es fehlte nicht an äußeren Ehrungen. So wurde Schupp am 26. März 1656 durch den kaiserlichen Pfalzgrafen Christian von Rantzau in den erblichen Adelsstand erhoben, später selbst zum Pfalz- und Hofgrafen ernannt und am 8. Mai 1658 durch Verleihung eines kleineren Kanonikates als Mitglied des reichsunmittelbaren Hamburger Domkapitels aufgenommen. Diese letztere Würde, die sehr geringe Bürde mit sich brachte, hatte den Vorzug einer Jahresrente.[59]) Aber diesen äußern Erfolgen standen Nachteile entgegen, die sich in ihrem Verlaufe in's Ungemessene zu steigern anfingen und die verbitternd und lähmend auf Schupps Berufsfreudigkeit, seine Gemütsruhe und Lebenskraft zu wirken begannen. Schupp ging nicht gern nach Hamburg, wie wir gehört haben, ja er wäre am liebsten nach den ersten Eindrücken, die er dort empfing, wieder umgekehrt. Er trug sich eine Zeit lang mit dem Gedanken, um seine Entlassung einzukommen.[60]) Aber allmählich gewannen seine urwüchsige Natur und sein gesunder Optimismus wieder die Obhand über Verzagtheit und Kleinmut, die ihn angewandelt, er griff mit Wort und That „ins volle Menschenleben," und es schien wirklich, als müßte sich ihm alles beugen. Sein Predigterfolg war ein unerhörter, ihn selbst überraschender. Fast wollte ihn einmal der Hochmut anwandeln, wie er die Äußerungen schlichter Bürgersleute im Vorbeigehen vernahm.[61]) Dabei war er sich bewußt, kein Liebediener und Schönredner zu sein. Er strafte herzhaft das Böse, wo er es fand, bei hoch und nieder, und er fand dessen in der üppigen Stadt nur allzuviel. Rücksichtslos bestritt er die Heuchelei und Gleisnerei, die sich in Frömmigkeit hüllte, die kirchliche Gebräuche mitmachte und mit ihrer Rechtgläubigkeit groß that, dabei aber offen oder versteckt in Sünden und Lastern lebte. Er wagte es, die Unsitte des Ammentums, mit andern Worten der Maitressenwirtschaft, auf die Kanzel zu bringen und ihr den offenen Krieg zu erklären, er griff die Verwaltung der Spitäler und Leihhäuser in ihrer Untreue und Lässigkeit an, den Verderb des Winkelschulwesens, die Hartherzigkeit und Knauserei der Reichen und Vornehmen. Aber auch die niedern Klassen schonte er nicht. Er hielt ihnen ihren Leichtsinn, ihre Genußsucht, ihre Pflicht- und Ehrvergessenheit mit scharfen Worten vor und machte

ihnen kein Hehl daraus, daß Armut und Elend noch lange keine Tugend seien, und daß der Teufel durchaus keinen Unterschied zwischen einem reichen Schlemmer und einem armen Lumpen mache, daß die Sünde stets und allezeit aller Leute Verderben gewesen sei! Nicht einmal den Trost der Rechtgläubigkeit ließ er hoch und nieder. Er versicherte ihnen auf den Kopf, daß wer Gott fürchte und Recht thue, der sei ihm angenehm, alle andern, die Lutheraner zuerst, denn die sollten es am besten wissen, wie Papisten, Calvinisten, Juden und Muhammedaner, seien verloren, änderten sie nicht ihr Thun. Das war nun freilich eine andere Redeweise als die, welche man bisher gewohnt gewesen. Wie schmeichelte es doch zu hören, wie man selber so tief in der Wahrheit darinnen sitze, daß es gar nicht fehlen könne, und andere so arm und dürftig daran seien, daß man sie nur verachten und verfluchen müsse.[62]) Und wie rauschte es von gelehrten Beweisgründen und Widerlegungen und lateinischen, griechischen oder gar hebräischen Citaten. Man merkte wohl den Unterschied dieser Redeweise und Schupps gewaltiger Worte. Trotzdem drängte man sich heran, die Kirchenstühle bei St. Jakob mußten vermehrt werden, einige Tausende Überschuß wurden jährlich für Stuhlmieten vereinnahmt.[63]) Aber Schupp that noch mehr. Er ging in Armen und Krankenhäuser, tröstete, schalt und ermahnte, ging in die Schulen, ordnete und besserte, ging in die Häuser, sprach freundlich und ernst und war für alle Welt ein jeder Zeit bereitwilliger Berater und Freund, mit offener Hand gegen alle Dürftigen, Einheimische und Fremde. Seine „geflügelten Worte“ durcheilten die Stadt, die Nachbarkirchen leerten sich, St. Jakob faßte die Hörer nicht mehr. Nun sollte sich Schupp noch auf anderm Gebiete als Meister zeigen. Es ist unbegreiflich, wo er die Zeit hergenommen hat, aber nun wurde er auch Schriftsteller. Vom Jahre 1656 an überbot er sich in einer Menge von Flugschriften, größeren und kleineren, geistlichen und weltlichen, die meist unter Pseudonymen wie Antenor, Ambrosius, Ehrenhold, Mellilambius und Philander in die Welt gingen, vom Volke nah und fern förmlich verschlungen wurden, deren manche hundertfachen Druck und Nachdruck erfuhren. Es konnte nicht fehlen, daß sich Schupp in Wort und Schrift viele geheime Feinde gemacht hatte. Längere Zeit wagten sie sich nicht heraus, es mangelte ihnen an Mut und an Führern. Der wach-

sende Erfolg Schupps gab ihnen beides. Der Neid seiner Amtsbrüder durchbrach alle Schranken. Schupp konnte mit Platen sagen: „Draus hat sich mir der Brüder Neid entsponnen, die gern mich würfen in den tiefsten Bronnen." An der Spitze der Gegner und Neider stand, wie billig, der Nachbarpfarrer von St. Peter, der Hauptpastor und Senior J. Müller. Zu seiner Charakteristik mag der eine Umstand genügen, daß er die Berufung des tieffrommen Heinrich Müller nach Hamburg angeblich wegen falscher Lehre zu hintertreiben gewußt hat.[64]) Um ihren Senior scharte sich die Hamburger Geistlichkeit, nur wenige wahrten Neutralität. Der ganze Apparat eines wohlinstruierten Ketzerprozesses wurde in Thätigkeit gesetzt! Erst heimliche, dann öffentliche Verleumdung in Wort und Schrift, ein wohlorganisiertes Spionier- und Überwachungsbureau, Citationen vor den geistlichen Konvent, Einholung von Gutachten theologischer Fakultäten, schließlich Anklagen beim Rate der Stadt und Versuch einer geheimen Exkommunikation. Weiter reichten zu Schupps Glück die verfügbaren Machtmittel nicht. Schon im Jahr 1653 zeigte sich der erste Sturmvogel. Einer von Schupps Amtsbrüdern bei St. Jakob, M. Vincent Crull, wurde aufgehetzt, mit einer Beschwerde gegen Schupp hervorzutreten. Nachdem er von den Kirchengeschwornen bei St. Jakob abgewiesen worden war, wandte er sich klagend an den Konvent der Geistlichkeit. Seine nicht mehr vollständig vorhandene Klageschrift beschuldigt Schupp unkollegialer, hoffärtiger Gesinnung und ungesetzlicher, gewaltthätiger Handlungsweise.[65]) Wir wissen nicht, wie die Sache weiter verlaufen ist. Indessen mehrt sich die Zahl der einheimischen und auswärtigen Feinde und Neider. Manche verziehen ihm nicht seine 2. Heirat, die er mit einer Nichthamburgerin eingegangen hatte, durchreisende Vaganten fanden die reichliche Unterstützung nicht, die sie sich erwartet hatten, andern widmete der vielbeschäftigte Mann nicht die ausgedehnte Zeit, die sie der Wichtigkeit ihrer Person gemäß beanspruchen zu können glaubten. Da regnete es Klagen über Geiz, Habsucht, Hochmut und Anmaßung. Die abenteuerlichsten Gerüchte voll der größten Widersprüche durchschwirrten die Stadt, wurden geflissentlich verbreitet. Bald sollte Schupp seine Weinkeller mit den größten Stückfässern angefüllt haben, bald wieder sollte er Holz und Torf aus Knickerei und schlechter Hauswirtschaft nur in den kleinsten

Portionen, wie arme Leute, beziehen, bald sollte sich sein Tisch biegen unter der Last der ausgewähltesten Gerichte, ja er sollte allein einen Pastetenbäcker in Nahrung setzen, bald wieder sollte es seinem Hausstand an dem Allernötigsten fehlen, ja er habe oftmals kaum 2—3 Thaler in seinem Besitze. Für eine seiner Töchter sollte er aus eitel Hochmut einen Rock aus lauter Silberstücken bestellt haben; einige aber von den allerklügsten hatten es sogar selbst mit angesehen, wie der Teufel in Person Schupp auf der Kanzel mit Wein regaliert habe.

Dazu gab es Spaßvögel, die es darauf angelegt hatten, zu erproben, wie viel Unsinn die Menge zu glauben im stande sei. Es waren Freunde Schupps, aber sie leisteten ihm dadurch einen schlechten Dienst. So erzählten sie bei Gelegenheit von Schupps 2. Vermählung, es würde auf dem Kirchhof von St. Jakob nachts zwischen 9—10 Uhr ein Feuerwerk abgebrannt werden. Zu dem Zwecke seien jedem Brachervogt ein paar eiserne Handschuhe gefertigt worden. Richtig stand die Menge Kopf an Kopf bis tief in die Nacht hinein und entfernte sich nur sehr unwillig und enttäuscht, wie das Feuerwerk unverantwortlicher Weise ausblieb.[66]) Wurde Schupps Privatleben so böswillig in die Öffentlichkeit gezogen, so können wir uns denken, welcher Art die Anklagen über seine Amtsführung und seine Predigtweise gewesen sein mögen. Es wurden Aufpasser in seine Predigten geschickt, die darüber berichten sollten, wie es darin zuginge. Man bestach seine Diener und ließ sich Manuskripte Schupps ausliefern. Auf diese Weise konnte es geschehen, daß ohne Schupps Wissen von seinen Feinden „Corinna, die erbare und scheinheilige Hure“ in Druck gegeben wurde, wohl das schärfste Sittenbild, das Schupp je geschrieben hat. Es blieb Schupp nichts anders übrig, als die Schrift mit entsprechender Einleitung und mit einem zweiten, etwas abschwächenden Teile versehen, nun seinerseits selbst der Öffentlichkeit zu übergeben. Noch niederträchtiger war, daß man die Briefschaften Schupps auf der Post gegen den Portobetrag einlöste und unterschlug. Es wirft dieses Verfahren allerdings nicht das beste Licht auf die damaligen Posteinrichtungen. Allmählich glaubte man Material genug zu haben, um gegen Schupp amtlich vorgehen zu können. Nunmehr wurde Schupp vor den Konvent der Geistlichkeit geladen. Er sollte sich darüber verantworten, wie er seine

„Fabeln und lächerliche Historien,“ seine „Föckereyen, Narrenpossen und unfläthigen Händeln,“ die er in Wort und Schrift, auf der Kanzel und in Flugschriften, unter seinem Namen und anonym vortrage, mit „seinem Docktoreide und Diensteide“ vereinbaren könne.[67]) Schupp erschien ein paarmal und gab um des lieben Friedens willen beruhigende Erklärungen. Wie man aber theologische Gutachten gegen ihn einzuholen anfing und sich weigerte, ihm den Wortlaut derselben mitzuteilen, da brach er allen Verkehr mit der Geistlichkeit ab, protestierte an alle seine Zuhörer, die er zu notarieller Protokollgebung all' der Ungehörigkeiten dringend einlud, die sie aus seinem Munde je vernommen hätten, und wurde klagbar beim Rate der Stadt. Es waren die beiden streng lutherischen Fakultäten Straßburg und Wittenberg, die zu einem Gutachten über Schupp veranlaßt worden sind. Zu dem Zwecke waren denselben außer Protokollen über angebliche Äußerungen Schupps in Predigten und in Privatgesprächen 5 Schriften desselben vorgelegt worden: „Der rachgierige Lucidor, Mellilambii Sendschreiben vom schwedisch-polnischen Krieg, die holländische Pratchen, Freund in der Noht und Salomo ein Regentenspiegel.“ Die beiden letzten waren die jüngst erschienenen Schriften Schupps und gehören mit zu seinen besten. Es wurde also den Fakultäten genügendes Material geliefert, um ein verständiges Urteil fällen zu können. Zwei Fragen waren ihnen gestellt worden:

1) Ob es einem Doctori Theologiae und Pastori solcher großen Gemeine anstehe, dergleichen facetiae, Fabeln und lächerliche Historien zu predigen und zu schreiben, insonderheit wie in dem Büchlein „Freund in der Noht“ und „Salomo“ gefunden werden?
2) Wann gemeldeter Pastor die Privatadmonitiones seiner Collegen nicht hören will, sondern mit höhnischen Lästerworten einen und den andern angreifet, wie man verfahren solle, daß er von solchen facetiis und lächerlichen satyrischen Händeln abgehalten werde?

Obgleich die Fakultäten nicht umhin konnten, einen Unterschied zwischen Predigten und Privatschriften anzuerkennen, so beantworteten sie doch schließlich die Fragen im Sinne der Befragenden.

Unter dem 12. November 1657 befragt sandten die Straß-

burger ihre Antwort unter dem 4. Januar, die Wittenberger unter dem 8. Januar 1658. Das Straßburger Gutachten ist das umfangreichere und strengere, in 13 Punkten wird Schupp widerlegt und schließlich dem Hamburger Ministerium geraten, falls Schupp sich nicht in Güte fügen wolle, die Hilfe der weltlichen Macht anzurufen, die von Gott dazu verordnet sei, „der Ärgernuß . . zu steuren.“ [68]) Die Wittenberger faßten sich kürzer. Sie stellten nur 5 Widerlegungspunkte auf. Auch zeigen sie sich entschieden vorsichtiger und gemäßigter als die Straßburger. [69]) Sie meinen nämlich, man solle Schupp nicht zu arg pressen. „Er wird vielleicht den Namen nicht haben wollen, daß er geirret . . Dennoch, wenn er sich bessert, kann man aus christlicher Liebe sein schonen, und ihm mit Sanftmut begegnen.“ [70]) Das war nun freilich nicht die Meinung des Hamburger Ministeriums. Unter dem 27. Januar 1659 überreichte dasselbe dem Rate der Stadt eine „Hochnothwendige Erinnerung und Bitte . . Dr. Schuppium belangend . .“ Diese Schrift enthält wohl die schwersten Anklagen, die gegen Schupp je erhoben worden sind. Er wird der Jugendverführung (1), der Lüge (3), indem er seine eigenen Fabeln für solche Salomos in den Predigten ausgegeben habe, der Gotteslästerung (4), der Beleidigung des Ministeriums (5), der Universitäten (6), aller weltlichen Autoritäten (8) beschuldigt. Er sei zudem ein Weigelianer (9), voll Hochmut (10) und wortbrüchig (12). [71]) Aus nicht weniger als 20 Gründen muß daher das Ministerium seines Gewissens wegen reden. Man wird zugeben müssen, daß ein Gewissen kaum stattlicher fundiert sein kann. Die Hauptgewissensbelastung des Ministeriums mag übrigens wohl in Punkt 15 liegen, daß „viel tausend Menschen“ in Hamburg Schupps Art zu lehren für die rechte halten. [72]) Seines Herzens Gedanken verrät das Ministerium in den 3 letzten Beweggründen, daß ein längeres Zusehen Unordnung und Verwirrung, den Fluch der Nachwelt und Gottes schwere Ahndung im Weltgerichte finden werde. [73]) Diesem deutlichen Hinweis auf gewaltsames Einschreiten gegenüber nimmt sich die Versicherung, daß diese Anklage nicht „aus Neid oder Mißgunst“ erfolgt sei, echt jesuitisch aus. Um getreu nach dem Vorbilde des Wolfs in der Fabel zu handeln, wird endlich um Schutz für das Ministerium gegen die Schmähungen Schupps gebeten. [74]) Der Rat der Stadt verhielt sich würdig

in der Streitsache; er suchte nach Kräften zu vermitteln und nahm schließlich beiden Teilen das Versprechen gegenseitigen Schweigens ab. Schupp hielt längere Zeit das Versprechen, aber die Gegner hörten nicht auf Streitschriften und böse Gerüchte zu verbreiten. Da tritt auch Schupp wieder hervor und wendet sich in einer Beschwerdeschrift an den Rat.

Es ist dies die „Abgenöthigte Ehren-Rettung,“ 1659 in Druck gegeben, in der Schupp seiner ganzen tiefen Bekümmernis und gerechten Entrüstung Ausdruck verleiht. Er zeigt darin, wie er es für seine Hirtenpflicht halte, den Leuten nicht nur im allgemeinen, sondern jedem im besonderen zu predigen,[75]) wie aber alle die vorgebrachten Beschuldigungen auf Verdrehungen seiner Worte beruhen, fordert die Vorlage der angeblichen Protokolle und beruft sich vom menschlichen Gerichte auf den Richterstuhl Christi, vor dem er und seine Gegner offenbar werden würden.[76]) Seine dringliche Bitte zu Gott um Geduld und Ergebung in der Trübsal der Verfolgung läßt uns einen Blick thun in sein schmerzzerrissenes Gemüte.[77]) So redet niemand, dem streiten eine Lust ist, und der mutwillig andere angreift und verlästert. Ein dreifacher, langwieriger und zeitraubender Schriftenstreit hatte sich entsponnen, der stets bitterer und vergifteter ward. Den einen können wir den Streit um frei Wort und Schrift nennen. Man will Schupp verbieten zu schreiben und ihm den Mund auf der Kanzel verschließen. Den boshaftesten heimtückischsten Angriff enthielt die unter dem Pseudonym Nektarius Butyrolambius (Anspielung auf Schupps Mellilambius) erschienene Streitschrift.[78]) Schupp vermutete hinter dem Pseudonym den Senior Müller in Person, zum mindesten ist die Schrift von ihm inspiriert. In den Schlußworten ist eine Art Exkommunikationsandrohung enthalten.[79]) Die 2. litterarische Fehde könnten wir den Streit um die Wissenschaft nennen. Gegen die Äußerung Schupps im „Freund in der Noht,“ daß nicht alle Weisheit an Universitäten gebunden sei,[80]) erhob sich als Ritter St. Georg für die Wissenschaft M. Bernhard Schmid in seinem lateinischen „Discursus de reputatione academica 1659.“ Auf Schupps Entgegnung folgte eine Replik Schmids, der Schupp durch Freunde und Studenten erwidern ließ. Schupp ist der Meinung, daß auch dieser Schmid von Hamburg aus aufgehetzt worden sei, zudem er seiner eigenen schlechten Studienerfolge wegen kaum der geeignete

Vorkämpfer für die Universitätswissenschaft sein dürfte. Schupp gibt Schmid den guten Rat, lieber gegen ihn zu malen, als gegen ihn zu schreiben. Das letztere nähme sich gar zu dürftig und jämmerlich aus.[81]) Man sieht, dieser Streit traf Schupp nicht ins Herz, er fand noch Zeit und Lust zu witzigem Spott. Der 3. Kampf war wieder weit ernsthafter; er drehte sich um eine pseudonyme Schrift, die unter dem Titel „ratio status" erschienen war. Die Standesehre der Geistlichkeit kam dabei stark in Frage. Es ist ein bekanntes perfides Mittel, Schriften, die zur Aufdeckung von Mißständen anonym erschienen sind, weil sie nur so die nötige sachliche Würdigung finden können, irgend einem an den Rockschoß zu hängen, den man dadurch als böswilligen Verleumder und unruhigen Kopf hinstellen möchte. Die Schrift ratio status berührte einen sehr wunden Punkt in der lutherischen Kirche der damaligen Zeit, den berüchtigten Genitivus und Dativus.[82]) Man verstand darunter die Erlangung geistlicher Pfründen durch Heirat, Verwandtschaft und Geld, dadurch kam es, daß redliche Gemüter keine Stellen fanden, während Leute, die in solcher Weise ein Amt erlangten, nie im Segen wirken konnten. Diesem Krebsschaden ging die Broschüre scharf, aber durchaus wahrheitsgemäß zu Leibe. Man schickte das Schriftchen heimlich Schupp zu und erklärte nun Schupp für den Verfasser. Dieser bekannte in seiner öffentlichen Entgegnung, daß er die Schrift zwar nicht verfaßt habe, daß er aber mit dem Inhalte derselben sich vollständig einverstanden erklären müsse.

Schupps Gesundheit war seit längerer Zeit schon untergraben. Von Haus aus von kräftigem, gedrungenem Körperbau und gesunder Gesichtsfarbe hatte ihn ein rheumatisches Übel befallen, das nie ganz weichen wollte. Dazu kam ein Leibschaden, den er sich nach eigener Angabe auf der Kanzel zugezogen hatte.[83]) Zu diesen körperlichen Leiden treten nun geistige Überanstrengung und eine tiefinnerliche Verstimmung. Der sonst so lebensfrohe Mann versank in trübe Melancholie. In diesem Zustande ergriff ihn ein heftiges Fieber; in seinen lichten Augenblicken ersehnte und erwünschte er sich den Tod als den Befreier von allem Erdenleid. So starb er „mit großer und ungläublicher Freudigkeit des Gemüthes"[84]) am 26. Oktober 1661 vormittags 11 Uhr, nachdem er sich selbst vorher die Grabinschrift bestimmt hatte: „Ich

habe geglaubt eine Vergebung der Sünden, eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“ [85])

Schupp war ein gerader, mannhafter Charakter, ein Freund der Wahrheit und des Rechtes, ein Feind aller Lüge, Heuchelei und Falschheit. Rasch in seinen Gedanken und Entschließungen, gewandt und schlagfertig in der Rede, drastisch in seiner Ausdrucksweise ließ er sich mitunter vom Affekte zu sehr hinreißen. Er kannte diesen seinen Fehler wohl und suchte ihn möglichst zu bemeistern. [86]) Bei allem Geiste und überströmender Laune war er eine tiefgründende Natur. Er erzählt selbst von sich, daß er oft in Gesellschaft verstumme und in ernste Gedanken versinke. [87]) Wenn ihm die Wahl gelassen würde, sein Leben einzurichten, wie er wolle, er würde sich in die ländliche Einsamkeit eines Dörfleins zurückziehen und dort seinem Gotte, seinem Berufe und seinen Gedanken leben, die Welt aber und ihr Getriebe meiden. [88]) Wie war ihm aber ein so ganz anderes Los beschieden worden! Mitten in der Welt sehen wir ihn überall, thätig in allen Lagen, [89]) voll Interesse für die verschiedensten Lebensfragen, stets bemüht zu ordnen, zu bessern, neu zu begründen. Ein geschworener Feind aller Pedanterie, alles Schlendrians und toten Herkommens, ein Gegner aller unfruchtbaren Spekulationen, aller Scholastik und Sophistik, dringt er überall auf das Einfache, das Wesenhafte, das Nützliche. [90]) Er erkennt den tiefen Zusammenhang zwischen den Idealen und den Realitäten des Lebens. Nicht Gegensätze sind dieselben, wie ein falsch verstandener Spiritualismus und ein nicht minder falscher Materialismus in's Endlose zum Überdrusse predigen, sondern die beiden gleichberechtigten Seiten der einen Welt, wie der Mensch stets aus Geist und Leib in gleichberechtigtem Neben- und Ineinander bestehen muß. Angewandt auf das Intellektuelle und Moralische ergibt sich daraus die Einheit des Wahren und Guten mit dem Nützlichen, auf den Wert der Wissenschaften die Gleichberechtigung der Naturwissenschaften mit den Geisteswissenschaften, auf die Schule die Notwendigkeit der Erziehung nicht nur für die Gelehrsamkeit, sondern für's Leben, auf die Kirche die Betonung der Moral neben dem Dogma, auf den Staat die Förderung der volkswirtschaftlichen Interessen neben den politischen und fiskalischen. Schupp hält nichts von einer Gelehrsamkeit, die sich unfruchtbar für's Leben erweist, von einem Schulbetrieb, der in grammatischen

Formeln aufgeht, von einer Rechtgläubigkeit, die keine Herzensbesserung bewirkt, von einer machiavellistischen Staatskunst, die zwar Fürstenmacht und Landesgrenzen erweitern kann, aber Land und Leute verdirbt.

Schupp hatte Interesse an wissenschaftlichen theologischen Fragen, hatte er doch 2 Handschriften, die sich in der Jakober Kirchenbibliothek vorfanden und 2 apokryphe Schriften, den sogenannten 151. Psalm und den Laodicäerbrief enthielten, sehr zum Ärger seiner Gegner in den Druck gegeben. Die theoretisierende Theologie der Zeit war fast ausschließlich die polemische. Schupp vermied dieses nutzlose Wortgefechte. Wir haben von ihm eine einzige polemische Schrift, betitelt „der bekehrte Ritter Florian", die erst nach seinem Tote herausgegeben wurde, und auch diese verfolgt, genauer betrachtet, eine reine praktische Tendenz.[91]) Die Bedeutung der Theologie liegt für Schupp weit mehr in der Erfahrung, als in der Wissenschaft. Eine Hand voll gut Gewissen ist ihm lieber, als ein Sack voll Wissen. Er ist zufrieden mit einem Platz in dem allgemeinen Bauern- und Fischerhimmel.[92]) So hoch Schupp seinen geistlichen Beruf achtet und so notwendig ihm dieser für die Welt erscheint, der stets ihre Vergänglichkeit und Ungerechtigkeit, aber auch ihre Erlösungsfähigkeit und höhere Bestimmung vorgehalten werden muß, ebenso wert hält er weltliches Wissen und Können. Welche Verehrung zollt er den technischen Wissenschaften, der Mathematik, Physik, Chemie, dem Handel und dem Gewerbe! Selbst da, wo ihn noch in menschlicher Unvollkommenheit ein Vorurteil gefangen hält, verrät er seinen natürlichen Wahrheitssinn. So meint er z. B., daß ihm die Kopernikanische Weltanschauung und die Keplerischen Aufstellungen wohl einleuchteten, wenn sie nur nicht dem Wortlaute der heiligen Schrift wiedersprächen.[93]) Es geht durch Schupps Wesen ein Zug zum Praktischen und Verständigen. Wir könnten ihn uns in andern Zeiten vorstellen als thätig in Halle im Waisenhause, als Erzieher bei Salzmann oder Campe, als Mitarbeiter an Nicolais „Allgemeiner Deutscher Bibliothek", als Sänger und Kämpfer im Freiheitskriege, als wirksam in den sozialen Fragen der Gegenwart. Die Dummheit und die Schlechtigkeit sind die beiden Erbfeinde der Menschheit, die es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt. Schupp nahm sein ehrlich Teil an diesem Kampfe auf sich. Das

leibliche und geistige Elend, das die Welt erfüllt, zu lindern, war sein Samariterdienst. Er war ein Mann von großartiger Freigebigkeit, er sagt selbst, es sei ihm nicht gegeben ein sparsamer Haushalter zu sein.[94]) So schenkte er von seiner Armut in Marburg, so spendete er von seinem reichen Einkommen in Hamburg. Bei seinem Tode hinterließ er den Seinen nur sehr wenig. So viel er selbst besaß, so viel hatte auch die darbende Menschheit. Nicht leicht zwingt den Menschen eine andere Tugend mehr Bewunderung ab, als selbstvergessene Freigebigkeit. Sie gehört daher mit zu den Kardinaltugenden auserwählter Geister. Aber Schupp gab mehr als Geld und Gut, er gab sich selbst in Rat und That. Auf diesem Wege wurde Schupp ein Schriftsteller. Es ist wohl zu beachten, daß er nie nach dem Lorbeer der reinen Kunst getrachtet hat. Schupp ist durch und durch Gelegenheitsschriftsteller.

Es gibt keine seiner zahlreichen Schriften, die nicht mehr oder minder durch äußere Vorkommnisse veranlaßt worden wäre. Vielfach wurde Schupp geradezu darum angegangen, vielfach glaubte er seinen Rat weiteren Kreisen zu schulden, wohin seine Stimme nicht zu dringen vermochte. Seine Schriften sind daher nichts anderes als Reden, Predigten, Erzählungen, Vorträge, alle mit lehrhafter Tendenz. Schupp arbeitete ungemein leicht und rasch. Viele seiner Schriften sind in einem Nachmittage entworfen und seinem Amanuensis in die Feder diktiert worden. Ein glückliches Gedächtnis, das die Früchte einer bedeutenden Belesenheit stets zur freien Verfügung stellte, eine frische Darstellungsgabe, ein seltenes Erzählertalent erleichterten die litterarische Produktion. Was er in einsamen Stunden durchdacht hatte, das floß ihm rasch, halb unbewußt in die Feder. Darin liegt ein gut Teil des Reizes seiner schriftstellerischen Leistungen, aber freilich nicht minder auch seiner Mängel und Gebrechen. Da ist nichts Manieriertes und Gesuchtes, Hochtrabendes und Bombastisches, keine Wichtigthuerei und Effekthascherei, alles verläuft rasch und natürlich, oft anmutig und ergötzlich, oft ernst und streng, mitunter hart und scharf, witzig, ironisch, sarkastisch, immer aber eindringlich und lehrhaft. Aber wer bei Schupp ruhigen Gedankenfortschritt, präzisen begrifflichen Ausdruck, klassische Rundung suchen wollte, würde sehr enttäuscht sein. Man hat mitunter den Eindruck, als könnten die Grazien an seiner Wiege nicht gestanden haben. Und doch wäre

das schwere Täuschung. Sprunghaft, in Wiederholungen, oft in endloser Breite und verschwenderischer Fülle Erzählungen häufend, witzige Einfälle willkürlich fast ohne Zusammenhang mit dem Gedankengang eingestreut, oft ohne Wahl des Ausdruckes, mitunter hart an der Grenze des Zulässigen, so wälzt sich seine Diktion einher wie ein verheerender Waldbach, der seine Ufer überschritten hat und aus Wald und Feld Blumen und Früchte, Baumstämme und Gestrüpp mit sich führt. All' das Unharmonische wird aber ausgeglichen durch eine Grundstimmung des Gemütes, die bald stärker, bald schwächer alles durchzittert — Schupp ist Humorist. Was ist nun Humor? Humor, Ironie, Satire sind ineinander gehende Begriffe, deren Grenzen durchaus nicht so fest stehen. Was ist z. B. für ein Unterschied zwischen bitterer Ironie und Satire? Und ist die Ironie nicht eine Hauptbethätigungsweise ächten Humors? Wirkt der sogenannte trockene Humor nicht eben durch Ironie? Die Aufgabe des wahren Humors besteht darin, den Menschen ihre vernünftelnde Maske vom Gesichte zu reißen, womit sie ihre Dummheiten und Schlechtigkeiten zu verhüllen lieben, womöglich ausstaffirt mit hochklingenden Namen, wie ererbte Vätersitte, Urväterrecht, geheiligtes Herkommen und mit andern Superlativbegriffen. Nun erscheinen sie bar und bloß in ihrer wahren Schafs- oder Wolfsmiene, dem Gelächter oder der Verachtung preisgegeben.[95]) Geschieht dies lachenden Mundes, so ist's Humor, mit bitterem Ernste, dann nennt man's Satire. Eigentlich thut jeder Vernünftige, der das Gute will, das Gleiche. Aber während der Nichthumorist eine Reihe von Vernunftschlüssen braucht, denen zu folgen nicht jedermanns Sache ist, wirkt der Humorist, wie jeder wahre Künstler, mit wenig Worten und Mitteln unmittelbar und mit elementarer, durchschlagender Gewalt. Von diesem ächten Humore sind die Schuppschen Schriften erfüllt, seine sühnende Kraft läßt uns alle stilistischen Mißhandlungen vergessen!

Es liegt hier nahe, den Humoristen Schupp mit den zeitgenössischen Schriftstellern zu vergleichen, ihm gewissermassen seinen Platz in der Rangskala anzuweisen. Ich verzichte auf die Wiedergabe der Urteile unserer Litterarhistoriker, Bloch hat dieselben in seiner gründlichen Arbeit zum Teil sogar wörtlich vorgeführt.[96]) Schupp selbst beruft sich namentlich auf zwei deutsche Satiriker, auf Hans Michael Moscherosch und auf Johann Valentin Andreä.

Mit Andreä stand Schupp im Briefwechsel; es verband beide die gleiche Freundschaft zum Braunschweiger Hofe. Zu Moscherosch dagegen zog ihn nur seine unbedingte Verehrung, keine persönliche Beziehung. Es geht ein kongenialer Zug durch diese drei Männer, Schupp bildet naturgemäß das Mittelglied beider. Alle drei kennen aus eigner Erfahrung die Schwere und das Elend der Zeit und alle drei haben das redliche Bemühen zu heilen und zu bessern. Alle drei sind fromme Christen und überzeugte Lutheraner, aber milde in ihrem Urteil gegen andere Konfessionsangehörige, alle drei haben namentlich tiefen Respekt vor der sittlichen Tüchtigkeit der Calvinisten in Genf, Frankreich oder den Niederlanden. Während aber Moscherosch das schwere Geschütz seiner zermalmenden Satire spielen läßt, liebt es Valentin Andreä mehr in erasmischer Ironie und leichtem Spotte sich zu bewegen, Schupp suchte beide Arten zu vereinen und zu verwerten. Die urwüchsige Natur eines Moscherosch widerstand siegreich allen leiblichen und geistigen Mißhandlungen; er bewahrte sich bis an sein Ende Geistesfrische und Lebensfreudigkeit. Valentin Andreä beugten die schweren Schicksale, die sich mehrenden Enttäuschungen, er wurde mutlos, verzagt, schwermütig. Schupp blieb, wie wir früher gesehen haben, eine Umwandlung der Melancholie nicht erspart, aber der Tod, den er wie ein Held ertrug, entriß ihn mitten aus werkthätigem Schaffen. Moscherosch, der elsäßische Amtmann, mit der Flinte in der Hand hinter dem Pfluge hergehend, ein Beispiel für seine Untergebenen, Andreä, der schwäbische Pfarrer, der Begründer des Calver Färberstifts, der Führer der Flüchtigen nach Verbrennung des Städtchens durch Johann von Werth, Schupp, der hessische Professor, wie er nach der Erstürmung Marburgs Nachts die Empfehlungsbriefe schrieb, oder wie er als Pastor in Hamburg in den Spitälern und Waisenhäusern wirkte, — waren das nicht Männer der rettenden That, unverzagt im Unglück, bewahrend und erhaltend für bessere Zeiten? Als Sittenschilderer wird Moscherosch wohl über Schupp zu stellen sein, er besaß mehr Gestaltungskraft und namentlich mehr Ausdauer und Beharrensvermögen, dagegen mangelte ihm Schupps leichtes Erzählertalent. Valentin Andreä übertraf Schupp weit an Genialität; die Eigenart seines Volksstamms, ein spekulativer Geist, war ihm in hohem Maße eigen, aber seine Darstellungsweise hatte oft etwas Dunkles

und Spielendes, er schrieb meist lateinisch, freilich mehr ein Andreäisches, als ein Ciceronianisches. Schupp, der Mitteldeutsche, ist klarer, nüchterner, weit volkstümlicher. Es ging ihm, wie Hutten. Nachdem er einmal angefangen hatte deutsch zu schreiben, brach er vollständig mit dem Gelehrtenlatein.

Man hat Schupp in eine gewisse litterarische Beziehung zu Ulrich Megerle, genannt Abraham von St. Clara, gebracht. Schupp starb 1661, Megerle wurde 1642 geboren. Eine äußere Beziehung bestand nicht; es ist kaum anzunehmen, daß dem Wiener Augustinermönch und Hofprediger Kaiser Leopolds je eine Schuppsche Schrift zu Gesicht gekommen ist. Eine Analogie liegt einzig darin, daß beide witzige Köpfe und volkstümliche Prediger gewesen sind. Megerles Schreib- und Redeweise unterscheidet sich doch, so weit ich sie kenne, sehr wesentlich von der Schuppschen. Ich glaube, daß Megerle seine Zuhörer trefflich unterhalten, aber wenig gebessert hat. Das Skurrile, Witzelnde, mit Worten Spielende tritt bei ihm zu sehr in den Vordergrund, wenn es auch als eine ganz unbestreitbare Thatsache gelten kann, daß es Megerle selbst heiliger Ernst gewesen ist, und er nicht nur ein Witzbold auf der Kanzel hat sein wollen. Ich möchte das Eine wünschen, daß die Schuppschen Schriften in so weiten Kreisen bekannt wären und gelesen würden, wie die Megerles. Auf 10 Leute, die von Abraham von St. Clara gehört haben, wird kaum einer kommen, der etwas von Schupp weiß, weit weniger eine seiner zahlreichen Schriften kennt.

Viel näher läge ein anderweitiger Vergleich, nämlich mit Christophel von Grimmelshausen, sind sie doch beide, Schupp und Grimmelshausen, Kinder der Wetterau. Ob Schupp Grimmelshausensche Schriften gekannt hat, geht aus seinen Äußerungen nicht hervor, die eigentliche litterarische Bedeutung Grimmelshausens fällt übrigens erst in die nachschuppsche Zeit seit 1669. Wahrscheinlicher wäre der Zeit nach, daß Grimmelshausen Schuppsche Schriften gelesen habe. Sicherlich sind Berührungspunkte litterarischer und persönlicher Art zwischen beiden vorhanden. Schupps „Corinna die erbare und scheinheilige Hure" erinnert an Szenen aus dem Simplicissimus oder mehr noch aus dem „wunderbarlichen Vogelnest" Grimmelhausens. Das Schlimme daran ist nicht etwa das Unflätige der Erzählungen, sondern die wortwörtliche Wahr-

heit des Berichteten. Das Ästhetische tritt ganz zurück, wir haben hier den reinsten Naturalismus. Wir stehen auf sittengeschichtlichem Boden. Grimmelshausens „Teutscher Michel" fordert, wie Schupp in einer Reihe seiner Schriften, die Einführung der deutschen Sprache in Schule und Wissenschaft. Der Charakter des welterfahrenen bischöflich-straßburgischen Amtmanns von Renchen, sein deutscher Patriotismus und, bei aller katholischen Gläubigkeit, seine duldsame Gesinnung, die Überzeugung, daß der Glaubenshaß Deutschlands größtes Unglück sei, daß man als Vaterlandsfreund nach den schlimmen Erfahrungen des dreißigjährigen Krieges den gewonnenen innern Frieden vor allem pflegen müsse, sein offener Sinn für Verbesserung bei aller Abneigung gegen Zuchtlosigkeit und Überstürzung bieten mehr als ein Vergleichungsmoment mit Schuppschen Anschauungen und Strebungen. Grimmelshausen ist Schupp im naiven Erzählerton entschieden überlegen. Er vermeidet Reflexion oder Ironisierung, kein fremdes Urteil stört den Eindruck der Mitteilung, die sich ihr Urteil selber schafft. Aber Schupp ist viel unterrichteter, er hat weitere Ausblicke und tiefere Einblicke. Ist Grimmelshausen poetischer, so ist Schupp philosophischer veranlagt.

Es erübrigt noch ein kurzer Ausblick auf Schupps Schrifttum. Es werden an 47 Schriften gezählt, die zum Theil erst von seinen Söhnen 1. Ehe Anton Meno und Justus Burkhard in Druck gegeben worden sind. Es waren aber noch manche handschriftliche Aufzeichnungen vorhanden, die namentlich aus Gründen des Friedens zurückbehalten worden sind. Wir Späteren mögen diese an sich weise Friedensliebe der Familie bedauern, die Manuskripte gingen hiedurch für uns dauernd verloren. An die echten Schuppschen Schriften schloß sich eine pseudoschuppsche Litteratur, die aber mit einer einzigen Ausnahme in die Gesamtausgaben keine Aufnahme fand und wohl heutigen Tages nur noch dem Namen nach existiert. Scheinen sich doch einige der später edierten und in die Gesamtausgaben nicht aufgenommenen echten Schriften Schupps, wie in der Einleitung schon erwähnt wurde, kaum noch in wenigen, in Privatbesitz befindlichen Exemplaren in Deutschland erhalten zu haben. Dagegen wurde uns dadurch ein dankenswerter Einblick in den so heftigen Schriftenkampf gewahrt, daß schon die Hanauer Ausgabe und ihr nach die Frankfurter Abdrucke in einem Anhange die wichtigsten gegnerischen

Schriften selbst brachten. Es geschah damit zur Rechtfertigung Schupps mehr als durch 10 eigene oder fremde Verteidigungsschriften erreicht worden wäre. Wir besitzen also die Denkmale des Schuppschen Streithandels in ähnlicher Vollkommenheit, wie uns durch Wielands Sammelfleiß die Hauptstreitschriften der Schweizer und Leipziger erhalten worden sind. Fast sämtliche Schriften Schupps sind, wie schon erwähnt, Gelegenheitsschriften. In ihrem Umfange schwankten sie zwischen wenigen und hunderten von Druckseiten. Ihrer Entstehungszeit nach müssen wir die Marburger und die Hamburger Schriften unterscheiden. Die Marburger Prosaschriften sind ursprünglich sämtlich lateinisch abgefaßt, die wichtigsten aus ihnen aber sind später in's Deutsche übertragen worden. In die Marburger Zeit fallen auch Schupps erste dichterische Versuche, seine geistlichen „Morgen und Abendlieder." Später wurden diese in Hamburg wiederholt aufgelegt, wozu noch eine zweite Sammlung „Passion-Buß-Trost-Bitt- und Dank-Lieder" gekommen ist. Letztere Lieder sind zum guten Teile erst in Hamburg zu seelsorgerlichen Zwecken gedichtet worden. Sämtliche deutsche Prosaschriften sind, wie ebenfalls schon erwähnt, in Hamburg und zwar erst seit 1656 erschienen. Schupp teilt seine Schriften inhaltlich in geistliche und politische. Wir werden aber gut thun, eine genauere Scheidung vorzunehmen. In nicht weniger als in sieben verschiedenen litterarischen Gebieten finden wir Schupp thätig, wobei wir seine früheren lateinisch abgefaßten geschichtlichen Arbeiten nicht einmal mit einbegreifen. Schupp ist geistlicher Liederdichter, Prediger, Erbauungsschriftsteller, moralphilosophischer und pädagogischer Essayist, politischer Publizist und litterarischer Polemiker.[97]) Nach allen diesen Seiten verdient er eine eingehende, gesonderte Würdigung. Es ist ihm dieselbe bis jetzt nur teilweise widerfahren.

Gewissermassen seine Programmschrift ist die 1648 in Marburg lateinisch erschienene: Dissertatio de arte ditescendi, später in's Deutsche übertragen unter dem Titel „Von der Kunst reich zu werden."[98]) Ihrem Inhalte nach gehört sie zu den moralischen Schriften. Sie mag im Avellin entstanden sein. In Anlage und Durchführung zählt sie keineswegs zu den besten Schriften Schupps, ein „Freund in der Noht" oder „der rachgierige Lucidor", in Hamburg verfaßte Schriften, stehen inhaltlich und namentlich an

Kraft der Sprache hoch über ihr. Aber wichtig ist, daß wir in dieser Abhandlung fast sämtliche Schuppsche Anschauungen bereits entwickelt oder doch angedeutet vorfinden, denen wir in den späteren Schriften ausführlich begegnen. Die Scenerie ist nicht ohne Anmut gewählt. Schupp unterhält sich an einem lieblichen Sauerbrünnlein mit den immer zahlreicher herbeiströmenden Flüchtlingen über die Not der Zeit. Da kommt als erlösender Engel Lord Baco und fordert auf, mit ihm nach der neu entdeckten Insel Atlantis zu gehen. Viele bieten sich Baco an, aber dieser stellt seine Forderungen und weist manche ab. Aus den Wechselgesprächen ergibt sich eine Kritik der Fehler und Gebrechen der Zeit und der Menschen, zugleich aber auch eine Darlegung der Ratschläge und Forderungen, wie die öffentlichen Zustände nach allen Seiten gebessert werden könnten. Die Verarmung und die aus ihr folgende sittliche Verrohung war einer der Hauptkrebsschäden des dreißigjährigen Krieges. Einer Besserung der äußeren Lage wird auch eine innere Erneuerung des Volkes folgen. Aber der Wohlstand kann nur dann gedeihen, wenn der Einzelne seine Kräfte zu pflichtgemäßem Handeln zusammenrafft. Nicht in müßigem Klagen sich ergehen, sondern zu freudigem Schaffen sich erheben, das muß die Parole für die Zukunft sein. Die wahre Glückseligkeit wird aber allein der finden, der Genügsamkeit und Zufriedenheit sich erwirbt. „Begehrt nicht große Reichthumb, sondern diejenige, welche ihr kundt mit Recht erhalten, mässig verwenden, lustig außtheilen, und gerne dahinten lassen. Doch auch, solt ihr nicht derselben Verachtung als ein Mönch, oder der sich der Welt entzogen, behaupten. . . . Einem frommen Gemüth, welches mit seiner Fortuna content ist, kan nichts besseres seyn. Wer ist reich? welcher nicht viel begehrt. Wer ist arm? der Geitzige. Frage den Magen was er will? Er wird antworten: Ersättigt zu werden und weiter nichts. Frage den gantzen Leib, was er wolle? Er wird antworten: bedeckt zu seyn. Wan ihr ein Verstand habt, so seyd zufrieden, wann eure Leiblein die kleine Zeit, so ihr habt auf Erden herumb zum lauffen, so viel es seyn kan auffs nützlichste, und mit wenigstem Gelüst und Geschrey, ihr mögt erhalten.“ [99])

Anmerkungen.

1) Bindewald S. 102.
2) Bindewald S. 103.
3) Bindewald S. 104.
4) Moller S. 790—792.
5) Freund in der Noht S. 40—42.
6) Bindewald S. 105, Lambeccius II, 454, Vial S. 5.
7) Oelze S. 13.
8) Freund in der Noht S. 58 und „der unterrichtete Student" II, 230 und 231.
9) Lambenius II, 455.
10) Teutscher Lucian I, 817.
11) Moller S. 790 und Oelze S. 24 u. 25.
12) Von der Einbildung I, 543 u. 551 u. 552.
13) Ambrosii Mellilambii Sendschreiben I, 369 ff.
14) Moller S. 791.
15) Bloch S. 12 und Herzog-Bertheau S. 724.
16) Freund in der Noht S. 25 u. 26; siehe Anhang.
17) Bindewald S. 106.
18) Bindewald S. 106 u. 107.

„sich sonsten es geschehe publice oder privatim in seinen declamationibos et lectionibus wohl versehe und hüte, daß (er) keine materiam oder questionem nehme, so etwa dem Römischen Reich in universo, oder dessen Ständen in particulari per directum et indirectum in icht was präjudiciren möchten, und also an den causis ietziger Unruhe, und so lang genährtes Krigs, oder dessen justitia nichts proponire, auch von ausländischen Königen und rebus publicis Keine hochwichtige, und in die jura laufende quaestiones, als zu seiner profession nicht gehörig, und seinen auditoribus noch zur Zeit zu schwer, vorbringe . .

19) Bindewald S. 105 u. 107.
20) Freund in der Noht S. 61.
21) Moller S. 791 und Bloch S. 12 u. 13.
22) Bindewald S. 108.
23) Lob der Redlichkeit Antenors S. 89.

„alles um . . . . anzutreiben das studium Eloquentiae et Historicum zu excoliren, welches damals in Hessenland verachtet gewesen sey, sonderlich unter den Landkindern, welche sich nur bemüht haben, daß sie predigen oder sonst etwas lernen möchten, damit sie alsbald ein Stück Brot erwerben könnten."

24) Vom Schulwesen II, 189 f. Anhang und Tholuck, Lebenszeugen 78—87.
25) Bloch 18 und Vial 10 u. 11.
26) Strieder 51 — P. List soll die Rede 1645 gehalten haben; unter den deutschen Schriften finden wir diese Rede II, 313—338.
27) Lob der Redlichkeit Antenors S. 88.
28) Lambeccius S. 457.
29) Teutscher Lucian, Zuschrift I, 810.
30) Lob der Redlichkeit Antenors S. 87 u. 89.
31) „ „ „ „ S. 89.
32) Bindewald S. 108—110.
33) Wegele S. 443 u. Wenck I, 31.
34) Wenck I, 34 u. 35.

35) Bindewald S. 112 u. 110.
36) Wenck I, 35 Anmerkung.
37) Moller S. 791 und Bloch 15.
38) Freund in der Noht S. 26 s. Anhang.
39) Wenck I, 35 und Rommel IV, 692.
40) Rommel IV, 765.
41) Relation aus dem Parnaß I, 565, Bloch S. 18.
42) Salomo I, 47.
43) Moller, S. 792.
44) Freund in der Noht S. 23 und Calender I, 592.
45) Freund in der Noht S. 43.
46) Freund in der Noht S. 58.
47) Rommel IV, 8 u. 46 und Tholuck, Lebenszeugen S. 81.
48) Rommel IV, 748.
49) Freund in der Noht S. 43 und Oelze 94.
50) Rommel IV, 765.
51) Der unterrichtete Student II, 242 s. Anhang.
52) Freund in der Noht S. 23.
53) Gedenk daran Hamburg, Nachwort I, 215—217 und Bloch S. 19, Vial S. 17.
54) Moller S. 792 und Bindewald S. 113.
55) Bloch S. 21, dazu s. Berufung auf Ave-Lallemant 339.
56) Statt vieler Stellen: Almosen-Büchse II, 4 und Abgenöthigte Ehrenrettung I, 688.
57) Abgenöthigte Ehrenrettung I, 686—688.
58) Moller S. 792; Schröder S. 118—119; T. Rist „Teutscher Parnaß“ S. 216—223 und S. 411—418.
59) Schröder S. 121 u. 122.
60) Bloch 22, Ninivitischer Bußspiegel bei Beginn.
61) Freund in der Not S. 27 s. Anhang.
62) Abgenöthigte Ehrenrettung I, 640 ff.
63) Calender I, 589.
64) Oelze S. 242. J. Müller wurde 1626 von Lüneburg nach Hamburg berufen und starb 1672. Er hatte als Polemiker einen Namen.
65) Ziegra, Urkunden zur Hamburger Kirchengeschichte. S. 334 ff.
66) Calender I, 585 ff., Abgenöthigte Ehrenrettung I, 628 ff und 633 und 634.
67) Ziegra S. 252—256.
68) Ziegra S. 262—287.
69) Ziegra S. 290—301.
70) Ziegra S. 300.
71) Ziegra S. 304—316.
72) Ziegra S. 320.
73) Ziegra S. 321.
74) Ziegra S. 323.
75) Abgenöthigte Ehrenrettung I, 658 ff.
76) Abgenöthigte Ehrenrettung I, 680.
77) Abgenöthigte Ehrenrettung I, 662 u. 684.
78) Wider Antenors Bücherdieb von Nektarius Butyrolambius S. 109—128.
79) Wider Antenors Bücherdieb S. 127.
80) Freund in der Noht S. 57 ff.
81) Antwort auf M. Schmids Discurs I, S. 804.
82) De vera ratione status S. 73 u. 74.
83) Vial 39.
84) Lambeccius II, 458.
85) Erste und eilfertige Antwort I, 796, Bloch S. 30.
86) Calender I, 592 u. 593.

87) Eilfertiges Sendschreiben I, 612.
88) Von der Einbildung I, 562 u. 563.
89) Salomo I, 91.
90) Eilfertiges Sendschreiben I, 611.
91) Calender I, 579.
92) Vial 56 — Abgenöthigte Ehrenrettung I, 652.
93) Abgenöthigte Ehrenrettung I, 649.
94) Almosenbüchse II, 25.
95) Corinna, die erbare Hure I, 499.
„Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Welt voll Pharisäischer Mückensäuger und Sadduceischer Camelschlucker sey. Daß ich nun sowol den Mückensäugern als den Camelverschluckern die Larve vom Angesicht reiße, sie mit Farben abmahle, und sie gern zur Erkänntnus ihrer selbst bringen, meinen Nehesten warnen, und des Teuffels Reich zerstören wolte, das ist ein Werck, welches niemand mißfallen kann, als den Phariseern und Sadduceern.
96) Bloch S. 53—56.
97) Hier wird es wohl angezeigt sein, die deutschen Schriften Schupps anzugeben:

2 Sammlungen geistlicher Lieder, „Morgen- und Abendlieder" und Passion-, Buß-, Trost-, Bitt- und Danklieder.

Von seinen Predigten haben wir: „Gedenk daran Hamburg oder eine Catechismus-Predigt von dem 3. Gebet und „der schändliche Sabbathschänder."

Beträchtlich ist die Zahl seiner Erbauungsschriften: „Der geplagte Hiob," „Sieben böse Geister, welche heutiges Tages Knechte und Mägde regieren und verführen" — „die Krankenwärterin, oder, eine Außlegung des heiligen Vaterunsers" — „Golgatha, oder eine kurze Anleitung, wie ein kranker Mensch ihm die Sieben Wort (Jesu am Kreuze) . . . solle zu Nutze machen" — „Einfältige Erklärung der Litaney," den Kindern, Knechten, Mägden . . . zu St. Jacob," — „J. B. Schuppens frühtägiges Selbstgespräch" — „Evangelisches Spruch- und Gebetbüchlein" — „Lustwandlende Gottesfurcht" — „Sententiae Schuppianae" oder „der Stumme Lehrer und Prediger" — „Rolle und Register der Sünden und Laster" — „der geistliche Spaziergang" — „die Almosenbüchse" — „der Ninivitische Bußspiegel."

Nicht minder zahlreich sind die moralischen Schriften: „Freund in der Noht" — „der rachgierige und unversöhnliche Lucidor" — „Von dem Lobe und Würde des Wörtlein Nichts" — „De Lana Caprina" — „Corinna, die erbare und scheinheilige Hure, 2 Abteilungen" — „Von der Einbildung" — „Von der Kunst reich zu werden" — „Sermon von der Siebenzehenden dieses hundertjährigen Zeitlauffs Glückseligkeit . . ." — „Der ungeschickte Redner" — „Der lobwürdige Löw (Hochzeitsschrift)" — „Der Hauptmann zu Capernaum" — „der bekehrte Ritter Florian."

Zu den pädagogischen Schriften sind zu rechnen: „Vom Schulwesen" — „Der unterrichtete Student" — „Der Teutsche Lehrmeister" (in weiterem Sinne auch der bei den moralischen Schriften erwähnte „orator ineptus").

Politische Schriften in engerem Sinne hat Schupp 3 geschrieben: „Salomo ein Regentenspiegel" — „Ambrosii Mellilambii Sendschreiben . . . betreffend die Schwedischen und Polnische Waffen" — „Ein holländisch Pratgen, von dem vorigen Krieg, zwischen den beiden nordischen Königreichen."

Die eigenen polemischen Schriften Schupps wenden sich zumeist a) gegen den Pseudonym Nektarius Butyrolambius und b) gegen M. Bernhard Schmid.

a) Relation aus dem Parnasse . . . von Verfolgung Antenors, welche ihm begegnet ist von Nectario Butyrolambio, oder vielmehr Stercorilambio" — „Calender an seinen Sohn Anton Meno" — „Eilfertiges Sendschreiben an den Calenderschreiber zu Leipzig" — „Abgenöthigte Ehrenrettung."

b) „Teutscher Lucianus" — „Lustiger und anmuthiger Discurs von der eingebildeten academischen Hoheit und Reputation eines unversichtigen Studenten."

c) Gegen die Nachdrucker ist seine Schrift: „Der Bücher-Dieb, gewarnet und ermahnet durch J. B. Sch." gerichtet.

d) Dagegen ist die unter dem Pseudonym Antenor Schupps Schriften einverleibte Schrift „des Priesters Heli Belials Buben, das ist kurtzer und gründlicher Bericht De vera ratione status . . . Wider deß So genannten D. J. B. Schuppii u. s. w. Kurtzer Bericht u. s. w." natürlich nicht von Schupp, sondern von einem seiner Gegner. Schupp wurde merkwürdiger Weise von seinen Feinden die Schrift de vera ratione status und ihre Widerlegung in die Schuhe geschoben.

98) I, 690—775.

99) I, 715 u. 716.

100) Wer war Sylvius?

In seinem „Freund in der Noht," in der für Schupps Lebensumstände lehrreichsten Schrift, erzählt Schupp S. 22 „Ich habe nicht allein einem vornehmen Prälaten, sondern auch zweyen vornehmen Fürsten, deren einer General im Felde gewesen war, und hernacher einem vornehmen Grafen, der ein Königlicher Legat war, gedienet." Wer war dieser Letztere? Ich denke Johann Oxenstjerna, der Sohn des Reichskanzlers, zu dem Schupp in Münster in ein näheres Verhältnis getreten war. Nun erzählt Schupp aber S. 32—39 von einem „großen Cavallier," den er pseudonym Sylvius nennt. Er spricht von ihm als einem in Schupps Familie Wohlbekannten, an den sich sein Sohn Anton Meno in Gießen sicherlich gut erinnern würde. Dieser Sylvius war früher einmal in großen Nöten, alles sann auf sein Verderben. Und doch „es war ein Königlich Gemüt, und Königliche qualität bei ihm. Er war ein Estats-Mann und darneben ein Soldat" (32). Schupp stand nun diesem Sylvius bei mit Rat und That. „Ich machte ihm unterschiedene Schreiben, welche er an Kayser Könige, Chur- und Fürsten schickte" . . „Ich reisete selbst, und stellte meinen gegebenen Raht ins Werk (33). Damals sagte Sylrius: „Wenn ich ein Herr wäre, der viel Land und Leuth hätte, ich wollte euch nicht zu einem Hof-Prediger, sondern zu einem Cantzler brauchen. Die Welt ist unrecht getheilet. Sie muß anders getheilet werden. Und ihr müst auch noch ein Stück von der Welt haben (33). . . . Hilfft mir Gott widerum zu Geld, so will ich euch für eure Mühe . . . tausend Ducaten verehren, oder will Gottes Angesicht nicht sehen im ewigen Leben." (33). Schupp erzählt höchst anmutig, wie er schon in Gedanken überlegt habe, was er mit dem vielen Gelde anfangen wolle. Schließlich sei er mit sich einig geworden, er wolle damit in Waren spekulieren. Aber „so bald Sylvius im Sattel sasse, wurde er hoffärtig," er wollte es nicht Wort haben, „daß ihn, nechst Gott, ein Blackschmeisser (Schreiber) in den Sattel gehoben hab" und „der tausend Ducaten . . . vergasse er gäntzlich." (35). Später erinnerte er sich Schupps gerade noch so viel, daß er ihn mitunter grüßen ließ. Dieser Sylvius starb in der Blüte der Jahre, von seinen Freunden nur allzurasch vergessen (39). Einer von Schupps Amanuensis wollte durchaus Soldat werden. Schupp empfahl ihn bei Sylvius. Die goldenen Berge, die sich der Mann der Feder im Kriegsleben geträumt hatte, ließen sich nicht finden. Abgerissen und voll Ungeziefer kehrte dieser nach Jahr und Tag aus Polen zurück. Es scheint also, daß Sylvius im schwedisch-polnischen Kriege das Ende gefunden habe. Fassen wir nun die einzelnen Momente zusammen. Schupp stand diesem Sylvius bei während seines Münstener Aufenthalts, wahrscheinlich nach Abschluß des hessischen Familientraktates. Daß Schupp sich an Kaiser und Kurfürsten gewendet, das deutet darauf hin, daß Sylvius ein Deutscher, kein Schwede gewesen sei. Unterdessen kam Schupp nach Hamburg. Deshalb denkt er bei Anlage des Geldes an Erwerb durch Schiffahrt. Sylvius hat später im schwedisch-polnischen Kriege ein Kommando geführt und muß vor der 2. Hälfte des Jahres 1657, in der der Traktat geschrieben worden ist, bereits tot gewesen sein.

Wer war nun dieser Sylvius? Darüber finde ich keinen Aufschluß, auf keine der mir bekannten Persönlichkeiten aus dieser Zeit stimmen alle diese Angaben. Eine Lösung der Sylvius-Frage würde manches Licht auf Schupps Thätigkeit im Sommer 1648 und Winter 1649 werfen.

II. Abhandlungen.

1.) Schupps Stellung zur Schulreformbewegung des 17. Jahrhunderts.

Das Mittelalter kannte Kloster und Kirchenschulen, später daneben Stadtschulen. Selbst Mädchenschulen finden wir schon vereinzelt in den Städten. Ein ausschließliches Interesse hatte die Zeit freilich nur an der Erlernung des Lateinischen. Es war dies Kirchen- Rechts- und Gelehrtensprache, in ihrer mittellateinischen Form keine tote, sondern eine lebende Sprache, von allen verstanden und gesprochen, die irgend auf Bildung Anspruch machen konnten. Die einheitliche Kulturwelt des christlichen Abendlandes bedurfte zu ihrem Bestande dieses geistigen Mediums. Die Kreuzzüge, die höchste Kraftentfaltung des Mittelalters, bedeuten auch den Rückgang und Zerfall desselben. Die Einheit löst sich in Besonderheiten auf, die Nationen scheiden sich, und bald entwickeln sich die Vokssprachen zu Nationallitteraturen, voran die romanischen. Es wiederholt sich geschichtlich, was das I. Buch Mosis von der babylonischen Sprachverwirrung erzählt. Der Bruch mit dem Alten wird vollständig, wie nun auch noch die kirchliche Reformbewegung hinzutritt. Die Einheit der abendländischen Kirche wird endgültig zerrissen. Die Predigt und die Lesung der heiligen Schrift in den Landessprachen war eine der Hauptforderungen der religiösen Neuerung. Darin lag eine mächtige Stärkung des Volkstums und ein kräftiger Anstoß zur Förderung der Nationallitteraturen. Niemand gab in Deutschland dieser Forderung beredteren Ausdruck und niemand leistete selbst mehr zur Schaffung eines deutschen Schrifttums als Luther.

Aber es schien, als ob dieser Zentrifugalbewegung der einzelnen Nationalitäten eine gewaltige Zentralanziehung Einhalt gebieten sollte. Es war dies das neuerstandene Bildungsideal der Renaissance.

Und wirklich sehen wir, wie sich der Humanismus auf dem Gebiete der alten Kirche nicht minder, wie auf dem der kirchlichen Neubildungen siegreich entfaltet, wie ihm die besten Geister der Zeit huldigen, wie die Päpste in Rom und die Reformatoren in Deutschland ihn pflegen, wie namentlich letztere darauf ihr neues Schulwesen begründen und den Bestand des Evangeliums an die Kenntnis der alten Sprachen gebunden erachten. So entstanden die protestantischen Gelehrtenschulen im Sinne Sturms zu Straßburg und Trotzendorfs zu Goldberg und ihnen nach begründeten die Jesuiten ihr wohldurchdachtes Schulsystem, das an Einfluß, Erfolg und Bedeutung das protestantische bald in Schatten stellen sollte. Ein Sturm selbst anerkannte ihre Meisterschaft und der kühne Reformer Baco von Verulam erklärte die Jesuitenschulen für die besten der bestehenden, freilich unter dem Vorbehalt, daß das Bestehende überhaupt durch ein Neues zu beseitigen sei. So anregend die Renaissance gewirkt, namentlich auf dem Gebiete der Kunst, wo sie eine Periode großartiger Schöpfungen eingeleitet hat, so einengend und beschränkend gestaltete sich ihre Wirkung je länger je mehr auf wissenschaftlichem Gebiete. Die Antike wurde in allem Gesetz, Aristoteles mächtiger, als er im Mittelalter gewesen, die Erlernung des klassischen Lateins in seiner sprachlichen Einschränkung das Strebeziel der Schule. Nebenbei wurde auch Griechisch betrieben, aber mit sichtlich erkaltendem Eifer. Die gelehrte litterarische Produktion ging wieder ausschließlich an die lateinische Sprache über, die Volkssprachen wurden verachtet. Am meisten und am längsten litt unter diesem Banne die deutsche Sprache. Wieder waren es die romanischen oder doch mit romanischen Elementen durchsetzten Nationen und ihre Schriftsteller, die zuerst dieses Joch abwarfen. Von dort her erscholl auch der erste Ruf nach Schulreform, nach Sprengung der ehernen Bande, die der Zwang des Lateins, Schule, Wissenschaft und Leben auferlegt. Hören wir, was W. Wackernagel in seiner deutschen Litteraturgeschichte über die Wirkung der Renaissance auf unser Volksleben sagt: „Eigentlich ganz deutsch gesinnt und gebildet und ganz ein Mann des Volkes war unter den Reformatoren einzig Luther, alle die andern waren durch die Art ihres Wissens der Deutschheit, dem Volke, der Sprache und der Litteratur des Volkes fremd geworden. So notwendig der Reformation die Studien des

klassischen Altertums, sie waren derselben gleichwohl schädlich, in sofern sie zunächst dem deutschen Volk galt, dies in seiner Gesamtheit und zumal in seinen untern Ständen heben und halten sollte. Die klassischen Studien waren die Ursache, daß einem gesunden Leben aus sich selbst eins nach dem andern seiner unentbehrlichsten Bedingnisse entzogen ward. Die Universitäten und Schulen waren ebensoviel Pflanzstätte, nicht bloß des Glaubens und der Wissenschaft, sondern auch jener Einseitigkeit und Beschränkung, zu welcher nach Anfängen voll von Größe und Freiheit der Humanismus je mehr und mehr hinabsank, und der blinden Geringschätzung alles dessen, was Deutschland im Gebiete der Litteratur an eignen Leistungen und an eigner, nur noch unbenutzter und unentwickelter Kraft besaß." [1]) Es ist das Verdienst zweier Ausländer des Engländers Lord Baco von Verulam (1561—1626) und des Franzosen Michel de Montaigne (1533—1592) zuerst den Bann durchbrochen und die Forderung nach Schulreform erhoben zu haben. Sie stimmen in der Hauptforderung überein, Schule und Erziehung zu Zeit und Leben in Beziehung zu setzen. Nicht ein für alle Zeiten feststehendes Bildungsideal gibt es, das hinter uns liegt in grauer Vorzeit, verklärt durch den elegischen Reiz der Vergangenheit, sondern jede Zeit schafft sich ihre eigne Bildung aus dem Besten, das sie in ihrem Schatze aus Vergangenheit und Gegenwart aufgehäuft. Nicht hinter uns, sondern vor uns liegt das Ziel; verloren ist das alte Paradies, wie die klassischen Zeiten eines Perikles und Augustus verschwunden sind, vor uns winkt freilich in endloser Form die neue Atlantis Bacos: „Der Mensch, durch Naturwissenschaft Herr der Elemente und der Kräfte, durch Medizin im Besitz der vollkommenen Gesundheit, vielleicht der Altersschwäche selbst sich erwehrend, erreicht durch Erziehung und Einsicht auch die vollkommene Tugend und die vollkommene Glückseligkeit." [2]) Das sind titanenhafte Worte, eines Prometheus würdig, die die Unwahrscheinlichkeit ihrer Erfüllung an der Stirne tragen, aber es ist das Charakteristische aller neuen Richtungen, die in die Welt eintreten, daß sie mehr versprechen, als sie zu halten vermögen; nicht zum geringsten Teil hängt ihr durchschlagender Erfolg an dem naiven Glauben von Verkündiger und Hörer gerade an das Utopische der Ziele, den wahren Gewinn, den wirklichen Fortschritt, das Gute in dem Neuen nimmt man als begleitende

Nebenumstände an, aber sie entbehren der Zugkraft. Vergleichen wir Baco und Montaigne, diese Väter des pädagogischen Realismus, so gibt Baco die allgemeinen wissenschaftlichen Ideen, Montaigne zeigt sie in ihrer Anwendung. In seinem Hauptwerk der Instauratio magna erklärt Baco: „Es wäre eine Schande für die Menschheit, wenn, während die Gebiete der materiellen Welt, der Länder, Meere und Gestirne in unserer Zeit unmeßlich erweitert worden sind, die Grenzen der intellektuellen Welt dagegen in die Enge des Altertums festgebannt bleiben." [3]) „Unsere Ansicht vom Altertum ist leichtfertig und gegen das Wort. Das Alter der Welt ist das wahre Altertum; das kommt aber uns zu, nicht dem jungen Weltalter der Vorzeit. Aus der griechischen Philosophie sind zwar die Wissenschaften entsprungen, aber ihre Weisheit war redselig, an Worten reich, unfruchtbar an Thaten." [4]) Die Autorität hindert eine objektive Wahrheitserkenntnis. Alle Begriffe, die nicht aus der Natur der Dinge geschöpft werden, sind Idole, die den menschlichen Verstand trüben und die Natur verschleiern. [5]) Zur objektiven Wahrheit gelangen wir aber durch das Experiment. Nur eine richtige Vergleichung der Thatsachen führt zur Erkenntnis eines allgemein gültigen Gesetzes (Induktion). Alles wahre Wissen ist Wissen durch Gründe. Damit ist allem Scholostizismus und Formalismus und aller Pedanterie der Krieg bis auf's Messer erklärt, ein selbständiges Urteil, reale Kenntnisse statt verbaler Virtuosität sind die Forderungen. Montaigne führt diese des weitern aus. [6]) Unsere gegenwärtige Erziehung leidet an Überschätzung des Intellektuellen und an Vernachlässigung des Ethischen, an einseitiger Betonung der Gedächtnisübungen und an Hintansetzung des Nützlichen. Was hilft Wissenschaft ohne Verstand? Was sich am meisten an dem zur Universität abgehenden Jüngling zeigt, besteht in der Erfahrung, daß ihn Latein und Griechisch dummer gemacht haben, als er früher gewesen. Montaignes Bildungsziel ist ein sittlich-intellektuelles. Man muß den Zögling anleiten, sich selbst zu erkennen, gut zu leben und gut zu sterben. Die Aufgaben sollen nicht aufgesagt, sondern ausgeübt werden, der Schüler repetiert sie handelnd. Die Sprachen sollen ohne Grammatik und Regel, ohne Rute und Thränen erlernt werden. So gut an sich Latein und Griechisch, man kauft sie viel zu teuer. Erstlich gilt es die Muttersprache zu lernen, hernach die Sprachen

der Nachbarvölker, mit denen man am meisten in Beziehung steht. Leibesübungen in reichstem Maße sind ein dringendes Bedürfnis. Es handelt sich darum, den ganzen Menschen nach Seele und Leib zu erziehen. Montaigne machte Schulen in Frankreich, seine Hauptopposition richtete sich gegen die Jesuiten. Nicht lange nach seinem Tode mußten diese Frankreich verlassen, aber schon nach 10 Jahren kehrten sie dahin zurück.

Erst mit dem 17. Jahrhundert erhob sich von zweifacher Seite her im protestantischen Deutschland eine Gegenströmung gegen den hergebrachten Schulbetrieb und die Herrschaft des Lateinischen auf den Universitäten und in der Wissenschaft. Die eine war mehr eine kirchlich-mystische, die andere eine modern nationale und rationale, angeregt und gestärkt durch Baco-Montaigne.[7]) Die erstere mißbilligte den Inhalt der Klassiker als heidnisch und sittlich anstößig. Ihre Anhänger hatte sie in den Kreisen, aus denen später der Pietismus hervorging. Aber auch die Orthodoxie, noch im Vollbesitz ihrer Herrschaft über die Gemüter, verhielt sich zum mindesten kalt gegen den Inhalt der Antike. Sie betrachtete diese als eine Art Rumpelkammer, aus der sie ihre Beispiele und Formelbegriffe bezog. Selbstgenügsam, kaltsinnig, unkünstlerisch, scholastisch durch und durch, eifersüchtig auf ihr alleiniges Recht duldete sie neben sich keinerlei selbstständige Existenz. Nur als Sklaven und Diener, innerlich und äußerlich, erschienen die Schulen, Universitäten und die patentierte aristotelische Schulphilosophie. Man hatte von Seite der Orthodoxie nichts dagegen, daß sich der Schulbetrieb des Griechischen auf die Lektüre des Neuen Testaments beschränkte, das man in einem vorzüglichen klassischen Griechisch verfaßt erklärte, konnte man doch die gewonnene Zeit auf die theologischen und philosophischen Kompendien verwenden, in denen die scholastisch-theologischen und logikalisch-philosophischen Begriffe und Kategorien breitgetreten wurden. Im übrigen ließ man es in Methode und Unterrichtsziel beim Alten. Besser stand's einzig in dem gebildetsten Lande des damaligen Europas, in den freien Niederlanden. Hier hatte man, ähnlich wie in Griechenland während der Perserkriege, im achtzigjährigen Freiheitskampfe gegen Spanien alle Kräfte anspannen gelernt. Der siegreich geführte Krieg brachte materiellen Gewinn, die niederländischen Flotten beherrschten die Meere, niederländisches

Gold und Diplomatie vielfach die Höfe. Man hatte einen weiten Blick bekommen, und wenn es in der damaligen Welt noch eine letzte Raststätte des ächten Humanismus gab, so war sie einzig in den Niederlanden zu suchen. Hier lehrte Spinoza, hier fand Descartes eine Zuflucht, hier hatte man für alle Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche des reinen Wissens wie der Technik ein aufmerksames Auge, von dort her holte man Anregung, hier suchte man Ermunterung, Schutz und Rückhalt. Der bedeutendste deutsche Fürst in der 2. Hälfte des Jahrhunderts der Große Kurfürst, er hat am Hofe des Oraniers seine staatsmännische Schulung erhalten. Die Bewegung, die wir die national-rationale genannt haben, hängt in ihren geistigen Vertretern eng mit den Niederlanden zusammen. Entweder hatten diese dort, wie Ratke, Opitz und Schupp, Jahre ihrer Ausbildung zugebracht, oder sie fanden da Ermunterung und Unterstützung wie Comenius. Das Alte hatte sich hier geistesfrischer erhalten, das Volk selbstdenkender als anderswo, der soziale Unterschied zwischen herrschender und beherrschter Klasse, zwischen gelehrt und ungelehrt war nicht so scharf ausgebildet. Ein Doppelpaar von Männern ist's, von denen jeder eigenartig genug, Theoretiker und Praktiker zugleich, entweder mehr die sprachlichen Forderungen oder die naturwissenschaftlich-mathematischen neben den erzieherischen und methodischen geltend machte. Es sind die Pädagogen Ratke und Comenius und die Gelehrten Helwich und Jung, mit denen die Reformbestrebungen Schupps eng zusammenhängen. Haben es Ratke und Helwich in erster Linie mit der Reform des sprachlichen Unterrichts zu thun, so Comenius und Jung mit den Realitäten, deren Kenntnis das Leben fordert, letzterer mehr im Anschluß an Campanella, Kepler, Galilei und Baco, also in mathematisch-naturwissenschaftlichem, ersterer mehr in biblisch-realem Sinne. Vollständig einig aber sind sie in der nationalen Hauptforderung: Aller Unterricht soll in der deutschen Sprache erteilt werden, die deutsche Sprache soll vor allen andern Sprachen gründlich erlernt werden, die deutsche Sprache soll zur Gelehrten- und Litteratursprache wieder erhoben werden, wie sie es eine kurze Zeit im Reformationszeitalter schon gewesen. Hierin berührte sich diese Bewegung mit der Forderung der Sprachgesellschaften, voran des fruchtbringenden Palmenordens, dessen Wortführer der später gekrönte und geadelte Dichter Opitz

in edlem Zorn in seinem Aristarchus sive de contemptu linguae Germanicae 1668 seine Zeitgenossen also anläßt:[8]) „Während wir mit maßloser Begier die fremde Sprache (Latein) erlernen, bringen wir die unsrige in Verachtung. Wir schämen uns unseres Vaterlandes und trachten darnach, daß wir nichts weniger als die deutsche Sprache zu verstehen scheinen. Aus dieser Quelle strömt das Verderben auf Vaterland und Volk, wir verachten uns selbst und werden deshalb verachtet. So verändert sich die reinste und von fremdem Schmutz bisher bewahrte Sprache und artet in einen wunderlichen Jargon aus. Man sollte meinen, unsere Sprache sei eine Schlammgrube geworden, in welche der Schmutz der übrigen zusammenflösse. Es ist fast kein Satz, keine Wortverbindung, die nicht nach dem Ausländischen schmeckt." Es gibt wohl keine schärfere Jornie auf die Zeitumstände und den Inhalt dieser Philippika, als die Thatsache, daß Opitz sich zu seinem Notschrei der lateinischen Sprache bedienen mußte, um nur die gewünschten Leser finden zu können.

Es war auf dem Wahlreichstage 1612 zu Frankfurt a/M., da wurde den versammelten Reichsständen eine seltsame Denkschrift vorgelegt. Wolfgang Ratke erbot sich durch Einführung seiner neuen Lehrmethode dem alternden, von politischen und religiösen Parteien zerrissenen Reiche zu drei wertvollen Einheiten zu verhelfen, einer einträchtigen Sprache, Regierung und Religion. Das Wunderbarste davon war — die Stände nahmen's wirklich ernst. Wolfgang Wilhelm von Neuburg, Landgraf Ludwig von Darmstadt, die Weimarischen und Anhaltischen Fürsten, Lutheraner und Calvinisten interessierten sich für die Vorlage, eine gelehrte Kommission von Jenenser und Gießener Professoren trat zusammen und begutachtete die Denkschrift: Eine Verbesserung ist dringend notwendig „die Künste sind an keine Sprache gebunden; es ist falsch, wenn man meint, es könne absolute und allerdings Niemand gelehrt sein, er verstehe denn die Lateinische und Griechische Sprache, und hergegen, wer nur die Lateinische und Griechische Sprache wisse, ob er schon sonsten nichts mehr wisse, der sei gar sehr gelehrt."[9]) Die Stadt Augsburg berief Ratke 1614 zur Reformierung ihres Schulwesens, Fürst Ludwig von Anhalt übergab ihm 1618 eine Musterschule. Ein Lehrerseminar, eine Buchdruckerpresse für seine Lehrbücher, die in lawinenartiger Masse erschienen, wurden ihm

zur Verfügung gestellt. Die Erfolge blieben aus, der streitsüchtige, rechthaberische und habsüchtige Charakter des Mannes verdarb die eignen Schöpfungen. Es genügt eben nicht, nur Gutes zu wollen, man muß selbst gut sein. Seine Forderungen stellt er in 13 Punkten zusammen.[10]) Als die wichtigsten darunter können gelten: Die Jugend darf auf einmal nur in einer Sprache oder Kunst unterrichtet werden — dabei muß der Ordnung der Natur gemäß vom Leichtern zum Schwerern, vom Bekannten zum Unbekannten gegangen werden — alle Sprachen sollen auf einerlei Art und Weise erlernt, alle Unterweisung zuerst in der Muttersprache, stets aber ohne Zwang und Widerwillen erteilt werden, Züchtigung nur bei Mutwillen und Bosheit eintreten — nicht allein in lateinischer und griechischer Sprache, sondern auch in hochdeutscher und allen andern notwendigen Sprachen wird Unterricht erteilt — Knaben sollen durch Männer, Mädchen durch tüchtige „Weibspersonen" Unterricht erhalten. — In 6 Jahreskursen sollte die Jugend unterrichtet werden, die ersten 3 Jahre in deutscher Sprache, im 4. und 5. in lateinischer und im 6. in der griechischen Sprache. Dabei soll von der Wortsprechung zur Wortschreibung, hierauf zur Wortforschung und zuletzt zur Wortfügung fortgeschritten werden. In ächt mittelalterlicher Auswahl wurde im Latein mit den 6 Stücken des Terenz begonnen; nachdem diese nach allen Seiten exponiert worden, sollten sich daran grammatische und sprachliche Übungen anschließen. Der Lehrer spricht alles vor, der Schüler merkt auf und repetiert genau das Gehörte. Vier Stunden tägliche Arbeit sind hiezu erforderlich. Ob durch diese Methode eine Erziehung zu selbständigem Denken angebahnt werden könne, bleibt zum mindesten höchst fraglich. Ein wie ganz anderer Mann als Ratke war der letzte Bischof der Mährischen Brüder Amos Comenius (1562—1670). Eine würdevolle Erscheinung, ernst, freundlich, nachgiebig, eine tiefgründende Natur, ebenso demütig fromm als klar und entschieden in den Dingen dieser Welt. Comenius schuf, was Ratke nicht vermochte, unter den größtmöglichen Hindernissen mit bienenhaftem Fleiße ein abgerundetes, wohldurchdachtes Lehrsystem, und was vielleicht noch mehr in's Gewicht fällt, er unterrichtete mit großem Erfolge nach seinen Grundsätzen. Aus seiner Heimat Böhmen vertrieben, verlor er zweimal in Fulneck 1621 und in Lissa 1656 durch Plünderung und Brand seine Habe, seine

Bibliothek und seine Manuskripte. Mit dem Auftrage zur Reform des Schulwesens wurde er nach England, den Niederlanden, Schweden und Ungarn berufen und schließlich fand er, nachdem er so reichlich Ehre und Schmach gekostet und die Eitelkeit alles Irdischen am eignen Geschicke erprobt, nach vorübergehendem Hamburger Aufenthalte in Amsterdam „dem Auge der Welt", wie er's nannte, einen ehrenvollen Ruhesitz, wo ihm die treue Anhänglichkeit und Municifenz des reichen holländischen Handelshauses van Geer die Mittel zur Herausgabe seiner pädagogischen Gesamtwerke gewährte.[11]) Was Fürsten nicht gethan, vollbrachten Niederländer Bürger. In seiner letzten Schrift, necessarium betitelt, klagt er über das mangelnde Zeitverständnis: „Man hat mich als Theologen getadelt, daß ich der Welt durch Verbesserung des Schulwesens zu nützen suchte. . . . Man hat mir mein Streben, die streitenden theologischen Parteien zu vermitteln und Frieden zu stiften zum Vorwurf gemacht. . . . Jetzt ist einem jeden sein Babel schön und er glaubt, es sei Jerusalem selber, welchem niemand, ihm aber alles weichen müsse."

Seine große Idee war Beglückung des Menschengeschlechtes durch Erziehung.[12]) Denn der Mensch, von Natur aus ein erziehbares Wesen, kann nur durch Erziehung zum Menschen werden. Es gilt die in die menschliche Natur gelegten Keime zur vollen Entwicklung zu bringen. Dieselben sind dreifacher Art, intellektueller, sittlicher und religiöser und bedingen eine Erziehung zur Gelehrsamkeit, zu Tugend und Charakter und zu Religion. Diese Erziehung muß aber schon frühzeitig im Elternhause ihren Anfang nehmen, die Schule als Erziehungsplatz setzt sie nur fort. Hier muß dem Menschen die größte Wohlthat für's Leben erwiesen werden, Aufklärung des Verstandes, Gewöhnung zur Vorsicht im Handeln und Erhebung des Gemüts zu Gott. Die richtige Methode besteht darin, den verschiedenen Beanlagungen Rechnung zu tragen, alle zu dem gleichen Ziele zu führen, aber nach Maßgabe ihrer Begabung. Harmonie ist die Bestimmung der menschlichen Natur, ihr Haupthindernis, die Verschiedenheit der menschlichen Beanlagung, die im Übermaß oder im Mangel sich äußert. Nach Thunlichkeit ausgleichend wirken ist erzieherische Aufgabe. In allem gilt es die Natur als Muster zu nehmen. Unter ihrer Leitung wird man erkennen, daß stets von Leichterem zu

Schwierigerem fortzuschreiten, erst die Sinne, dann der Verstand, zuletzt die Urteilskraft geübt werden müssen. Dem Gedächtnis darf nur Verstandenes zugemutet werden. Daraus ergibt sich, daß nichts auf Autorität zu begründen ist, daß alles auf sinnlicher Anschauung basiert und der Prüfung der Vernunft unterstellt werden muß. Vor allem gilt es das Interesse, die Aufmerksamkeit des Schülers zu erwecken und zu erhalten. Das geschieht durch nichts mehr, als durch Anschauung der Dinge. Fehlen diese selbst, so müssen sie durch Bilder ersetzt werden. Worte allein sind zwecklos, Wort- und Sachunterricht muß parallel gehen. Das Reelle ist das Nützliche. So dürfen Stilübungen nur über inhaltlich Bekanntes angestellt werden, denn „der Gedanke ist der Stil." Dem Schuldrama ist er, wie Baco und die Jesuiten, geneigt, nur muß das Stück nach Inhalt und Form den Zwecken der Schule entsprechen. Es gibt besondere Methoden für die Wissenschaften, die sittliche Bildung und die Frömmigkeit. Unter den Wissenschaften verdienen die Sprachen besondere Beachtung. Mit den Worten sind die Sachkenntnisse zu verbinden. Jede Sprache ist gesondert zu lernen, aber alle nach gleicher Methode. Der Anfang ist mit der deutschen als der Muttersprache zu machen. Erst nachdem diese, in der alle Sachkenntnis zu vermitteln, vollständig fest begründet, ist mit der lateinischen Sprache zu beginnen. Dabei ist im Gegensatz zu Ratke mit peinlicher Auswahl der Schriftsteller zu erfahren. Hierauf kann die griechische Sprache u. s. w. folgen. Die Sprachen müssen mehr durch Übung, als durch Regeln gelernt werden.

Bei der sittlichen Bildung ist das Hauptaugenmerk auf beständiges ehrsames Handeln von Lehrer und Schüler zu richten. Pietät erwächst aus Anleitung zum Nachdenken über sich selbst und die umgebende Welt, aus Gebet und Schriftprüfung. Die Schulzucht besteht nur in Ermahnung und Tadel, Rute und Stock sind durchaus ausgeschlossen, denn nur so kann sie zur freiwilligen Pflichterfüllung führen. In vier Schulstufen, jede zu 6 Jahrgängen, der Mutterschule, Muttersprachschule, Lateinschule und Akademie hofft Comenius sein Erziehungswerk vollenden zu können. Seine zahlreichen Schulbücher, besonders sein Vestibulum, Janua und Atrium und sein 1657 in Nürnberg zuerst gedruckter Orbis pictus wurden in vielen Schulen Mitteldeutschlands, besonders

Thüringens und Hessens, eingeführt.[13]) Namentlich sein orbis pictus, das 1. deutsche Bilderbuch, wurde einflußreich. An ihn schloß sich die emblematische Methode an, auf die Schupp schon früher selbständig verfallen. Sie hat später in dem Zittauer Schulrektor Christian Weise ihren eifrigsten Vertreter gefunden. Es ist derselbe Weise, der die Schule nahezu in eine Bühne verkehrte und sich in wahrhaft kalderonischer Fruchtbarkeit der Schuldramenfertigung befleißigte. Während die Namen des Ratke und des Comenius in der Geschichte der Erziehungswissenschaft längst ihren gebührenden Platz gefunden haben, macht es mir den Eindruck, daß zwei andere Männer, wenn sie auch durchaus nicht unbemerkt geblieben, immerhin noch nicht entsprechend in ihrem erzieherischen Wirken gewürdigt werden. Ich meine die beiden Gelehrten Helwich (Helvicus) und Jung (Jungius). Es ist das um so auffallender, da die Zeitgenossen diese beiden nicht geringer, eher höher schätzten, als Ratke und Comenius. So betont z. B. Schupp des Öftern, daß er sein Wissen über Schulsachen zum größten Teil dem Dr. Helwich danke,[14]) Johann Rist, der Gründer des Elbschwanordens, bezeugt Ähnliches in seinem Klagelied auf Helwichs Tochter, Schupps erste Gattin,[15]) ja Comenius bekennt selbst, durch das Gutachten dieser beiden in Sachen Ratkes zuerst pädagogisch angeregt worden zu sein.[16]) Später sah Comenius zu Jung, wie zu seinem Meister auf, der ihn in den vierziger Jahren in die Niederlande und nach Schweden empfahl, und bei dem Comenius noch kurz vor dessen 1657 erfolgten Tode in Hamburg verweilte.[17]) Christoph Helwich war ein vortrefflicher Kopf, universell gebildet, als Sprachgelehrter ein Mann von europäischem Ruf, namentlich im Griechischen und den orientalischen Sprachen eine Autorität, Geschichtsforscher und Didaktiker. Leider starb er schon 1617 in den besten Jahren. Sein späterer Schwiegersohn Schupp überkam den litterarischen Nachlaß. Aus diesem wurde ein didaktisch-grammatisches Werk herausgegeben, das wegen seiner der deutschen Sprache und ihrer grammatikalischen Terminologien gewidmeten Abteilung besondere Beachtung verdient.[18])

Noch bedeutender als Helwich war Joachim Jung. Es ist Göthes Verdienst auf den früher hochgefeierten, dann aber vergessenen Bahnbrecher naturwissenschaftlicher Forschung in Deutschland zuerst wieder aufmerksam gemacht zu haben. Aus Lübeck

stammend wurde er 1607 Professor in Gießen, ging 1618 und 19 nach Italien auf die damals noch berühmten Hochschulen von Padua, Bologna und Neapel, um erneut zu studieren und die ersten Männer Italiens kennen zu lernen, wurde nach seiner Rückkehr Professor der Mathematik in Rostock, später erhielt er einen Ruf auf einen Lehrstuhl der Medizin nach Helmstädt.[19]) Durch den dreißigjährigen Krieg vertrieben, finden wir ihn wieder in Rostock während der Wallensteinischen Periode Mecklenburgs, bis er 1628 einen Ruf als Rektor des Johanneums und des akademischen Gymnasiums zu Hamburg annahm. Wegen Streitigkeiten mit der Hamburger Geistlichkeit und der Wittenberger Fakultät über die Gracität des neuen Testamentes, die ihm den Vorwurf des Atheismus zuzogen, legte er 1640 das Rektorat des Johanneums nieder, verblieb aber in seiner Stellung als Leiter des akademischen Gymnasiums bis zu seinem 1657 erfolgenden Tode. Die Interessengemeinschaft mit Helwich brachten Schupp und Jung in ein freundschaftliches Verhältnis, das durch ihren gemeinsamen Hamburger Aufenthalt noch vertieft wurde. Jung war vielleicht der geistreichste Verfechter der Bacoschen Grundsätze in Deutschland, Guhrauer in seiner meisterlichen Biographie Jungs meint sogar, daß er dieselben klarer und faßlicher entwickelt, als Baco selbst. Sicherlich kommt Jung das Verdienst zu, nicht nur Theoretiker, sondern auch Praktiker gewesen zu sein. Man kann in seinem Wirken zwei Perioden unterscheiden; die erste umfaßt sein Zusammenarbeiten mit Helwich und schließt mit dessen Tode ab, die zweite beginnt mit seiner Rückkehr aus Italien. — Es war die Zeit der Ratkeschen Bewegung. Landgraf Ludwig V. von Darmstadt hatte seine Gießener Professoren Helwich und Jung zusammen mit den drei Jenensern Wolf, Grauer und Brendel beauftragt, ein Gutachten auszuarbeiten. Wir haben schon gehört, wie es in billigendem Sinne ausfiel, ja die beiden Helwich und Jung versprachen sich sogar von der Einführung der deutschen Sprache in Schule und Wissenschaft einen bedeutenden wissenschaftlichen und künstlerischen Aufschwung. In einem 1614 unter dem Titel „Nachbericht zu der neuen Lehrkunst" gedruckten Aufsatze entwickeln sie eine Reihe von eben so wahren, als für die Zeit kühnen Gedanken. Die Schulen sind die Grundlagen des gemeinen Wesens, daher verdienen sie die besondere Beachtung des Fürsten, denn sein Sinn soll sein, „daß er seinen

Unterthanen nützlich und dienstlich sey, und nicht also denken: Land und Leute sind mein! . . . sondern also: Ich bin des Landes und der Leute." Die Schulen werden viel zu viel als Handwerk betrieben. „In Schulen liegt der Ursprung der Krankheit, in Schulen muß die Arznei gesucht werden. Die Lehrkunst ist der Regimentkunst nöthiger und nützlicher, denn alle andern Künste."[20]) Wie ist das doch so eine ganz andere und würdigere Sprache, als sie der durch seine politischen Umtriebe berüchtigte sächsische Hofprediger Höe von Hohenegg in seinem Gutachten über Ratke 1626 geführt, indem er höhnisch und schmeichlerisch zugleich bemerkte, „es sei nicht nöthig, daß Chur- oder Fürsten sich darumb hoch bekümmerten, wie in Griechischer, Ebräischer, Teutscher, Arabischer und andern Sprachen alle Künste und Fakultäten ausführlich könnten gelernt und propagirt werden."[21]) Aber noch mehr ehrte die Beiden die Schlußworte ihres Berichtes, in denen sie nicht anstehen, offen und ehrlich zu bekennen, daß sie von Ratke gelernt, „dann wir für Gott bezeugen, daß wir täglich mehr in dem Werk sehen und erfahren, als wir im Anfang selbst geglaubt." Es war nicht ihre Schuld, daß sie sich später von Ratke persönlich lossagen mußten. Nahezu 1½ Jahre ertrug Helwich in Augsburg, wohin er Ratke gefolgt, dessen Anmaßungen. Seufzend schreibt er an Jung: „Ich wünsche Ratke von Herzen geistiges Gesunden und Selbsterkenntnis."[22]) Nachdem sich 1615 der Bruch mit Ratke vollzogen, finden wir Helwich und Jung wieder in Gießen vereint, wo sie in selbständiger Weise Ratkes Methode fortbilden. Sie setzen ihre gemeinsamen Arbeiten auch fort, wie sich Jung bereits nach Hamburg zurückgezogen und sich der Mathematik und Medizin zuzuwenden begonnen hatte. Helwichs früher Tod wurde wie eine Art Nationalunglück angesehen; an 20 Universitäten Deutschlands der Schweiz und der Niederlande wurden ihm Totenfeiern veranstaltet. Durch seinen Freund Tassius veranlaßt finden wir Jung elf Jahre später als Rektor in Hamburg.

Bei seiner Diensteseinführung durch den Senior der Geistlichkeit Willich hielt er seine denkwürdige Rede über den propädeutischen Nutzen der Mathematik. Er bekämpfte darin die traditionelle aristotelische Methaphysik in ihrer verheerenden Wirkung auf die Physik, womit er der theologischen und philosophischen Scholastik in's Herz griff. Er rühmte an der reinen Mathematik,

daß sie die wahre und vorzüglichste Schule und Zucht des Geistes sei, um zu einem scharfen und klaren Denken und zu Selbständigkeit des Urteils zu gelangen. Vor allem leiste das die Geometrie durch ihre deutliche Klarheit und gründliche Gewißheit.[23]) Durch zwei von ihm in den Jahren 1634 und 1643 gegebene Schulordnungen besserte er den tief herabgekommenen Zustand der Schule derartig, daß erst 1732 wieder zu einer Reform geschritten werden mußte. Allen, auch den Kindern der Ärmsten, gewährte er Zutritt. Durch Beispiele und kurze Bemerkungen wurde gelehrt, häufige Repetition vorgenommen, allwöchentlich von 2 Schülern der oberen Klassen über das Pensum der Woche disputiert. Als einen Hauptgrundsatz hielt Jung fest, daß der Schüler von den unteren Klassen nichts mitbringt, was er wieder verlernt, sondern was er nur vollenden, vermehren und vertiefen soll, damit Gedächtnis und Urteil gekräftigt und der Verstand unmerklich vom Niedrigsten zum Höchsten zu steigen angehalten wird. Jungs eigener Unterricht wird als höchst lebendig und anschaulich geschildert, wobei er es meisterlich verstanden haben soll, den Ernst durch heitere Stimmung zu mildern und dadurch gespannte Aufmerksamkeit zu erhalten. Auf Spaziergängen leitete er zu Beobachtung der natürlichen Dinge an; nichts war ihm lieber, als wenn seine eigenen Anschauungen von seinen Schülern zu bekämpfen und zu widerlegen versucht wurden. Von dem blinden Autoritätsglauben der Zeit zu befreien, betrachtete er als seine hauptsächliche Aufgabe.[24]) Das waren die Männer, die Schupp vorangingen, in deren Fußstapfen wir ihn treffen. Es sind namentlich drei Schriften, in denen Schupp die Schul- und Sprachverhältnisse bespricht: 1) Ambassadeur Zipphusius auß dem Parnaß wegen des Schulwesens abgefertiget an die Chur-Fürsten und Städte des heiligen römischen Reiches. Den Bürgermeistern und Rath der drei . . . Reichs- und Handelsstädte Lübeck, Frankfurt am Mayn und Hamburg, den Pflegern und Säugammen der Kirchen und Schulen gewidmet. Dieselbe behandelt eingehend das Mittelschulwesen und wird deshalb gewöhnlich „vom Schulwesen" betitelt. 2) der unterrichtete Student, ein akademischer Discurs zwischen 2 Freunden Seladon und Damon. In dieser Schrift wird über den Bestand der Universitäten, das Studentenwesen und die geistige Stagnation und Unfruchtbarkeit der Universitätsgelehrsamkeit der Zeit ein streng Gericht gehalten.

3) Der Teutsche Lehrmeister. Ein Discurs von Erlernung und Fortpflanzung der freyen Künste und Wissenschaften in teutscher Sprache gehalten mit dem edlen Daphnis aus Cimbria (Johann Rist). Diese Schrift, erst nach dem Tode Schupps herausgegeben, wendet sich kritisch gegen die Thätigkeit der Sprachgesellschaften und wahrt energisch die Würde der deutschen Sprache. Folgen wir nun Schupp selbst in seinen Auseinandersetzungen. Wir werden hieraus, wie ich glaube, seine Denk- und Sprechweise am besten zu verstehen und zu würdigen lernen. Wenn Schupp nicht immer gleich zu seinem Gegenstande kommt oder wenn er mitunter auf andere Gebiete abschweift, so haben wir darin eine seiner charakteristischen Eigentümlichkeiten, die wir ebenso eine Schwäche wie eine Stärke nennen können. Wir finden sie in allen seinen Schriften. Denn was die künstlerische Komposition vielleicht darunter leidet, das gewinnt die geniale Auffassung, die überall im Allgemeinen das Besondere und im Besonderen das Allgemeine aufzuweisen bestrebt ist. Schupp ist nie Schulmann allein, wie er nie Prediger, Politiker, Redner, Moralist u. s. w. allein ist; er ist stets Mensch und Christ und von der hohen Warte seiner human-christlichen Anschauung aus will er jedem das Seine zuteilen und keinen darüber vergessen.

„Ich bin ein alter Teutscher," so beginnt seine Vorrede an den Grafen G. Chr. Vitzthum von Eckstädt in seinem Ambassadeur Zipphusius, welchen E. Hoch-Edle Excellenz hievor auff einer vornehmen deutschen Universität wohl gekant und vor keine geringe Sau gehalten haben . . ." (II, 117) „Früher war ich Rittmeister in bello grammaticali und oftmals träumte mir, die vier Imperatoren Dic, duc, fac, fer wären 4 alte Corporäle, kämen und forderten mich wieder auf, mit ihnen zu Felde zu ziehen. Das will ich nun nicht mehr, wohl aber bin ich erbötig, auch ferner der grammatikalischen Armee mit gutem Rate zu dienen. Nun erinnere ich mich, daß ihr Herr Oheim 100,000 Reichsthaler für eine Ritterschule spenden wollte und ich sollte einen Rat über ihre Einrichtung geben. Damals sagte ich zu Hofmeister Reinhard: Es sind Schulen genug in Deutschland, allein sie taugen nichts. Ich wollte wünschen, daß Gott große und reiche Herrn erweckte, qui scholas non erigerent, sed erectas corrigerent," aber es fehlt an der nöthigen Opferwilligkeit! Es gäbe genug Kanonikate und

Vikariate u. s. w., „allein wer wil dem Löwen den Raub abjagen?" (II, 118). Wie ich in Münster war, kam ein Adeliger zu mir und besprach sich mit mir, was nach Einziehung vieler Stifte mit den nachgebornen Söhnen werden solle. Wir wurden einig, sie sollten studieren. Dazu würde sich nun das Geld gut schicken, wenn E. Excellenz etwa bei Schul-Pforten nahe bei Jena ein Rittercolleg errichten wollten. So hat Landgraf Moritz zu Hessen eine solche Ritterschule seiner Zeit in Cassel eingerichtet, das collegium Adelphicum, besser wäre es freilich in Marburg selber gewesen. So mußten die Professoren von Marburg zu ihren Vorlesungen hinüberreiten z. B. der alte Goclenus. Zur Direktion einer solchen Schul gehört soviel Weisheit, wie zur Führung einer Armee. „Eine Schule, eine Schuel, sage ich, recht zu dirigieren, dazu gehört etwas mehr als Pedanterey. Es gehört eben so viel Kunst und Weisheit dazu, als zu guter Direktion einer Armee (II, 121). Das wußte schon Nebucadnezar, darum machte er Daniel zu seinem Hofschulinspektor. Darüber hat seiner Zeit Helvikus „große Gedanken gehabt." „Wie es (Helwich) ergangen sey, das weiß ich wohl, hab alle Akten, alle Briefe, welche er gewechselt hat mit Leuten in und außer Deutschland wohl gelesen und wohl ponderisiret. Ich muß bekennen, daß viel Leut seiner guten Intention zuwider gewesen seyen." Er mußte sich viel ärgern, namentlich über den Hohn der Gießner, die sagten, er wolle einen Trichter machen, um der Jugend die Kunst in den Kopf zu schütten. Ehe er aber mit seiner Arbeit fertig werden konnte, starb er im 36. Jahre. „Wann ich seine Manuskripte durchgelesen, habe ich mich über die große Arbeit und Gedult nicht genugsam verwundern können. Ich habe gesehen, was er für große Dinge im Sinn gehabt" (II, 122). Dagegen glaubt man heutigen Tages, der Dummste sei zum Schulhalten eben noch gut genug. „Ich will so lange ich lebe und Odem habe, nicht unterlassen zu ruffen und zu schreyen, daß dieses eine Brunnquelle sey vieler tausend inconvenientien, welche in anderen Ständen vorgehen." Ich weiß von ihrem Oheim, der sagte mir in meinem Avellin, daß die Gelehrten von Adel und Fürsten so wenig geehrt würden, käme von ihren pedantischen Präceptoren. Denn entweder sind diese Epicuräer, dann erziehen sie ihre Zöglinge ebenfalls dazu, oder es sind Pedanten, dann bekommen die jungen Edelleute einen solchen Abscheu,

daß sie ihr Lebtag von den Schulfüchsen nichts mehr wissen wollen. Er wolle einmal den 4. Teil seiner Einnahmen darauf verwenden, daß seinen Kindern namentlich die Elemente gründlich beigebracht würden. Reinhard dagegen meinte, es käme eigentlich von den Theologen, die paßten nicht zu Erziehern, denn es könne einer eine sehr gute Predigt halten, verstände aber deshalb noch gar nichts vom Erziehen. „Ich erinnere mich recht gut, wie ein solcher Präceptor einem Prinzen die „Schola Salernitana" hat auswendig lernen lassen. Ich bitte E. Excellenz über diese Materie nachzudenken."

Im Jahre 1660, da so viele wunderbare Dinge passiert sind, hielt Apollo mit den Musen eine Versammlung im Olymp ab, der Welt Zustand zu beraten. Das Vorgemach war mit 22 lateinischen Emblemen ausgeschmückt, unter denen namentlich drei beachtenswert. (II, 128 ff.)

„Generalia ingeniose applicare specialibus est ars artium et scientia scientiarum. Sed hanc scholae aut raro docent, aut nunquam."

Als die höchste Kunst und als Inbegriff alles Wissens muß gelten, das Allgemeine aus dem Besonderen klar herzuleiten. Darüber lehren unsere Schulen wenig oder nichts!

„Duae artes sunt, quae non discuntur in spem futurae oblivionis: Ars bene loquendi, et ars bene agendi. Bene loqui docent Oratores, bene agere Historici."

Es gibt überhaupt nur ein Zweifaches, das man nicht des Wiedervergessens wegen erlernt, gut reden und richtig handeln. Die Wohlredenheit lehren uns die Redner, sittliches Handeln die Geschichtsschreiber.

„Omnes artes Mechanicae quotidie excoluntur, artes vero „liberales sunt veluti statuae idololatriae, quae adorantur, non „promoventur. Plus utra, o Philosophia, plus utra."

Tagtäglich erweitert sich unser technisches Können, während unsere Geisteswissenschaften Götzenbildern gleichen, die man wohl anbeten, aber nicht von der Stelle bringen kann. Vorwärts, Philosophie, vorwärts!

Apollo auf seinem Throne warf die Frage auf, woher es komme, „daß es in dem regno litterario so gar verwirret mühseelig und unordentlich hergehe."

Zuerst sprach Klio. Sie meinte, das Unglück der Menschen käme daher, weil die Völker nicht in ihren Grenzen blieben. Man sollte alle Verbindungen zwischen den einzelnen Ländern aufheben. Apollo verwirft diese Meinung, denn durch das viele Reisen wird die rechte Klugheit zuwege gebracht (II, 131). Melpomene meint, es käme alles Unglück von der Herzensfalschheit; man solle daher jedem Menschen ein Fensterlein in die Brust setzen. Apollo wäre nicht abgeneigt die Operation vornehmen zu lassen, aber die Ärzte Hippokrates, Galen und Celsus erheben heftige Einsprache, das ganze wunderbare Gebäu des menschlichen Körpers würde dadurch verschimpfiert werden. Thalia erklärt auf Befragen, die Ursache all' des Hasses liege in der ungleichen Verteilung der Güter. „Wäre demnach kein besser Mittel noch Rath, als daß man diese Welt auffs neue und noch einmahl austheile, und einem so viel als dem andern gebe." Besonders müßte aber aller „Kauffhandel" abgeschafft werden. Apollo befürchtet daraus große Unordnung, daß die schlimmsten Gesellen das Meiste bekommen und die Ehrlichen nichts. „Übrigens seyen Pestilenz, Hunger und Krieg nicht eben die schwersten Plagen, . . . sondern die allerschärffste Ruthe, damit Gott die Leute straffen könnte, sey, wenn er die Bauern zu reich werden lasse" (II, 134). Im Anschluß an Euterpes Meinung, das Unglück komme daher, weil die Menschen nicht mehr tugendhaft, sondern lasterhaft seien, setzt Apollo auseinander, wie es käme, daß die Fürsten nicht mehr, wie früher, die tüchtigsten Männer zu Ratgebern nähmen, sondern unbedeutende. Sie wollen solche haben, die sie selber nicht übersehen und die ihnen unbedingt ergeben sind. Wie nun Euterpe Gold und Silber als die Wurzeln alles Übels zu beseitigen fordert, entgegnet man ihr mit Recht, dann suchten die Menschen eben andere Wertmesser. Nun tritt Kalliope auf und behauptet, der Schaden sei schon viel tausend Jahre alt. So reformiere man langsam. „Und kan ich bey dieser Gelegenheit nicht verschweigen, den gemeinen Fehler, den die Gelährten an sich haben, daß sie wegen eines bißgen Küchenlateins, so sie gelernet haben, sich gleich einbilden, sie hätten die Weißheit mit Löffeln gefressen" (II, 134). „Man lasse aus allen Ständen und Handwerken ehrliche und aufrichtige Leute kommen „und reformire ein jeder in seinem Handwerk." Erato erklärt den Ehrgeiz für das größte Unglück. Er verursacht's, daß sich die Nationen blutig zerfleischen,

daß sie „einander nicht für Menschen und Brüder . . ., sondern für wilde Thier halten.“ „Der Ehrgeiz und die blinde Begier zu regieren, hat die hohen Häupter in solche Blindheit gestürtzet, daß, wenn sie mit Gewalt, per fas und nefas, einem andern Land und Leute abjagen, solches für keine Rauberey, sondern für eine edle Tugend und große Tapfferkeit halten, welche allein dem großen Herrn zustehe. Wenn nun, wie das Politici bekennen, die Unterthanen der Fürsten ihre Affen sind, wie können sich dann bey so vielen Lastern der Regenten, die Unterthanen der Tugend befleißigen?“ Um jeder Zeit solches Unrecht thun zu können, halten sich die Fürsten Soldaten, „es wird rathsam seyn, daß die Macht und Gewalt der Potentaten in etwas beschnitten werde, weilen unmöglich, daß ein gar zu großes Königreich mit solchem Fleiß und Gerechtigkeit verwaltet und regiert werden könne, wie es die Wohlfahrt der Unterthanen erfordert“ (II, 142). Da schneidet Apollo das Wort ab, es sei ratsamer „von denen Gebrechen der Privat=Personen zu reden.“ . . Gott der Herr hat sich vorbehalten die Welt zu reformiren und hat den Fürsten zu herrschen, deren Unterthanen aber zu gehorchen auferleget.“ Polyhymnia verwirft alles bisher Vorgebrachte und fordert eine Reformation der Kinderzucht und „der Schulen als der rechten Fundament, darauff das menschliche Leben und Wesen gegründet.“ . . . „Wenn wir aller Orthen wohlbestellte Schulen hätten, darin die Jugend recht unterwiesen würde, hätten wir innerhalb zwantzig Jahren eine neue Welt, und bedürfften keiner Büttel oder Scharffrichter“ (II, 144). Apollo belobt diese Worte sehr. Aber „es will sich kein großes Ingenium, kein generoses Gemüth mehr in Schulen brauchen lassen. Denn sie sehen, daß sie weder Ehr noch Brod daran haben.“ Doch „laßt sehen, ob . . . man ein Mittel finden könne, dadurch die Jugend von dem verdrießlichen weitläufftigen Weg, der bißher in den Schulen gebraucht worden, auff einen kürtzern und leichtern Fußsteig zum Studium könnte angeführt werden.“ Comenius wird aufgefordert, über sein Compendium zu berichten. „Auf die Lateinische Sprache werden zehn und mehr Jahre, ja fast das ganze Leben gewendet, und zwar mit einem langsamen und gar schlechten Fortgang.“ Etliche haben daher die alte Methode verlassen, halten aber die ihre verborgen. (Ratke z. B.) So kommt's, daß trotz vielfacher Erfindungen und

Fortschritte auf andern Gebieten „die Schulen, darin die freyen Künste und Sprachen gelehret und gelernt werden sollen, ihre unordentliche Lehrarten meistenteils beibehalten haben. Die 1. Plage aber, damit die zarte Jugend in den Schulen gequälet wird, ist, daß man sie mit unendlich weitläufftigen dunkeln und verwirrten auch meistens unnützen Grammatischen Reguln etliche Jahre auffhält. Darnach wird sie mit vielen Vocabeln oder Wörter der Dinge, die sie niemahls gesehen haben, oder verstehen können, gleichsam ausgepfropffet“ (II, 145 u. 146). Es fehlt aber an der nötigen Realerklärung. Es ist, als ob einer eine Mauer ohne Kalk und Speise bauen wollte. Das Verständnis wird aber auch nicht gebessert durch die Einführung in lateinische Autoren wie Terenz, Plautus, Cicero, Virgil und andere. Denn es behandeln ihre „weitläufftige Bücher . . . doch meistenteils hohe Sachen, welche die Knaben nicht begreifen können, oder die bey uns heutiges Tages nicht im Gebrauch sind. . . . Und ob sie schon von allen zu ihrer Zeit gebräuchlichen Sachen gehandelt, haben sie doch nichts von denen so bey unsern Zeiten gebräuchlich gewest. Wann dann einer in Erlernung der Sprachen so viel Jahre zu bringen soll, wann soll er dann zum Hauptwerk schreiten? . . . Wir leben ja nicht eben darumb, daß wir studiren, sondern wir studiren, daß wir glücklich und wohl in der Welt leben“ (II, 147). Deshalb hat man schon lange gewünscht, es möchte ein Kompendium zusammengestellt werden, in dem das Nötigste in Kürze enthalten sei. Das erste der Art ist die Janua Linguarum eines spanischen Jesuiten, die in 1200 Sentenzen die gebräuchlichsten Wörter der lateinischen Sprache enthält. Dieser erste Versuch hat aber mancherlei Fehlerhaftes an sich. So gibt er unter anderm die Wörter öfter nicht in ihrem ursprünglichen, sondern im übertragenen Sinne. So kam's zu meiner Verbesserung. Dabei gehe ich von dem Grundsatz aus, „daß es eins der vornehmsten unter den Gesetzen der Didaktik oder Lehrkunst sey, daß der Verstand und die Sprache allezeit beyeinander und zusammenverknüpffet seyn sollen. Ich habe mit solchem Werk drey gantzer Jahre zugebracht“ (II, 148). Johann Hermann aus Schlesien begehrt, „ihr wollet zu forderst den Praeceptoribus sagen, was sie thun sollen“ (II, 149, cf. Ninivitischer Bußspiegel S. 462—470). Das lernt sich am besten an den 4 Verben des Donat: Amo, doceo, lego und audio.

Amo „ein redlicher Schulmeister . . . muß ein väterliches Herz zu seinen Schülern tragen, eben als wenn es seine leiblichen Kinder wären." Darum sind erfahrene, bejahrte, verheiratete Männer besser als junge, die eben von Universitäten kommen. „Es ist war, ein junger Schnautzhan, der eben von Universitäten kompt . . betrachtet nicht, was Kinder seyen" (II, 150). Doceo „der Lehrer muß . . die ihm anvertraute Jugend nicht nur gute Sitten, sondern auch gute Künste und Sprachen lehren." Dazu bedarfs guter Bücher, „die gantze Politie, die gantze Ethik, die gantze Oeconomia kan aus keinem Buch besser gelehrt, gezeigt werden, als auß der Bibel" (II, 151) [Grundsatz von Schupps Salomo]. Lego. „Wenn der Lehrer seinen Discipulen etwas vortragen wil, muß er zuvor darauff lesen und meditiren." Leider ist das viel zu sehr in Abgang gekommen, viele machen sich's leicht und diktieren die Weisheit anderer. So ging's mir auf der Universität mit einem oratorischen Kolleg, das sich hinterher als „Keckermanns Rhetorika" herausstellte. Damals warf ich das in viel Stunden geschriebene Manuskript voll Zorn zum Fenster hinaus und zwei Rostocker Würzkrämersjungen balgten sich um die kostbare Beute. So lange es keine Bücher gab, hatte dies Diktieren seinen Sinn. „Aber nunmehr nachdem man keinen Mangel hat an Büchern frage ich, wozu das nöthig sey, daß ein jeder Schulmeister seinen Auditoribus will ein neue Grammatik, ein neue Logik, ein neue Physik dictiren. Wäre es nicht besser daß sie sagten, in Logicis leset den und den, in Physicis den und den, was du nicht verstehest, das frage . . . Worzu martert und plagt man denn unterdessen das arme Volk mit dem verdrießlichen Schreiben?" (II, 153). Audio, „dieses müssen sie sowohl Active als Passive, bey ihren Schülern practiciren, das ist, sie müssen den Schüler fleißig verhören und examiniren, auch sich befleißigen, daß sie vom Schüler nicht mit Verdruß, sondern mit Lust und Liebe angehöret werden! . . Unter denen dreyen, als Hören, Lesen und Schreiben, welche zur Erlangung einer Wissenschafft erfordert werden, ist keines kräfftiger als das Hören. Deshalb hat auch Antonius Guevara, Beichtvater Kaiser Karls V. keine seiner Predigten in Druck geben wollen, weil er wohl erwogen, was die lebendige Stimme vor eine Krafft habe gegen den todten Buchstaben" (II, 154). Pankratius, von Apollo zum Reden aufgefordert, meint, man wisse mit der Didactik

des Comenius noch recht wenig. Es ginge einem, wie dem Bauern mit dem Theriak, er wisse nicht, solle er ihn auf's Brod schmieren oder in warmem Bier einnehmen. Es gehöre zu allem eine Anleitung dazu. Die Italiener Scioppius und Grosippus behaupten, man könne in einem Jahr lateinisch lernen und „die ganze Syntax bestände in sechs Reguln." „Wie plagen aber unsere Schulmeister die arme Jugend mit so vielen Reguln, welche sie selbst nicht verstehen? . . . Warumb plagen denn die Schulfüchse die arme Jugend mit der lateinischen Grammatik, wenn sie dieselben lateinisch lehren wollen? Grosippus meint, ein tüchtiger Lehrer, den man gut bezahlt, lehre in einem Jahre lateinisch. Die Eltern sollten das Geld ja nicht ansehen, sondern bedenken, wie unterdessen die edle Zeit, welche mit keinem Geld zu bezahlen, so lüderlich vorbey gehe, die sonst zu so vielen andern nützlichen und nöthigen Dingen könnte employret werden" (II, 156). . . . „Es klingt unsern Schulmeistern frembd . . dergleichen Dinge zu hören, welche meynen, wie sie seyen geprügelt und geplagt worden, also müssen sie ihre Schüler wieder prügeln und plagen, und müssen ihnen die Sprache aus des Aristoteles posterioribus Analyticis herauß klopffen" . . . (II, 156). Zu beklagen ist es, daß man die Jugend in den Schulen nicht gewöhnt, stets lateinisch zu reden." . . Immer . . erzürne ich mich von Herzen über die Narrenpossen, die in den Schulen getrieben werden, da man offt 12 und mehr Jahr zubringet mit der Grammatik, der Lateinischen Sprach, und kaum 4 oder 5 Jahr verwenden kann auff eine Fakultät, oder Erlernung anderer guten Wissenschafften" (II, 156). Pankratius wird durch Euphormio unterbrochen, der ein lateinisches Patent verliest, das eine Lobrede auf die „Ars Mnemonica" enthält. Im Anschluß daran führt er aus, der eine Mißbrauch, acht Jahre allein auf die Grammatik zu verwenden, wobei man dann die Sprache noch nicht einmal selbst könne, habe zum andern Extrem geführt, Latein ohne Grammatik lernen zu wollen, aber „keiner der auff bloße Übung gehet, kann seiner Sachen jemals gewiß seyn." Auch die gebildeten Römer betrieben lateinische Grammatik. . . Nicht die Grammatik ist daher zu beseitigen, sondern der mit ihr getriebene Mißbrauch. Daher sei abzuschaffen a) daß die Grammatik lateinisch geschrieben, b) daß die Regeln und Definitionen zu dunkel und philosophisch gefaßt seien, c) das Übermaß der unnützen Regeln

(II, 161). Die neue Methode beruht nun darauf, daß einmal in Betracht gezogen wird, „wie die noch unwissende Jugend unterrichtet wird" und fürs andere die Mittel in Anwendung gebracht werden, die die Natur „zu Erkündigung der Dinge dem Menschen verliehen hat." Als Hauptmittel wirken die beiden Sinne, Auge und Ohr (II, 162). „Wie aber beyde Sinne über ein Ding zusammen operiren, das Auge die fürgestellte Sache besiehet, und das Ohr die Erklärung von derselben einnimbt, so gehet die Unterrichtung gewiß und fest, sie wird so dann nicht allein verstanden, sondern auch wohl behalten (II, 163). Die „singularia" sind das Einfachste, von ihnen muß man ausgehen, dann folgen die „universalia," zuletzt die „termini und notiones." Die herkömmliche Grammatik hat's nur mit den Letztern zu thun. Dem widerspricht aber das jugendliche Gemüt, das es zu Thatsächlichem, Historischem zieht. „Auff diese Art kan ihnen ein Praeceptor mit Lust und Spielen beybringen, was ein ander mit Ruthen und Stecken und aller Scholastischen Tyranney nicht thun kan" (II, 163). Schon Plato, Aristoteles, Quintilian und andere raten, die Jugend durch Fabeln zu unterrichten. Die zu einem Genus und einer Deklination gehörigen Wörter werden z. B. zu einer frei ersonnenen Erzählung zusammengestellt, wozu ein Bild gegeben wird. Durch Fragen und Examinieren wird der Stoff geklärt und gefestigt, die Schüler müssen dann das Ganze 3—4mal mit Verstand durchlesen, aber nicht lernen. Von solchen Bildern wurden Proben vorgelegt, darunter welche, die sich auf Philosophie, Geschichte, Geographie, Chronologie und Genealogie bezogen. Was die Sinne vermitteln, nimmt das Vorstellungsvermögen auf und hält es durch das Gedächtnis fest, je klarer und bestimmter das Bild, je lebendiger die Vorstellung. Darin liegt der Vorzug dieser Methode vor den verschwommenen, nebelhaften Vorstellungen der alten. Das wußte der Kupferstecher Matthäus Merian wohl und fertigte darnach seine biblischen Bilder. Man hat dabei den Vorteil, durch einen raschen Überblick die ganze Sache wieder in allen ihren Teilen dem Geiste vor Augen zu stellen. „Es ist fast unglaublich, was solches tägliches Anschauen vor Kraft habe, nicht allein dergleichen Dinge ins Gedächtniß zu bringen, sondern auch was man darauß vor Vortheil habe ad inventionem Rerum et argumentorum." „Franciscus Bacanus, Baro de Verulam, welcher nicht im Schulstaub, sondern

am Hoff des Königs in Engelland Jacobs VI. (I.) erzogen, und daselbst Reichskantzler gewesen, nachmals aber den königlichen Hof verlassen, und bloß auff die studia sich begeben, sagt in seinem 5. Buch de augmentis scientiarum hiervon:"

„Emblema deducit intellectuale ad sensibile. Sensibile autem semper fortius percutit memoriam, atque in ea facilius imprimitur, quam intellectuale. Adeo ut etiam brutorum memoria per sensibile excitatur, per intellectuale minime. Itaque facilius retineas imaginem Venatoris leporem persequentis, aut Pedantii, orationem habentis; aut pueri versus memoriter recitantis, aut mimi in scenâ agentis quam ipsas notiones Inventionis, Dispositionis, Elocutionis, Memoriae et Pronuntiationis vel Actionis."

Es ist die Aufgabe eines Emblems, Begriffliches sinnlich wahrnehmbar darzustellen. Alles Sichtbare aber regt unser Gedächtnis weit stärker an und prägt sich ihm viel leichter ein, als dies mit dem Begrifflichen der Fall ist. So wird selbst das Gedächtnis Schwachsinniger, das für Begriffliches durchaus unempfänglich ist, durch sichtbare Dinge in Thätigkeit gesetzt. Man kann sicherlich weit leichter das Bild eines Jägers, der einen Hasen verfolgt, eines Rhetors, der eine Rede hält, eines deklamierenden Knabens, eines Schauspielers, wie er auf der Bühne erscheint, sich einprägen, als die Begriffe Gedankenauffindung und Anordnung, stilistische Ausführung und gedächtnismäßige Aneignung, Vortrag und Gebärdenspiel selber (II, 166).

Die mnemonische Kunst wird überschätzt und unterschätzt. Sie ist kein Panacee für alles. Mein Urteil darüber ist, daß sie nicht allen Leuten in allen Fällen und Zeitläuften nützt. Aber viel Großes ist damit schon erreicht worden. Lebendige Beispiele habe ich selbst an Vossius und anderen Gelehrten in den Niederlanden gesehen. „Ich wil kürzlich sagen was meine Meinung ist. Die Mnemonie oder Gedächtniß-Kunst ist eine Mutter aller andern Wissenschafften. Wir wissen nichts mehr als was wir auswendig können" (II, 168). Baco hält die Gedächtniskraft für entwicklungsfähig, aber es fehlt an einer richtigen Methode. „Es ist diese herrliche Kunst (der Mnemonik) nicht neu, sondern schon viel 100 Jahr v. Chr. G. . . in hohem Werthe gewesen" (II, 169). Während Euphormio noch weiter reden wollte, entstand zwischen den Schulfüchsen eine heftige Balgerei über die

Bedeutung des Wortes Locusta. Apollo, der gleich die Sturmglocke läuten ließ, befahl dem Schultheißen „noch vor Sonnenschein alle diese Pedanten und Kalmäuser miteinander aus dem Parnaß zu jagen,“ doch bitten Cicero und Quintilian für sie „diese armen Schlucker, die von hohen Sachen nicht discutiren könnten, weil sie selbige nicht studirt hätten“ (II, 171). Apollo faßt nun das Ergebnis der Verhandlung in eine Schlußrede zusammen.

Mancher wohlbegabte Geist verkommt über der bestehenden Schultyrannei. Es muß „das Studiren dem Schüler annehmlich gemacht werden“ und dadurch „Begierde und Liebe“ erweckt werden. Vor allem muß aber der Lehrer selbst gründlich verstehen, was er den Schülern lehren will. An Schulen fehlt es nicht in Deutschland, wohl aber an guten Schulen. Man hebe welche auf und verbessere die übrigen. Vor allem schaffe man einmal eine Musterschule mit ausgesucht tüchtigen Lehrern „daß sich heutiges Tages kein generoses und tugendreiches Ingenium zum Schulwesen wil gebrauchen lassen, rühret daher, daß man den Schul-Bedienten Zeißgen Futter giebt und Eselsarbeit auffleget“ (II, 173). Während in „Kipper- und Wipperzeit“ alle Preise um's doppelte und dreifache gestiegen, sind die alten Besoldungen geblieben. Haupterfordernis für eine gute Schule ist reichliche Besoldung der Lehrer. Was ließe sich mit 50,000 Dukaten viel Gutes stiften? „Was könnte mancher vor Gutes stifften mit dem Geld, welches ein ander geitziger Hund im Kasten hat, und ist niemand als dem Teuffel und seiner Mutter damit gedient. Ich weiß aber nicht woher es eigentlich komme, daß die Klagen wegen Geldmangel bey den Menschen von Tage zu Tage überhand nehmen. Gold und Silber isset man nicht, es verfaulet auch nicht, und man gräbt noch täglich aus der Erden neue Schätze. . . . Trotzdem hat man von Überfluß des Goldes niemahls gehöret“ (II, 173). Man muß einen neuen Gesandten an die Kurfürsten und Fürsten schicken. Der frühere ist „wegen des Schadens Josephs“ unverrichteter Dinge gestorben (wohl Ratke gemeint und die deutsche Einigkeit). Aber es lebt noch sein Sekretär Zipphusius, der soll nach dem Vorschlage Merkurs mit dem neuen vom Prinzen Moritz von Oranien erfundenen Windwagen zur Erde befördert werden.

Der II. Traktat „der unterrichtete Student“ führt uns auf die damaligen Universitäten. Aber eben so wichtig wie der Besuch

derselben, erschienen die Bildungsreisen, die Prinzen und Herrn von Stand mit ihren Hofmeistern unternahmen. Viel Zeit und nochmehr Geld wurde darauf verwendet. Der Erfolg war jedoch nicht immer entsprechend. Mit wenig Wissen, leerem Beutel und zerrütteter Gesundheit kehrten viele nach Hause zurück.

Zur Zeit des englisch-holländischen Krieges (1652—54 unter Cromwell) besuchte Seladon von Hamburg seinen Freund Damon in Argyropol (Amsterdam). Es kam zu einem Gespräch über den Wert des Reisens. Damon beklagt, daß er Zeit und Geld so unnütz auf's Reisen verwendet. Seladon dagegen lobt Nutzen und Vorteil des Reisens. Er fügt daran eine weitschweifige Auseinandersetzung, wie man unter den drei Hauptpunkten des Landes, der Verfassung und der Menschen alles betrachten müsse, um wahren Gewinn vom Reisen zu haben. Damon wirft ein, man könne auch im Lande und auf den Universitäten lernen. Die meisten Leute bringen nichts Gutes aus der Fremde mit „denn was lernet der meiste Hauffe in Italien oder Frankreich, als daß sie derselben Laster sich zugleich teilhafftig machen? Sie nehmen . . . derselben Wollust an . . . und lernen die Welsche verdammliche Practiquen in Regierungen und bey Höfen . . ." (II, 211). Seladon erwidert, die Natur habe es schon so bestimmt, „daß je ein Volk und Land das andere benöthigt ist." Durch Besichtigung lerne man mehr als durch Hörensagen, und wenn Deutschland auch viele Vorzüge aufzuweisen, ein Land habe nie alle Vollkommenheiten. Damit wendet sich das Gespräch auf die Vorwürfe, die Butyrolambius gegen Antenor (Schupp) erhoben. Damon meint, er könne den zwei Sätzen Antenors nicht beipflichten 1) „Ein Studiosus Theologiae köne mehr Nutzen schaffen außer, als auff einer Universität. 2) Daß er besser in Frankreich oder Italien disputiern und predigen lerne als auff Teutschen Universitäten" (II, 213). Seladon übernimmt die Verteidigung Antenors. „Mein lieber Damon, wer hat euch doch diesen Bären aufgebunden." Antenor riet nur einem stud. Theol. im „Freund in der Noht" nicht zu früh auf Universitäten zu gehen, ehe er einen soliden Grund gelegt, dann aber wieder nicht zu lange auf Universitäten zu bleiben, sondern an großer Herrn Hof zu gehen, Kirchengeschichte zu studieren, im Predigen sich zu üben und Kontroversen auf den Reisen zu treiben, die er in Begleitung junger Herrn durch Italien und

Frankreich oder andere Länder ausführe, „diese junge Herrn werden ihm bey vornehmen gelehrten Leuten . . . einen guten . . . Zutritt machen“ (II, 214). Kontroversen aber treibt man viel besser mit dem Gegner selbst, als auf Universitäten. Wenn einer auch 10 Jahre auf den Fechtboden ginge, er würde nie Offizier, wenn einer aber 10 Jahre zu Feld liegt, dann versteht er etwas vom Kriegswesen. Dr. Christoph Helvicus würde nie in orientalischen Sprachen so weit gekommen sein, hätte er nicht längere Zeit bei den Juden in Frankfurt am Main gelebt. „Wäre ich nicht ein Narr, wann ich auff der Kantzel stände, und immer predigte wider die Papisten, wider die Quäcker in Engelland und wider die Juden zu Hamburg und Altona, und liesse unterdessen soviel hundert Huhren und Ehebrecher, Betrüger, Geizhälse, Verläumbder, Rachgierige, und unersönliche Leute vor mir sitzen, welche dieses alles gern anhören, und wann sie nach Hause kähmen, sagen würden, ich hätte den Quäckern und Juden einen guten Text gegeben. Allein was wäre ihnen damit gedient? . . . Ich hoffe nicht, daß jemand unter meiner Gemeinde sey, der da wolle sich beschneiden lassen, und begehre ein Jude zu werden. Warumb soll ich denn von den Jüdischen Controversiis viel auff der Kantzel gedencken“ (II, 214–215). . . . Liegt dem Magistrat etwas an der Juden Bekehrung, so hab er dazu Dr. Gutbier und Lic. Ezzard. Wer also mit Juden disputiren will, der gehe nach Frankfurt oder Hamburg, aber nicht auf eine Universität nach Sachsen. Der andere übelgegründete Vorwurf betrifft die Behauptung, daß man in Italien oder Frankreich besser disputieren und predigen lerne, als anders wo.“

„Meynet ihr, daß Antenor (Schupp) so alber sey, daß er vermeyne, wenn ein Lutherischer Studiosus Theologiae nach Rom komme, und begehre, daß Pabst Alexander ihm vergönne eine Gastpredigt vor ihm zu halten, es Papst Alexander alsobald zulassen würde?“ (II, 220). Nicht predigen soll man dort lernen, sondern disputieren. Übrigens verstehen sich Italiener und Franzosen trefflich auf „reden und schreiben“ und Hülsemann in Leipzig wird's bezeugen, „daß einem guten Prediger der bey dem gemeinen Volke predigen solle, die Französische und Italienische Sprache zu deren Bücher Verständnuß, so nutz seyn könne, als die Orientalischen“ (II, 221). Antenor war stets dafür, daß die jungen Leute etwas Rechtschaffenes frühzeitig lernen, um fremde

Länder mit Erfolg bereisen zu können. An den Schweden lobte er besonders, daß sie frühzeitig zu praktischem Berufe anhalten. Einmal schickte er seinen jüngsten Sohn (Justus Burkhard) zu einem Buchhalter um „das Italienische Buchhalten“ zu lernen mit der Mahnung: „Wenn du nirgend fortkommen kannst, so begebe dich zu einem abgetheileten Fürsten oder einem Reichsgrafen und werde sein Secretarius, führe ihm seine Rechnungen, und mache ihm allezeit eine Tabell, daß er sehen könne, ob er reicher oder ärmer werde. Daran mangelt es manchen großen Herrn in Teutschland, daß sie keine Leute haben, welche den ungerechten Haushaltern können in die Charte gucken? Ein geübter Buchhalter in einer vornehmen Handels-Stadt kann in einem Jahr seine Besoldung oft höher bringen, als ein Professor Primarius Theologiae auff Universitäten“ (II, 222—223). Wie oft sagte mir Antenor, er kan nicht leyden, daß man sagt, was kann der Kerl wissen oder verstehen, er ist nicht länger als ein Jahr zu Wittenberg gewesen?“ (II, 226). Gegenwärtig hat Hamburg in Lambeccius einen tüchtigen Rektor des Gymnasiums und tüchtige Professoren. „Ich kan nicht sehen, warumb ein junger Kerl zu Hamburg alle Philosophische Wissenschafften und allerhand Sprachen nicht eben so wohl lernen könne als auff der vornehmsten Universität in Teutschland“ (II, 227). Aber jetzt heißt es nur rasch Pennal werden, um Doktor und Licentiat zu werden. Dann geht's nach Frankreich und Italien. „Was bringen junge Leute, die noch kein recht formirtes judicium haben, auß solchen fremden Ländern nach Hause? Einen ungesunden Leib, ein böses Gewissen und einen ledigen Beutel.“ Dillherr in Nürnberg schildert das trefflich in einer seiner Predigten: „Vergiftet mir einer die Belz-Reiser, wie wird hernach ein gesunder Baum darauß wachsen?“ (II, 227). Drei Dinge sind's vornehmlich, die Antenor an den Universitäten mißfallen: „Einmal die Thorheit der Deposition, für's andere das verfluchte Pennalwesen und zum dritten der große Mißbrauch mit dem „Doctor- Licentiaten- und Magister-Handwerk.“ „Ich möchte gerne wissen, was ein junger Kerl vor Lehre, Trost und Ermahnung von dem Depositore erlange?“ (II, 228). Und diese Unsitte sitzt so tief, daß sich ein alter Pfarrer im Preußischen, der seine Söhne deponieren lassen, sich selber noch nachträglich deponieren ließ, weil er sich darüber Gewissensbisse machte, daß er dies seiner Zeit

umgangen (cf. Depositionen im Anhang). „Treiben die Holländer, die Engländer, die Franzosen Italiäner und Spanier solche Thorheiten? Thun es die Papisten in Teutschland? Und ich frage, ob sie nicht eben so wol gelehrte Leute erziehen als die Lutheraner?" (II, 230). Und wie plagten sie Antenor selbst in Marburg? Die ärgsten Plagegeister auf Universitäten, erwiesen sich später als die elendesten Speichellecker (cf. Pennalismus im Anhang). „Ich bekenne, daß ich hiebevor nicht gar zu eylfertig wider die Schoristen, und das Pennal-Wesen mich widersetzt habe. Allein die Kerl auff Universitäten werden nun gar zu toll." Warum hält man von Seite der Universitäten nicht mehr Ordnung? „Ich wolte wünschen, daß etzliche vornehme und christliche Fürsten und Herrn sich möchten mit dem Churfürsten von Sachsen verbinden, und einen Schluß machten, daß dieses Unwesen auff ihren Universitäten solle totaliter abgeschafft werden, und ließen es auch durch den römischen Kayser confirmiren, und bey Leib- und Lebens-Straff verbieten" (II, 232). Die Verleihung der Universitätsgrade ist zu einem entehrenden Geschäfte geworden. „Die Universitäten prostituiren sich offtmals damit, indem solch Leut . . . hernach zu solchen Dingen gebraucht werden, welche ihrem gradus nicht gemeß sind. . . . Was vor ein sonderlicher Mißbrauch mit diesen Gradibus in Hamburg vorgehe, dergleichen in der gantzen Christenheit unter Lutheranern, Papisten und Calvinisten nicht geschiehet, davon will ich itzo nicht reden" (II, 232). Nunmehr wird eingehend die Behauptung Antenors erhärtet und an den vier Fakultäten nachgewiesen, daß nicht alle Weisheit an Universitäten gebunden sei; zum Ersten nicht alle theologische. „Die größte Weißheit eines Theologi ist, daß er die Betrübte und Angefochtene zurecht bringen, und die Sterbende recht trösten könne. Ob man das eben bey den akademischen Cathedern vollkömmlich lernen könne?" Wie viel tausend Bauern kommen in den Himmel. Aber auch die Hochgelehrten müssen „umbkehren ad eandem simplicitatem puerilem." Ein vornehmer Theologe sagte, er habe seine vornehmste theologische Wissenschaft nicht auf Universitäten, sondern in der „Büttelley" gelernt. Aber wie thöricht höret man da urteilen! Es wird erzählt, einer sei Genralsuperintendent geworden. Sofort fragt ein anderer: „Ist der Mann capabel dazu?" „Ja, heißt's, er ist ein guter Theologus Theoreticus, und ich bin auch ein

Theoreticus.“ Salvete Domini mei Theologi Theoretici. Precor vobis tot salutes, quot pilos habent Asinorum cultes, et quot fures sunt in Polonia et Mures in Scotia. (Ich entbiete euch so viele Grüße, als die Eselstreiber Stachelstecken haben, als es Diebe in Polen und Mäuse in Schottland gibt.) Auf welcher Universität haben wohl die alten Eremiten und Märtyrer ihre Theologie studirt?“ (II, 234). Für's andere ist dort nicht alle juristische Weisheit zu finden. „Wie mancher Kerl studirt und saufft auff Universität 10 Jahr, und wenn er seinem Vater mehr verfressen hat, als alle seine Geschwister in der Erbschafft bekommen können, und einen Doctor- oder Licentiaten-Titul erbettelt oder erkaufft hat, und kommt wieder nach Hauß, und erlangt entweder per Genitivum (Verwandschaft) oder Dativum (Bestechung) ein Ämptlein, so muß er bey diesem Ämptlein auffs neue wieder anfangen zu lernen und zu studiren, eben als ob ein solcher Unterschied sei inter Theoriam et Praxin gleich wie zwischen Himmel und Erde“ (II, 235). Die Juristen fangen ihre Studien nicht recht an, sie beginnen mit „Juristischen Bachantentröstern“, es fehlt ihnen die Grundlage in Philosophie und Geschichte. So kommt's, daß sie nicht verstehen, Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen. „Wann ich wolte ein guter Advokat werden, könnte ich das nicht eben so gut lernen bey einem Advokaten zu Pariß, oder in einer vornehmen Reichs-Stadt in Deutschland?“ (II, 236). Zum dritten nicht alle medizinische Weisheit. Graf Johann Ochsenstirn pflegte zu sagen „in Septentrion seyen drey vornehme Medici D. Brandvinus, D. Knoblochius und D. Badstubius.“ Deshalb studierte ich Medizin nicht „in Upsel oder Abo oder Rinteln, sondern ich wolte mich begeben in die grosse Städte darin ein hauffen reiche Schlemmer sind, welche durch ihre tägliche Üppigkeit allerhand Krankheiten sich an den Halß fressen und sauffen, da ich allerhand köstliche Apotheken, schöne Lustgärten und darin allerhand frembde Kräuter, treffliche wohlerfahrne Wund-Ärzte, vornehme Materialisten, unterschiedene Hospitalia, und darin allerhand wunderliche Zufälle alle Tage sehen könnte, welche ich in vielen Jahren in einem kleinen Städtlein, da eine Universität ist, nicht würde sehen können.“ „Wer ist ein Medicus ohne Erfahrung? Gott segnet offtmahls eines armen einfältigen Menschen Hand, und hilfft durch ein gering Mittel. Ich halte davor, daß ein jegliches Land seine

eygene Kranckheit habe. . . . Als zum Exempel in Septentrion und an dem Seestrand ist gemein der Scharbock. Am Rheinstrom, in Francken, und anders wo ist gemein das Podagra, und ich halte davor, das an jeglichen Örtern solche simplicia Kräuter und Wurtzel wachsen, welche Gott oftmahls durch geringe und einfältige Personen appliciren läst, und den Menschen besser bekommen, als köstliche Dinge welche auß Arabia und Aegypten geholt werden." So wächst in Italien kein Wermut, aber im Norden. „Ich möchte gerne wissen, auf welcher Universität Hellmond († 1644 Gegner des Galenismus und berühmter alchymistischer Erfinder) seine Medicin gelernt habe. Entweder es ist wahr, was er geschrieben hat, oder es nicht wahr. Ist es wahr, warumb gehen dann die Medici ihm gantz und gar zu wider? Ist es nicht wahr, warumb refutirt ihn kein Medicus?" (II, 238). Zum vierten nicht einmal alle philosophische Weisheit. Freilich die Metaphysik ist Königin auf allen deutschen Universitäten. Es ist erwiesen, daß Hannibal einzig durch die Metaphysik die Römer überwunden. Daher denn auch billiger Weise, „Wehe dem, der in Teutschland fortkommen will, und nicht diese Königin anbettet." . . . Salve Metaphysica Regina Scientiarum! Ich ehre dich nur umb deßwillen, weil dich andere Schulfüchse ehren." Ein berühmter Gelehrter und vornehmer „wohlerfahrner grosser Herr sagte zu mir: Es sey kein schädlicher Mensch jemahls auff der Welt gewesen als Aristoteles; denn sagt er Aristoteles hat gemacht, daß wir in den Schulen so viel Sophisten und in der Kirche so viel böse Christen haben: Qui malunt disputare, quam credere et bene agere" (II, 239). Dann „es ist nicht alle Physische Weißheit an Universitäten gebunden. Bei dem Italiäner Piccolomini steht die Sentenz: Bonus Physicus est bonus Politicus." Jetzt verstehe ich sie, denn wer versteht, was ein Mensch und „wie man ihn curirt und conservirt" . . „der ist auch capabel genug die gantze Welt zu regieren. Gegenwärtig aber ists so, daß mancher Bauer und Handwerksmann mehr von Physik versteht als fünff und Zwantzig Magister auff Universitäten" (II, 240). Als ich aus Holland zurückkehrte, fragte mich ein metaphysischer Freund, wie viel es in Holland Elemente gäbe. Ich sagte drey: „Ignis, Aër, Aqua" und „Wo bleibt denn das vierte" meinte er. Ich erwiderte darauff: „Aus dem vierten machen sie Torff und verbrennen es." Mit praktischen Kenntnissen kommt man viel weiter als mit der

ganzen Metophysik. „Es ist nicht alle politische Weißheit an Universitäten gebunden.“ „Wolt ich ein Politicus werden, ich wolte nicht M. Reinhard König zu meinem Schulmeister nehmen, sondern . . . wenn ich ein Jahr des Cardinal Mazarin Kammerdiener oder Secretarius wäre, ich wolte mehr Politische Weißheit lernen, als wenn ich zehn Jahr auff Universitäten disputirt hätte, An foeminae sunt capaces Imperii? An Aristocratia sit praeferenda Monarchiae? und was dergleichen Salbadereyen mehr sind“ (II, 241). Politik muß man aus dem Weltbuch lernen. Hugo Grotius empfiehlt dazu ein Buch weiß Papier, mit dem soll man durch die Welt gehen und alles Bemerkenswerte aufzeichnen. Johann Oxenstjerna erzählte mir in Münster, er wollte nicht als Gesandter dahin, weil er sich nicht für geschickt genug hielt. Sein Vater aber sagte ihm, er sei geschickt genug. Er solle auf Gott vertrauen, andere weise Leute hoch halten, dann werden sie ihn wieder hochhalten, und stets bedenken, daß er die Person eines Königs repräsentiere. Im übrigen heist's: Duce Deo, Comite Fortuna. Darin steckt mehr Weisheit, als in M. Königs großem Buche von der Politik. Viel macht auch aus, daß man eine tüchtige Macht hinter sich hat, denn „was andern armen Stümplern vor lauter Thorheit außgedeutet wurde, das ist bey Leuten, welche einen großen Rückenhalter haben, lauter Weißheit, alle ihre Worte und Wercke haben eine sonderbare Macht und Nachdruck“ (II, 243). Eine Hauptsache bleibt freilich bei alle dem, daß man in politischen Dingen sich ein christliches Gewissen wahre, so daß nichts laufe „wider die Liebe Gottes und des Nächsten.“ Daran fehlt es leider sehr häufig. In Münster sagte mir ein einstmals vornehmer Legat: Persönlich bin ich fromm, in der Politik diene ich blindlings dem Fürsten, „da fahre ich unterweilens ein wenig Ortschieff, und nehme nicht allezeit in acht, was Gott in den zehn Geboten befohlen habe. Ich antwortete: Herr Abgesandter — Ihre Fürstliche Gnaden werden Euer Excellenz dermahleins höchlich danken, daß sie umb ihretwillen und pro Ratione status seyn zum Teuffel in die Hölle gefahren (II, 243). Es ist nicht alle mathematische Weißheit an die Unversität gebunden.“ Auf das Papier bringen manche Professoren die schönsten Dinge, kommen sie aber in's Feld „so mangelts auff etzliche Bauernschritt.“ Darum wenn ich etwas über Fortification lernen wollte, ginge ich lieber zu einem Ingenieur.

„Es ist nicht alle historische Wissenschaft an Universitäten gebunden.“ Darum rate ich jedem, der sich damit beschäftigen will, zuerst sich fest zu machen in Chronologie und Geographie. So riet ich’s einst einem Studenten. Als er nachher wieder kam und mehr wissen wollte, nahm ich den Gramond, las darin und unterstrich und sagte ihm, so müsse er es machen. Die Hauptsache sei, auf Bibliotheken zu gehen, dort zu lesen und zu excerpieren und den Umgang großer Herrn zu suchen, um deren Urteil zu hören. Das ginge am leichtesten als Informator der Kinder. So kam Martin Chemnitz zu seinem gelehrten Ruf, nicht durch Universitäten.

„Es ist nicht alle Oratorische Weisheit an Universitäten gebunden?“ Zuerst ließe ich mich schulen nach Anleitung des Erasmus von Roterdam „in copia rerum et verborum (wie man eine Sentenz 100, 200, 300 ja 1000mal mit andern Wörtern aussprechen könne), dann ginge ich zu einem Gesandten und würde dessen Sekretär. „Ich hab viel Professores Elequontiae auff Universitäten gekant, welche etwas haben reden können auff dem Catheder, wenn sie es aus dem Papier gelesen haben. Allein, wenn sie vor Fürsten und Herren haben reden sollen, haben sie gestanden wie Butter an der Sonne“ (II, 245).

„Es ist nicht alle logische Weißheit an Universitäten gebunden.“ „Als ich in Königsberg in Preußen studirte, habe ich in Acht genommen, daß die besten Professores seyen im Gymnasium zu Dantzig aufferzogen worden. Ich habe auff keiner deutschen Universität einen bessern Oratorem gefunden als Samuel Fuchsius zu Königsberg war. Es war bey diesem Manne nicht allein eine Zierlichkeit im Reden und Schreiben, sondern auch eine Polnische Majestas in der Pronunciation und in Geberden.“ . . . Wie ich nach Leiden kam und hörte Heinsius, da sagte ich: „Bruder, das ist kein Samuel Fuchsius!“ . . . Dieser S. Fuchsius hat mir einmal gesagt, daß er des Keckermanni Amanuensis gewesen sey, und ihme und dem Gymnasium zu Dantzig nechst Gott zu danken habe, daß er gelernt habe, was er wisse“ (II, 246).

„Es ist nicht alle poetische Weißheit an Universitäten gebunden.“ Da suchte ich auf, nachdem August Buchner gestorben, zu Wedel an der Elbe den andern Opitz“ (es ist Johann Rist gemeint). „Es ist nicht alle grammatische Weißheit an Universitäten gebunden.“ Nicht nach Leipzig schickte ich einen Sohn, um Latein zu

lernen, „sondern zu . . Comenio, welcher mit vielen vornehmen Leuten einen Bund gemacht, daß er ihre Kinder wollte an den Tisch nehmen, und sie in einem Jahre die Lateinische Sprache lehren, oder wolle kein Geld haben." Welch' edle Kunst ist die Musik? Sie gilt auch noch im Himmel. „Ich wollte deßwegen nicht auff eine deutsche in einem kleinen Land=Städtlein gelegene Universität ziehen, sondern wolte zu Hamburg" berühmte Meister auffsuchen (Scheidemann — Matthias Weckmann — Johann Schop). „Summa summarum: Es werden auff Universitäten viel vortreffliche, hochgelehrte, unvergleichliche Männer gefunden, welche sich umb das weltliche Regiment, umb Kirchen und Schulen hoch verdient machen, und deßwegen in hohen Ehren sollen und müssen gehalten werden. Und über dieser Meynung ruffe ich sie selbst zu Richtern an, und andere verständige Leute mehr, welche in actione aufgewachsen sind, quorum sapientiam ipsa quaeque experientia probavit" (II, 247). Mit anderm Worte: verständige Theoriker und Praktiker sollen selbst urteilen, ob ich nicht Recht habe!

Der „Teutsche Lehr=Meister" beurteilt die Thätigkeit der Sprachgesellschaften; er unterscheidet das Berechtigte und das Umgesund=manirierte der Bewegung und spricht in gebieterischer Weise die Forderung aus, daß die deutsche Sprache in deutschen Landen die allein berechtigte Litteratur=, Gelehrten= und Schulsprache sei. Nur Grimmelshausens „Teutscher Michel" vertritt diese Forderung mit gleicher Kraft. Schupps Teutscher Lehrmeister wurde erst nach dem Tode des Verfassers aus dem Nachlasse durch seinen Sohn Justus Burkhard Schupp herausgegeben. Derselbe widmet die Schrift in einer Vorrede den Ständen Esth= und Livlands, die in einer Zeit der Vergewaltigung des Deutschtums in diesen Landen besonders an Interesse gewinnt. J. B. Schupp der Sohn hatte vier Jahre in den damals schwedischen Landen verlebt. Aus dankbarem Herzen überschickt er den Ständen die Schrift des Vaters, „weil sie Interesse an Schule und Unterricht und die adeliche Jugend nicht allein zum Studiren, sondern auch zu allerhand nutz= und löblichen Wissenschafften und Adelichen Exercitien anhalten." Die jungen Leute sollen nicht einmal „eine Grammatic und Logic schreiben und Schulmeister werden, sondern wenn sie einen Grund in der lateinischen Sprache gelegt haben, werden sie in Exercitien und andern nützlichen Wissenschafften unterwiesen und darauff in die Welt ge-

schickt, damit sie frembde Sprachen recht lernen, andrer Länder Sitten und Gebräuche sehen, und sich zu Dienst des Vaterlandes in civil und militär Etat geschickt machen" (II, 178). Eine nur gelehrte Erziehung wäre für einen Fürsten ein Unglück. Der Italiener Trojan Boccalini in seiner Relation aus dem Parnaß fordert, daß die beste Schule für einen Fürsten „Zeughäuser, Rüstkammern und geheime Rathsstuben" seien. „Die freyen Künste aber für Prinzen seyen Historien und Politik, die rechten Praeceptores solcher Herrn nebst denen Historicis erfahrne Kriegs-Leute, kluge verständige Räthe und geheime Secretarii; die Ruthe aber damit man sie züchtigen solle, sei das Gedächnuß ihrer Vor-Eltern und derselben rühmliche und tapfere Thaten, die sie so wol in Kriegs- als Friedenszeiten gethan haben, denen sie sich nach zufolgen eyfferigst befleißigen sollen" (II, 179). Antenor bespricht sich nach dem Friedensschluß zwischen Schweden und Dänemark mit dem Dichter Daphnis aus Cimbrien (Schupp mit Rist). „Ich habe meinem ältesten Sohn verehret die Sonntags-Lieder, welche mein hochgeehrter Herr mir überschicket hat, und habe ihm mit eygner Hand dabey geschrieben, und ernstlich dabei befohlen, daß er des Sonntags solle eins solcher Lieder für sich nehmen, und eine Teutsche Oration oder Meditation in prosa darauß machen" (II, 180). Antenor läßt durch Daphnis die fruchtbringende Gesellschaft grüßen und lobt die Intention der Stifter „als gut." Aber es fragt sich, ob die bisher gebrauchten Mittel, „die Teutsche Sprache zu befördern" allenthalben dienlich. Das Bestreben, längst in's Deutsche aufgenommenen Fremdwörter durch deutsche ersetzen zu wollen, wirkt verwirrend. So nennt sich einer z. B. „Obergebietiger von Rostock." Das versteht niemand. Wohl aber weiß jedermann, was der Kommandant Rostocks zu bedeuten (II, 181). Darin besteht nicht „die Zierlichkeit der Teutschen Sprache; was soll mit „diesen Grammatikalischen Dingen, sonderlich der Teutschen Orthographia . . dem römischen Reich und der Teutschen Nation gedienet seyn?" Da kommt's denn zu solchen Geschmacklosigkeiten, wie die des dicken Lorentz in Hessen, der sagte „Page, bringe mir mein brodschneidendes Instrument" (st. Messer) oder: „Du, der du geringer bist als ich, entledige meinen Untertheil des Leibes von der übergezogenen anatomirten Haut!" (II, 182). „Es hat jede Sprache ihren eygenen Genium." So lautet oftmals etwas in

französischer Sprache recht gut; will man's aber Wort für Wort ins Deutsche übersetzen, so klingt's wie ein verstimmtes Instrument. „Einstmals sollte Antenor eine Schrift aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen. Er thats, aber man hielt die Übersetzung für zu frei." Da schrieb er dagegen: „Wenn sie es wolten von Worten zu Worten vertirt haben, so solten sie es einem Knaben in der Schuhl geben. Ich hätte betrachtet, was der Indoles und der Genius der Lateinischen Sprach mit sich bringe." . . . „Wer recht gut Teutsch lernen wil, der lese fleißig die Teutsche Bibel, die Tomos Lutheri, und die Reichs-Abschiede" (II, 183). Aber freilich, „die jungen Maulaffen" suchen „eine sonderliche Zierlichkeit in der affectaten Rede." Ich läugne nicht, daß solche Redewendungen vielleicht im Französischen ganz schön und gut, aber „für die Teutsche Helden-Sprache" taugen sie nicht. Muret und andere hielten es für ein „Gewissens-Werk" nicht anders lateinisch zu schreiben als Cicero. „Wenn ich auch nicht wolte Teutsch reden, als mit den Worten, damit Kayser Karl geredet hat, wäre ich nicht werth, daß man mich für einen Narren hielte?" (II, 184). Ich frage, wo die Tyranney herkomme, daß heutigen Tages neue Prisciani (Grammatiker) in Teutschland aufstehen, welche als Feld-Marschälke im Teutschen bello Grammaticali wollen Ordre geben, wie man dieses oder jenes Wort schreiben solle?" „Worzu dienet die Sprache dem Menschen, als daß er seinen Willen, seine Meynung einem andern offenbahre, also daß er es verstehen könne? So lernt man immer und kann nicht, was notwendig ist." „Was ist das für eine Thorheit, daß man in Erlernung der Sprachen so viele Jahre zubringet; und hergegen die wenigste Zeit in Erlernung derer Dinge, damit man Gott und dem Nächsten dienen und ein Stück Brod erwerben kann?" (II, 186). „Der hessische Statthalter Burchard von Gramm, der dem Priscian nur als Mußquartirer gedient" brachte dem Lande mehr Nutzen als andere, „welche den Syntax und das corpus Juris mit Löffeln gefressen." Wir befinden uns in Deutschland immer noch in einem großen Irrtum und sind hierin hinter Franzosen und Italienern weit zurück, die längst alle Wissenschaften in ihren Sprachen lehren und lernen. „Es ist die Weisheit an kein Sprach gebunden." „Warumb solte ich nicht in Teutscher Sprache eben sowohl lernen können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren solle, als in

Lateinischer? aber wie ich einem Kranken helffen könne?" (II, 186). Ich habe in Holland einen früheren Färber predigen hören, der verstand kein Wort Latein, „aber er verstunde die heilige Schrift wohl und bekenne, daß ich durch seine Predigt mehr seye erbaut worden, als durch zehen Postillen Reuter Predigten." „Ich frage, worzu die Lateinische Sprach einem in Oberteutschland nutz sey?" Man hat früher darin meinen Ehrgeitz selbst zu kitzeln versucht. Ich habe mir ein Excerpt aus allen möglichen lateinischen Schriftstellern angelegt. Ich hätte es nicht um viel Geld gegeben. Da wurde es gestohlen. „Ich schluge die Hände über den Kopff zusammen und dachte, ich seye ein rechter Hiob. Ich meynte, weil diese Phrases weg seyn, so seye alles weg. Aber was hälfen sie mir jetzt, wenn ich den Jakobiten zu Hamburg predigen soll? Wann ich meine verlohrene Zeit wieder herbey bringen, und noch einmahl Professor Eloquentiae auff einer Universität werden könte, so wolte ich mich bemühen, daß die Jugend in der Wohlredenheit angeführt würde, in ihrer Muttersprache. Denn in ihrer Muttersprache könnten sie leichter zur perfection gebracht werden, als in einer frembden Sprache" (II, 188). Cicero hätte es im Griechischen als Redner nie so weit gebracht wie im Lateinischen. Was man als Redner in deutscher Sprache vermag, das habe ich an dem Darmstädtischen Kanzler Anton Wolf von Totenwart gesehen. Er hatte mich nach meiner Rückkehr aus Holland in einer ersten Audienz durch seine Ironie schwer beleidigt, in einer zweiten aber durch seine Wohlredenheit sofort ganz für sich gewonnen. Und doch machte dieser deutsche Cicero und hochverdiente Staatsmann Schnitzer im Lateinischen! Würde ich wieder Professor, „ich wolte die Jugend in Teutscher Sprache üben in eloquentia sacra et prophana und ein exercitium oratorium anordnen, wie hiebevor Lansius zu Tübingen im Ritter-Collegio und wolte darin behandeln alle Materien, die in Republica fürkommen" (II, 191 u. 192). Ich habe seinerzeit durch eigene Methode als Professor der Eloquenz den Studenten Gewandtheit im Lateinsprechen beigebracht. Diese Methode hat Daniel Richter in der Fürstenschule zu Gotha eingeführt. Ähnlich könnte man's auch im Deutschen machen. „Nach vielen Meditationen dünkt mich, ich wisse einen sonderlichen Griff, den man in Eloquentia Germanica brauchen könne." Meine Gedanken zur Ausführung zu bringen, wäre Richter der geeignete

Mann, mir mangelt's an Zeit. „Mir gehts in der Sache . . wie den alten Kutscher, welche, wenn sie nicht mehr fahren können, so hören sie doch gern . . . andere Kutscher mit ihren Peitschen sich lustig machen" (II, 192).

Damit verläßt Schupp dieses Thema, um sich gegen die Gelegenheitsdichter und die Reimschmiederei zu kehren. „Mein Herr Daphnis schaffe uns teutsche Virgilios und sehe doch, daß den gemeinen Reimen-Reißern gesteuert werde, welche bey Hochzeiten und Leich-Begängnussen Vers umbs Geld machen, darin weder Salz noch Schmaltz ist, und wollen gleichwol für Poeten gehalten seyn" (II, 193). „Es sey gut, wenn Herr Daphuis solchen Lemmeln ihre ineptias vor Augen stellen und einen Poëtam ineptum beschreiben wolte, wie hiebevor der Orator ineptus sey beschrieben worden im Avellin zu Marpurg" (II, 195). . . „Ich bin Liebhaber der Lieder, der Music und der Poeterey und kan auch wohl Schertz verstehen. Allein Schertz muß mit Saltz der Weißheit gewürtzt werden." . . „Die heutigen teutschen Reimenreißer" aber . . . . „sind ungesaltzte ungeschmaltzte Witzdölpel" (II, 196). Er bittet Daphuis, er möge doch andere „Comites Palatinos" dringlich angehen, doch nicht jeden zum „Poeten und Notario" zu machen. Freilich, meint „Trajan Boccalini," nicht alle Schuld trifft die Dichter selbst, ein gut Teil die elenden Zustände der Zeit; „es werden nur diejenigen Künste hochgehalten, von denen guter Gewinn zu gewarten, und nicht die, so zur Ergetzung und reputation gereicheten." Auch ein Virgil wäre in Zeiten solcher Not verkommen (II, 201). „Oratores und Poeten müsse man dem bono publico zu gut unterhalten und ehren . . . . Die Griechen haben wenig Thaten gethan, aber sie sind von gelährten Leuten prächtig beschrieben worden. Die Römer haben große Thaten gethan, und sie sind auch von gelahrten Leuten artig beschrieben worden. Die Teutschen und andere Völker gegen Norden haben über alle maße große Thaten gethan, allein weil wenig Leut, ja weil niemand dieselben recht auffgezeichnet hat, so ist es eben so viel, als ob es niemals geschehen wäre" (II, 200). In einer stattlichen Reihe Schriften, die andern Zwecken dienen, kommt Schupp wiederholt auf das Schulwesen zu sprechen, am ausführlichsten wohl in seinem Salomo, dem Ninivitischen Bußspiegel, dem Freund in der Noht, der Kunst reich zu werden, dem Kirchen- und Schulenzierrat; ja, es wird

wenige Schupp'sche Schriften geben, die nicht die eine oder andere auf das Schulwesen bezügliche Bemerkung enthielten. Aber diese bieten inhaltlich nichts Neues; so originell und überraschend oft in der Form, wiederholen sie doch nur die oben zusammenhängend dargelegten Reformideen. Curt Hentschel in seiner wissenschaftlichen Beigabe zum Jahresberichte der Realschule zu Döbeln 1876 hat mit minutiösem Fleiße diese Belegstellen aus den Schuppschen Schriften zusammengetragen und an ihrer Hand eine systematische Darlegung der Schuppschen Anschauungen zu geben versucht: er hat damit meines Erachtens Schupp selbst sehr wesentlich nachgebessert, denn Schupp war mehr ein praktischer als ein systematischer Kopf. Aber mit den gründlichen und gewissenhaften Aufstellungen Hentschels kann ich mich, so weit ich solche zu prüfen vermochte, im Wesentlichen einverstanden erklären; nur in wenigen Einzelheiten bin ich anderer Ansicht.

Worin liegt nun Schupps Bedeutung für das Schulwesen seiner Zeit? Liegt sie in der Originalität seiner leitenden Ideen? Oder in den Besserungsvorschlägen und Methoden? Ich glaube in keinem von diesen. Ein kurzer Überblick wird das zeigen. Schupp stimmt in die allgemeine Klage des Schulverfalles ein; die Schulen können schon deshalb nichts leisten, weil sie zu schlecht dotiert sind. Es widmet sich daher kein irgendwie „ingeniöses Gemüt" diesem Berufe. So kommt's, daß lauter „Schulfüchse, Erzpedanten und Zeitdiebe" die Prügelmethode ausüben, die „manches edles ingenium" abschreckt. Nun überschüttet man die Knaben mit schweren und philosophischen grammatikalischen Regeln, „von denen doch die meisten unnütz und vergeblich, ja gar falsch sind." Auf der Hochschule fallen die Studierenden einerseits dem Pennalismus anheim, andererseits quält man sie mit dem pedantischen Nachschreiben. Der spanische Jesuit Franz Suarez († 1617) beherrscht mit seinen neuscholastischen Terminologien auch die protestantischen Universitäten. „Es ist nichts so ungereimt, toll, falsch, unerhört, darüber nicht disputirt wird." So kommt man zu keiner allgemeinen Bildung, und eben so wenig zu einer Fachbildung. Von Mathematik verstehen die Studenten gar nichts. Deshalb schrieb Schupp über sein Auditorium zu Marburg: „Quid fit, quod homines de schola ad peragendas producti res publicas plerumque omnium mortalium sunt ineptissimi? Ea de

re ut cogitationem suscipiatis rogo vos! Wie kommt es, daß die Leute, die auf unsern Universitäten gebildet sind, zur Führung öffentlicher Ämter sich durchaus ungeeignet erweisen? Darüber bitte ich nachzudenken!"[25]) Wie kann das besser werden, wenn die Gelehrsamkeit gemeinnütziger und volksthümlicher wird, vermittelt durch zeitgemäße, nützliche und wirksame Kenntnisse! „Alle artes illiberales, alle Handwerker und andere Dinge werden von Tag zu Tag besser excoliert und steigen immer höher. Aber in artibus liberalibus geiget man immer auf der alten Geigen." Darum los von der Scholastik! Geschichtsstudien sind nötig und Studium von Land und Leuten „in dem großen Weltbuch der Erfahrung", die Kunst der Rede gilt's zu üben, wobei es nicht auf Wortgeklingel ankommt, sondern auf die Bedeutung des Inhalts (c. Göthes Faust I, 195 ff.). Ein Redner wird man aber nur in der Muttersprache.[26]) Daher Pflege des Deutschen. Nach dem Vorbilde, das Richelieu gegeben, soll an einer jeden deutschen Universität ein Lehrstuhl für deutsche Beredtsamkeit und Dichtkunst (Litteratur) errichtet werden. Deklamationen und theatralische Aufführungen sind höchst empfehlenswert. Hoher Wert kommt den realistischen Wissenschaften zu. „Ich halte viel auf Chymia und halte, daß keiner die Physic recht verstehe, als welcher die Finger in die Kohlen stecket."[27]) Wenn ich Kayser Karls des Großen Reichtumb hätte, so wolte ich dem Mathematico 3000 Reichsthaler geben, damit er diese scientias also excolire in teutscher Sprache, daß alle Handwerksleute dieselbe lernen und ihre Handwerke dadurch perfektioniren können. Dem physico wolte ich auch 3000 Reichsthaler geben, daß er gedächte, ich wil die Physik also exkoliren, daß Bauern mehr von mir lernen können als die Gelehrten aus der Aristoteles Physik bißher gelernt haben."[28]) Es gilt aber nicht nur aus Büchern lernen, es gilt „Welterfahrung sammeln." Aus eines Kaufmanns und Schiffers Gespräch kann man oft mehr lernen, als aus vielen gelehrten Büchern. Vor allem sind hiefür Fürstenhöfe eine hohe Schule, „darin man große Tugenden und große Laster lernen kann"; „großen Herrn ist auch von Natur oft etwas sonderliches (Schupp meint wohl eine gewisse Erbweisheit) mitgeteilt."[29]) Will man all dies erreichen, so muß man mit den Kindern anfangen. „Kinderzucht ist das Fundament einer glückseligen Haushaltung. Kinder=

zucht ist eine Quelle alles Glücks und alles Unglücks."[30]) Für gute Schulen zu sorgen ist Pflicht der Fürsten und Regierungen. „Würde in Landen und Städten die Jugend recht aufferzogen, so bedürfften wir keiner Büttel und Scharffrichter und könnte man innerhalb wenig Jahren, eine neue Welt, ein neues Volk, und eine neue Bürgerschafft haben." [31]) Deshalb sollen die Obrigkeiten Volksschulen errichten und die Gelehrtenschulen verbessern.[32]) Vor allem gilt es Ritterakademien zu begründen, in denen Adel und Fürstensöhne ihrem Stande gemäß erzogen werden. „Ich sehe, daß der großen Kinder nicht recht aufferzogen werden, sondern wachsen auff entweder im Frauenzimmer inter adulationes et delicias muliebres, oder unter einem Hauffen Schulfüchse, welche sie anführen als ob sie auch nothwendig müssen Magistri werden und ihr Land und Leute mit der Metaphysik regiren." (Salomo I, 81). Für die Gelehrtenschulen solle zunächst eine Musterschule geschaffen werden, an der die besten der vorhandenen Lehrkräfte Verwendung fänden.[33]) In der Auswahl der Lehrgegenstände will Schupp alle, die das Gedächtnis in erster Linie in Anspruch nehmen wie Religionslehre, Arithmetik, Geschichte, Chronologie und vor allem Sprachen der Gelehrtenschule zuweisen, dagegen die Urteilskraft bildenden, wie Logik und Mathematik, der Universität vorbehalten haben.[34]) Für die Erlernung der Sprachen, namentlich des Lateinischen, hatte Schupp eine neue Methode erfunden. Johannes Buno, Rektor in Lüneburg, († 1697) hat dieselbe durchgebildet und praktisch verwertet.[35]) Mit ihr kann man, behauptet Schupp, Unglaubliches leisten. Den ganzen Inhalt der Bibel, in 4 Wandbilder zusammengedrängt, wolle er in einem Vierteljahre den Knaben beibringen. Innerhalb zweier Monate würde den Schülern die ganze lateinische Grammatik nebst 2000 Vokabeln fest eingeprägt. — Vergleichen wir das über Schupp hier Gesagte mit den früheren Auseinandersetzungen, so finden wir die Baconischen Grundsätze wieder in der Weise, wie sie Helwich und Jung, Ratke und Comenius gelehrt und betrieben. Wo Schupp eigenen Eingebungen folgt, ist er nicht immer glücklich. Seine vielgerühmte Methode, die schon mit seinen nächsten Schülern erlosch, ist gar nichts weiter als einerseits ein Rückfall in die hergebrachte Gedächtnisdressur, andererseits ein in's Unmaß ausgearteter Bilderkult. Schupp scheint hier den Comenius mißverstanden zu haben. Dieser wollte

die Sache und nur im Notfall das Bild derselben. So lange es sich nur um konkrete Dinge handelte, war dies ja leicht zu bewerkstelligen und dem Verständnisse gewiß förderlich. Schwierig und vielleicht bedenklich wurde die Sache erst bei abstrakten Vorstellungen. Da lag die Gefahr, durch allegorische Bilder zu verwirren statt zu klären, nur allzunahe. Schupp ist ihr nicht entgangen. Dagegen kann ich die Forderung Schupps, Ritter- und Fürstenakademien zu errichten, nicht mit Hentschel als eine unheilvolle Maßregel des Klassen- und Kastengeistes betrachten. Dieser war leider schon in reichstem Maße vorhanden. Er ist eine der vielen unheilvollen Wirkungen des großen Krieges für Deutschland gewesen. Übrigens schritt dieser Geist damals siegreich durch ganz Europa. Die zweite Hälfte des 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts können als das goldene Zeitalter des absoluten Fürstentums und des privilegierten Hofadels gelten. Dieser Hofadel regierte in Wahrheit die Länder. Es war sehr im Interesse des Gemeinwesens, daß dieser Adel besser, entsprechender, wie bisher, vorgebildet würde. Schupp kommt hier einem praktischen Bedürfnisse ersten Ranges entgegen, wenn er zeitgemäß organisierte Ritterakademien forderte. Vielleicht verzweifelte er auch an der Möglichkeit einer allgemeinen Schulreform und hoffte mit der Darangabe des Übrigen wenigstens diesem einflußreichsten Stande der damaligen Welt eine bessere Erziehung zu sichern. Daß Schupp hierin das Richtige getroffen und vor Leibniz also der intellektuelle Urheber der Ritterakademien geworden, zeigte die weitere Entwicklung.[36])

Die eigentliche Bedeutung Schupps liegt aber darin, daß er der Bannerträger der neuen Richtung des Schulwesens gewesen, der mit weithin vernehmbaren Trompetenstößen die Grundfesten der Macht des Vorurteils erschüttert, mit seinem persönlichen Ansehen, seinem gewichtigen Wort und seinem scharfen Witz für das Neue als das Gute gegenüber dem verrotteten Alten eingetreten und damit einem Leibniz, Christian Thomasius und der Reformthätigkeit des 18. Jahrhunderts die Wege gebahnt. Seine deutschen Schriften über das Schulwesen gehören zu den körnigsten und schlagendsten, die er überhaupt geschrieben hat. Sie sind Volks- und Agitationsschriften im besten Sinne des Wortes, nach dieser Seite mit den lutherischen Streitschriften vergleichbar. Schupp sprach zuerst für weite Kreise des Volkes deutsch aus, was Opitz

und weit später noch Leibniz nur Lateinisch zu äußern wagten, daß Deutsche nur deutsch schreiben und lehren sollten. Erst Christian Thomasius wagte es 1688 zum Schrecken der Universität Leipzig damit wirklich Ernst zu machen. Dabei verhehlte sich Schupps heller Geist die Gefahr nicht, die von einer gefühlsseligen Deutschtümelei zu drohen begann. Der fruchtbringende Palmenorden war seiner Auflösung nahe, die deutschgesinnte Gesellschaft und der pegnesische Blumenorden konnten ihn nicht ersetzen; sie verfielen in Tändeleien und in Purismus. Geschmacklosigkeit ist aber der ewige Fluch dieser Richtung. Jeder Purismus gebärdet sich stets instinktiv, wie Philipp von Zesen dies naiv ausgesprochen, als wäre eben das Deutsche die Ursprache der Menschheit. Darin liegt ein Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung der Sprache. Alle lebenden Sprachen unterliegen einem Kulturprozeß und eignen sich fortwährend fremde Bestandteile an. Daß dieser Aneignungsprozeß ein organischer und kein mechanischer sei, darüber allein gilt es zu wachen.

Schupp fordert von seinem Freunde Rist, die gute Tradition des Palmenordens zu wahren, indem er allen Ausartungen des Stils mit seinem Ansehen entgegen trete und die verderbliche Gelegenheitsdichtung zurückzudämmen suche. Wenn wir es modern ausdrücken wollten, so könnten wir sagen, Schupp fordert als Schutz gegen Sprach- und Stilverschlechterung eine von berufener Seite zu übende litterarische Kritik. Leider waren J. Rist sowie der ebenfalls öfters von Schupp citierte und angerufene Senior der Nürnberger Geistlichkeit J. M. Dilherr (1604—1669) nicht die für dieses Zensorenamt berufenen Persönlichkeiten. Beide huldigten selbst der zunehmenden süßlichen Geschmacklosigkeit, beide waren eitle Schöngeister.

Schupps Arbeit für Schule und Sprache blieb zunächst Saat auf Hoffnung! Wenn wir von den Ritterakademien absehen, die an bedenklicher Überladung des Lehrstoffes litten und dem neufranzösischen Ideale des galant homme alle gründliche Unterweisung aufopferten, so blieb im Schulwesen, von einigen unwesentlichen Schwankungen im Magdeburgischen, Thüringischen und Hessischen abgesehen, vorerst alles beim Alten. Ziehen wir nun in Betracht die viele Arbeit, das redliche Streben, den Zeugenmut, der vor einem Märtyrium nicht zurückbebte, und wieder das lebhafte

Interesse, das Fürsten und Städte beseelte, die nicht unbeträchtlichen Opfer, zu denen man sich in geldarmer Zeit unter den schwersten politischen Prüfungen bereitwillig entschlossen, so müssen wir das thatsächliche Endergebnis als ein kümmerliches bezeichnen. Alle wahren Fortschritte in der Geschichte vollziehen sich eben ungemein langsam, am langsamsten vielleicht die auf das Erziehungs- und Bildungswesen bezüglichen. Zu allen Zeiten hat das die Menschenfreunde traurig angemutet und mancher von ihnen neigte sich einer pessimistisch verzweifelnden Auffassung der irdischen Dinge zu. Mit Unrecht! Geduld und Hoffnung sind gewiß erzieherische Kardinaltugenden, ohne diese beiden wäre ein ersprießliches Schulleben durchaus unmöglich. Was von der Erziehung des einzelnen Menschen gilt, sollte das nicht in weit höherem Maße bei der Erziehung der Menschheit, wie sie uns die Geschichte vorführt, Anwendung finden? Und ist die Erziehungsfrage nicht gerade die Sphinxfrage der Menschheit? Man muß alle Hochachtung haben vor dem kräftigen Idealismus eines Baco, Comenius, Leibniz und fügen wir hinzu auch eines Schupp, die der festen Überzeugung lebten, daß real und ideal untrennbare Begriffe, daß Wort und Sache sich stets decken müssen, daß alle wahre Reform mit der Schule zu beginnen habe, und daß ein glückliches Menschengeschlecht nur aus einer Schule hervorgehen könne, die geistig und leiblich für's Leben erziehe. Die Forderung ist trotz vielfacher Reaktionen nicht verstummt. Im Geiste des Comenius versuchte sie der Pietismus einzulösen. Gebieterisch erhob sie der Naturalismus des vorigen Jahrhunderts, aber viel zu maßlos und ordnungslos und ungeschichtlich in seinem Wesen verdarb er, wie vieles Gute und Berechtigte, mit seinem stürmischen Drange auch hier mehr, als er besserte. An dem Rückschlag, der eintreten mußte, leiden wir noch heute. Mißtrauen und Resignation beherrschen noch vielfach die leitenden Kreise, Gleichgültigkeit und Abneigung die gebildeten Klassen der Bevölkerung. Doch wir wollen nicht ungerecht sein, viel, sehr viel hat sich gebessert. Längst herrscht die deutsche Sprache in Schule, Wissenschaft und auf dem Katheder, ja das Deutsche soll wenigstens der Theorie nach der wichtigste aller Lehrgegenstände sein. Die Notwendigkeit der Berücksichtigung der modernen Sprachen, der Mathematik und Naturwissenschaften ist anerkannt. Wie hat sich die äußere Stellung aller Lehrer gebessert, ihre Ausbildung

wissenschaftlich vertieft, welche Summen werden alljährlich für Lehrmittel verausgabt, wie ist die Schulzucht gegen früher eine humane geworden! Aber viel bleibt noch zu thun! Die zentrale Stellung, die der deutsche Unterricht der Theorie nach einnehmen soll, genießt er in der That keineswegs. Obgleich wir hundert Jahre nach unsern deutschen Klassikern leben, so ist denselben in den deutschen Schulen doch nur sehr spärlich Zeit und Raum zugemessen. Die Gleichwertigkeit der realistischen Bildungsmittel mit den antikklassischen wird noch immer heftig bestritten, damit sind erstere in ihrer Wirkung gehemmt und geschädigt. Wie steht es aber mit den Forderungen der leiblichen und sittlichen Erziehung? Wohl wird geturnt, wohl wird gelehrt, aber überwiegt nicht der Intellektualismus die gesundheitliche Ausbildung und schädigt nicht die Lehrstoffmenge den ruhigen Gang sittlicher Durchbildung? Enthalten unsere Schulpläne nicht alle Maximal- statt Minimalforderungen? Es geht ein Zug durch unsere Zeit, der auch dieser zarten Pflanze der Erziehungs- und Schulreform eine gedeihliche Entwicklung verheißt. Vorerst bewegt sich diese Richtung noch in andern Gebieten, sie wird aber mit der Zeit, soll sie anders Bestand haben, auch auf dieses Feld ihre Thätigkeit richten müssen. Ihr einen Namen zu geben, den alle gelten lassen, hält schwer. Man hat sie schon von sehr maßgebender Seite „praktisches Christentum“ genannt. Sie ist im höchsten Grade humanitär und arbeitet an einem vernunftgemäßen Ausgleich der sozialen Gegensätze. Die Beziehung zur Erziehungsfrage springt in's Auge. Ob freilich nicht, wie früher schon häufig, Weltverhältnisse hindernd dazwischen treten, wer kann es wissen? Für die Einzelnen gilt auch hier hoffen und harren. Tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag, sagt der Psalmist, und im Leben der Menschheit bedeuten Jahrhunderte oft sehr wenig. Das Gute erkennen, das Gute thun und erstreben ist unsere Pflicht und im übrigen unser Los — warten! —

Anmerkungen.

1) Paulsen S. 294.
2) Paulsen S. 326.
3) Schmidt III, 273.
4) Schmidt III, 280.
5) Schmidt III, 274.
6) Schmidt III, 250.
7) Paulsen S. 301 ff.
8) Paulsen S. 305.
9) Schmidt III, 342.
10) Schmidt III, 344.
11) Paulsen 315 ff. und Schmidt III, 367.
12) Schmidt III, 369.
13) Paulsen 318.
14) Schupp: Von der Kunst reich zu werden I, 729 u. 30.

„Und als die Sach von einem fürnehmen Fürsten des Teutschlands zu deliberiren, einem Philologo committirt worden, deme der Neid selbsten das Lob eines gelehrtesten gegeben, dessen Schrifften erblich an mich kommen seyn, und welcher guter Mann am Werck selber gestorben ist. Hab ich unter seinen hinterlassenen Brieffen unterschiedliche und zwiespaltige Judicia und Meinungen ersehen, viel haben die Sach mit Feuer und Wunsch prosequirt, viel haben von dem Außgang gezweiffelt. Ich aber vermeine es sey alles möglich, welches von etlichen kan gerichtet werden, wenn schon nicht von allen, welches von vielen samentlich, wenn schon nicht von einem — dazu bei Gelegenheit von Schupps Berufung nach Augsburg, Ehrenrettung I, 686, „zu Augsburg . . hätte ich das Schulwesen anstellen können nach meiner darin wohlbedächtig gefaßten Helvicianischen Concepte Willen.

15) Johann Rist: Neuer Teutscher Parnaß S. 218 u. 219.

„So lang am Himmel wird der Sonne Kugel gläntzen,
So lang daß breite Meer daß Erdreich wird umgräntzen,
So lang in hoher Lufft sich läßt ein Vöglein sehn,
So lange wird der Ruhm Helvikens auch bestehn.
Helvikens sag ich: den wer sollte wohl nicht kennen
Christoff Helviken, den die ganze Welt muß nennen,
Der Teutschen sondre Zier in Wissenschaft und Lehr'
Ein großer Doktor, der zu Gottes Lob und Ehr'
In dieser Sterblichkeit viel gutes hat verrichtet,
Ja der des Satans Bruht mit Hand und Mund vernichtet,
Gekämpfet ritterlich nur mit des Geistes Schwehrt,
So daß die Christenheit ihn liebte groß und wehrt.
Was hat der theure Mann für Schätz uns hinterlassen
In solchen Sprachen, die kein andrer Mensch wird fassen.
Alß der gahr nichts versteht? Was für ein helles Licht
Hat er uns angesteckt, zu lernen die Geschicht
Und was ein Kluger sonst in dieser Zeit sol wissen!
O hochbegabter Mann, dein Geist der war geflissen
Nur auf der Weisheit Schatz: Du ließest Pracht und Geld
Samt aller Wollust der im Fleisch ersoffnen Welt! . . .

16) Guhrauer S. 35.

17) Guhrauer S. 127.
18) Guhrauer S. 226 u. 227.
19) Guhrauer S. 49 ff.
20) Guhrauer S. 26 u. 31 ff.
21) Schmidt III, 363.
22) Guhrauer Anhang S. 30.
23) Guhrauer S. 97 ff.
24) Guhrauer S. 107.
25) Hentschel S. 33.
26) Schupp: Von der Einbildung I, 536.
27) Schupp: Salomo I, 116.
28) Schupp: Eilfertige Antwort I, 801.
29) Schupp: Freund in der Noht, Neudruck 59.
30) Schupp: Der Stumme Lehrer und Prediger II, 390, Nr. 232.
31) Schupp: Von der Kunst reich zu werden I, 742 u. 744 die Schule ist „elementum civitatis."
32) Schupp: Von der Einbildung I, 538.
33) Schupp: Von der Kunst reich zu werden I, 728. Wie ein Rektor beschaffen sein soll?

„Der Rektor sey ein beherzter Mann, mehr fromm und verständig, als hochgelehrt; welcher seinen Verstand darthue in Auffsicht und Rathgebung; welcher fleißig könne betrachten, ob diese oder jene Schulübung, so vor alters angestellt worden, nützlich seye zu continuiren oder vielmehr abzuthun, und andere bessere nachzusetzen."

34) Schupp: Von der Kunst reich zu werden I, 729.
35) Hentschel S. 68, 69, 73.
36) Die erste Ritterakademie war schon Ende des 16. Jahrhunderts in Tübingen erstanden. Ihr nach begründete Landgraf Moritz das Adelphinum zu Cassel. Beide aber verfielen während des dreißigjährigen Krieges. In der 2. Hälfte des Jahrhunderts nimmt die Zahl der Ritterakademien überraschend zu. Auch Halle und Erlangen wurden der Sitz solcher Ritterakademien, die später in Universitäten umgewandelt wurden.

2. Schupp als politischer Schriftsteller.

Was man „öffentliche Meinung" nennt, wurde in seiner Bedeutung schon sehr frühe von den Machthabern empfunden. Lang vor Erfindung der Buchdruckerkunst suchte man durch Wort und Schrift auf die öffentliche Meinung zu wirken, sie in's eigene Interesse zu ziehen. Die Kämpfe Kaiser Friedrichs II. mit den Päpsten Gregor IX. und Innocenz IV., ganz besonders aber der lebhafte Schriftenstreit zur Zeit Ludwigs des Bayern mit den avignonensischen Päpsten geben davon Zeugnis. Daß die Macht der öffentlichen Meinung durch die Buchdruckerpressen in's Ungemessene gesteigert werden mußte, liegt auf der Hand. Nicht mehr die Interessentenkreise allein, die lateinisch verstanden, die breiten Schichten des Volkes werden in Bewegung gesetzt, und was die gelehrtesten lateinischen Traktate nicht vermochten, das gelang den sogenannten Relationen, den Vorläufern unserer Zeitungen, und noch besser den meist anonymen Flugblättern. Wir dürfen sagen, die Flugblätter beherrschen bis in's 18. Jahrhundert hinein die öffentliche Meinung, erst da fangen sie an, ihren überwiegenden Einfluß an das geregeltere Zeitungswesen abzugeben, das sich indessen auch in Deutschland zu konsolidieren angefangen hatte. [1]) Daß die kirchliche Reformbewegung des 16. Jahrhunderts ohne die Mithilfe der Presse und der Flugblätter nicht möglich gewesen wäre, wird allseitig zugegeben. Vielleicht dürfte der naheliegende Rückschluß gestattet sein, daß eben deshalb die Reformbestrebungen der großen Konzile des 15. Jahrhunderts gescheitert sind, weil sie diesen mächtigen Bundesgenossen noch entbehren mußten. Es läßt uns das einen tiefen Blick in die Interessengemeinschaft der geistigen und materiellen Kultur thun, wodurch wir eben so sehr vor einseitiger Überschätzung der idealen Macht des Geistes gewarnt, wie zur Hochachtung vor der Elementargewalt technischer Erfindungen gemahnt werden.

Die Flugschriften sind von höchstem sittengeschichtlichen Interesse, sie gestatten uns einen Einblick in's Herz des Volkes. Je mehr der Verfasser selbst zurücktritt, je rückhaltsloser äußert er sich über Menschen und Zustände. Da wirkt es nun anmutend und erfreulich wahrzunehmen, daß sich im Laufe des dreißigjährigen Jammers in Deutschland die Gemüter abgekühlt, daß der wilde Fanatismus sich je länger, je mehr gelegt, daß trotz der trostlosen Zustände des Reiches, dieses Monstrums, wie es Pufendorf nennt, und trotz der politischen Zerrissenheit, wie sie im westfälischen Frieden ihren dauernden Ausdruck gefunden hat, eine warme Anhänglichkeit an Kaiser und Reich und ein vielleicht unbewußter, mehr instinktiver deutscher Patriotismus sich in vielen Flugblättern der 2. Hälfte des Jahrhunderts zu regen beginnt.[2]) Natürlich wirkte auch vielfach fremdes Geld, und da hieß es: „Weß Brot ich eß, deß Lied ich sing." Aber diese Vögel sind auch an ihrem goldgelben Gefieder leicht erkenntlich und verstehen meist nur einen Ton. Es ging ein aufrichtiges Friedensverlangen durch die deutschen Lande; man wollte sich vertragen und haßte die Unruhstifter und Friedensstörer, waren es nun die auswärtigen Mächte, wie namentlich Frankreich, oder die stets geschäftigen Geheimminierer, die Jesuiten. Da stieg im Osten ein schweres Kriegsgewölk auf, das den so sauer erworbenen und schwer erkauften Frieden wieder in Frage zu stellen drohte. Es war der schwedisch-polnische Krieg, der, mit einem polnisch-russischen verquickt, ganz Europa in seinen Strudel zu ziehen suchte. Vergegenwärtigen wir uns die verwickelte Lage der Verhältnisse und die überraschenden Wandlungen dieses vielfach wenig gekannten Krieges. Schweden war durch den dreißigjährigen Krieg aus einem Nichts zu einer Großmacht in Europa geworden. Es verdankte seine neue Machtstellung der Gunst der Umstände, seinem Waffenglücke und seinen zwei großen Männern, einem Epaminondas und Pelopidas vergleichbar, dem Könige Gustav Adolf und dem Reichskanzler Axel Oxenstjerna. Aber der Glücksstern Schwedens neigte sich so rasch, wie er gestiegen. Die Regierung der Königin Christine ward für Schweden unheilvoll. Der eigensinnige Charakter der launischen Fürstin brachte das Staatsschiff in's Schwanken. Damit schwand das Vertrauen auf gesicherte Zustände. Durch regen Anschluß an Frankreich mächtig geworden, fing die schwedische Politik an, sich zu dem gegnerischen

Spanien zu neigen. Was Oxenstjernas überlegene Einsicht nicht vermochte hätte, das vollbrachte der Widerwille einer selbstherrischen Frauennatur. Christine entsagte dem Throne aus unüberwindlichem Hasse gegen die Ehe zu Gunsten ihres Vetters, des Pfalzgrafen Karl Gustavs von Zweibrücken (1654). Es war eine kurze, aber glänzende Heldenlaufbahn, die dem Schwestersohn Gustav Adolfs, dem ersten Wittelsbacher auf Schwedens Throne, beschieden.[3]) Am schwedischen Hofe aufgewachsen, unter Oxenstjernas Leitung erzogen, durch Richelieu in der Staatskunst vervollkommnet, hatte der Prinz in seiner Jugend den Wechsel von hochfliegenden Hoffnungen und bittern Enttäuschungen reichlich zu durchkosten gehabt. Daher das Gegensätzliche in seinem Wesen, das aber ein klarer Verstand und eiserner Wille beherrschte. Von kühnem, unternehmendem Charakter dabei unförmlicher Korpulenz, menschenscheu und verschlossen, aber mit blitzähnlicher Schnelligkeit in seinen Entwürfen und Bewegungen begabt, übrigens ein überzeugungstreuer Protestant — so tritt uns Karl Gustav in der Geschichte entgegen.[4]) Schwedens Lage war verzweifelt, kein Geld in den Kassen, die Stände unter sich verfeindet, der Adel übermütig, Bürger und Bauer im Rückgang, das Einziggute, aber für friedliche Zustände unbrauchbar und lästig, — ein treffliches, schlagfertiges Heer von 50,000 Mann. Zwei Radikalmittel sollten Schweden helfen, ein inneres und ein äußeres, Reduktion des adeligen Grundbesitzes und Einzug eines Viertels von Grund und Boden zu Gunsten des Kronschatzes und Krieg mit Polen. Der im Jahre 1635 geschlossene Waffenstillstand lief ab, die Polen zögerten ihn zu erneuern, dazu brach Czar Alexei von Osten her in Littauen ein. Karl Gustavs umfassender Plan bezweckte durch einen Krieg mit Polen die Aufmerksamkeit vom Innern abzulenken, den Ländergürtel um die Ostsee durch die Erwerbung der beiden Preußen und Curlands zu vervollständigen, dem Czaren in der Eroberung Polens zuvorzukommen, denn schon damals erschienen die Tage Polens gezählt.

„Andere Staaten fangen Krieg an," bekannte der schwedische Gesandte Salvius, ein Gönner Schupps, „weil sie reich sind, Schweden, weil es arm ist. Es fühlt die Last der von Deutschland zurückgekehrten Kriegsmacht."[5]) Die Stellung Schwedens war bedroht genug. Dänemark lauerte in bitterem Nationalhaß auf den Augenblick der Rache, die Niederlande betrachteten mit

steigender Mißgunst Schwedens Machtentfaltung in der Ostsee, der Kaiser und die Jesuiten schürten den Widerstand, der Czar machte Anstalt in Livland einzufallen und Brandenburg erwies sich als sehr zweifelhaft und war nur durch fortwährende Zugeständnisse beim Bündnis zu erhalten. Rasche Erfolge thaten Not! Darin lag aber Karl Gustavs Stärke. Mit zwei Heeren brach er in Polen ein, nahm Warschau und Krakau, vertrieb den König Johann Casimir nach Schlesien, bereits wurde über die Teilung Polens mit Brandenburg endgültig verhandelt. Da trat der erste Umschwung ein. Holland und der Kaiser, die protestantische und katholische Vormacht gemeinsam, traten vor den Riß, um Polen zu retten. Das polnische Heer unter Potocki, das kapituliert und Frieden gelobt hatte, bricht den Vertrag. Die Russen belagern Riga und trotz des mit brandenburgischer Hilfe erfochtenen glänzenden Sieges bei Warschau (1656) wagen die Polen Räumung des ganzen Königreichs zu fordern und muß Karl Gustav mit den Niederlanden einen demütigenden Handelsvertrag schließen, in den er das widerspenstige Danzig mit aufzunehmen sich genötigt sieht.

Damals (am 20. August 1656) schrieb der König in tiefer Bekümmernis an den Reichskanzler Erik Oxenstjerna, der seinem großen Vater 1654 in der Würde gefolgt war: „Ich bekomme täglich Nachrichten, wie das Werk gegen mich aufgewiegelt wird und alle meine Freunde mich verlassen und die Feinde sich mehren. . . . sie sind capable unsern ganzen Staat übern Haufen zu werfen.“ [6]) Des Königs Wort schien sich erfüllen zu wollen. Johann Casimir zog unter dem Jubel des Volks in Danzig ein, Rußland und Polen schlossen unter kaiserlicher Vermittlung Waffenstillstand. [7]) Aber Karl Gustavs scharfer Geist ersann neue Hilfsmittel. Bereitwillig läßt er einen Lieblingswunsch fallen und garantiert Brandenburg im Vertrag zu Labiau die Souveränität über Ostpreußen, damit erkauft er wenigstens für den Augenblick die Hilfe des großen Kurfürsten, dann schließt er mit dem Fürsten Franz Rakoczy am 5. Dezember 1656 ein Schutz- und Trutzbündnis und am 2. April 1657 sehen wir den König, bis ins Herz Polens vorgedrungen, bei Sendomir mit Rakoczy und seinen Kosakenscharen sich vereinigen. Aber auf Rakoczy war kein Verlaß, eigenmächtig trennt er sich von den Schweden, wird umstellt und muß schmählich kapitulieren. Von den Polen gerufen überschwemmen die

Tataren weit und breit das Land. Die Schweden werden wieder bis an die Ostsee zurückgedrängt, siegreich wälzen sich die Polen hinter ihnen her; alles, was zu Schweden gehalten, muß bitter büßen. Damals ging das Städtchen Lissa in Feuer auf, und wurde der vierundsechzigjährige Comenius fast nackt in's Exil getrieben.

In dieser Not erklärt Dänemark an Schweden den Krieg, die deutschen Provinzen Schwedens wanken in ihrer Treue. „Ich hoffe, das dänische Wesen wird bald ein Ende haben,“ [8]) schreibt Karl Gustav an den Kurfürsten von Brandenburg, dem er Schlesien und Westfalen anbietet, um ihn beim Bündnisse zu erhalten. Und nun erfolgt das Außerordentliche: „Ich habe . . die feste Zuversicht zu Gott,“ schreibt der König bald darnach, „daß . . er mir hilft, wenn auch wider Menschen Verhoffen“ und erobert im Fluge Holstein, Bremen-Verden, Schleswig, geht in der Nacht vom 29. zum 30. Januar 1658 auf einer Brücke von Eis mit seinen Truppen über den kleinen Belt nach Fünen, überschreitet am 5. Februar den großen Belt und erscheint in Seeland. Ein solches Doppelwagnis steht einzig in der Geschichte! Erschrocken und verzweifelnd schließt Dänemark Frieden, norwegische Stifte und Verschluß der Ostsee sind der hohe Preis. Da bildet sich eine große Allianz aus den Niederlanden, dem Kaiser, Polen und dem abgefallenen Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Noch einmal versucht Dänemark sein Heil im Krieg.[9]) Der schwedische Angriff auf Kopenhagen, vorher verraten, mißglückte zwar, aber ein Waffenstillstand mit Rußland, ein Bündnis mit Cromwell bieten neue Aussicht auf Erfolg. Da stirbt Cromwell und mitten im Verzweiflungskampfe ereilt auch den König Karl Gustav das Verhängnis (Februar 1660). Gewiß ein tragisches Geschick! Trotz aller Siege, überraschender Erfolge und unerhörter Thaten Schweden am Rande des Verderbens! Aus dieser Not rettet Mazarin den alten Bundesgenossen. Er vermittelt den Frieden von Oliva, und Schweden geht sogar noch vergrößert aus dem Kriege hervor. Aber mit welchen Opfern war das erstritten! Es zeigte sich jetzt schon, daß die eroberten Lande um Ost- und Nordsee „die Bastionen der Krone Schweden,“ wie sie Axel Oxenstjerna zu nennen pflegte, dem Erstarken der Nachbarstaaten gegenüber zu ausgesetzt und auf die Dauer unhaltbar. Damit stand aber oder fiel Schwedens Machtstellung. In diesem gewaltigen Völkerringen, dem Nachspiele des dreißigjährigen Krieges

und dem Vorspiele der Katastrophe des nordischen Krieges erließ Schupp zwei Flugschriften, beide in verhängnisvollen Augenblicken verfaßt, beide auf der Höhe der Situation. Wenn ein Mann geeignet war unparteiisch mitzusprechen, so war es Schupp. Schon als Student hatte er den Osten bereist, Polens Zerfall, Danzigs Blüte, die Brandenburger in Königsberg kennen gelernt. Von seiner hessischen Zeit her mit der kaiserlichen Politik vertraut, in Münster und Osnabrück mit den Leitern des schwedischen Staatswesens einem Johann Oxenstjerna und Salvius für's Leben befreundet, den Niederländern in alter Jugendliebe zugethan, die unerquicklichen Bremen-Verdenschen Zustände in unmittelbarer Nähe, zudem eingeweiht und unterrichtet von seinem Schwiegervater, dem mehrjährigen Bremer Kanzler und dänischen Staatsmanne, einem grimmigen Schwedenfeinde — wer konnte besser Licht und Schatten unterscheiden, Sonne und Wind zuteilen? Schupp war kein Mann der Sentimentalität. Der Gedanke an einen ewigen allgemeinen Weltfrieden lag ihm, wie ein Paradies, in weiter Ferne. Wir haben ein paar Schriften von ihm, eine Stilübung aus dem Avellin bei Marburg „der beliebte und belobte Krieg" und seinen ganz vortrefflichen „Hauptmann von Kapernaum," in denen er für das Recht des Krieges, seine äußere und innere Notwendigkeit und für die Würde und Ehre, ja die Christlichkeit des Soldatenstandes eine Lanze bricht.[10]) Sein zweiter Sohn wählte selber später die militärische Laufbahn. Aber Schupp hatte an sich selbst zur Genüge erfahren, wie schrecklich der Krieg, wie furchtbare Verantwortung daher alle die treffen muß, die leichtsinnig und frevelhaft diese Geißel über der Menschheit schwingen.[11]) Schupp war sich stets dessen gewiß, daß es seines Amtes schönste und erste Aufgabe sei, den Frieden zu predigen, vom Kriege abzumahnen, den Streit zu schlichten. Was er in Münster den Gesandten der Mächte zugerufen, das schreibt er jetzt den hadernden Fürsten: Vertragt euch, versucht nicht länger Gott, macht Frieden, schaffet Gerechtigkeit! Seine Anonymität blieb nicht lange verborgen, seine Sprache verriet ihn, seine persönlichen Gegner verlästerten ihn darüber.

Die vermutlich zeitlich erste dieser Flugschriften ist betitelt: „Ein holländisch Pratgen von dem vorigen Krieg zwischen den beyden Nordischen Königreichen". Unter dem vorigen Kriege ist der

dänische Überfall Schwedens in den vierziger Jahren des dreißigjährigen Krieges zu verstehen, der durch Torstenson so siegreich zurückgewiesen worden war. Seit dieser Zeit bestand zwischen den Dänen und Schweden eine heftige nationale Verbitterung. Dänemark sann auf Rache. Der Rückgang des schwedischen Waffenglückes 1656, das gegen Schweden sich immer feindseliger gestaltende Verhalten der Niederlande boten den Dänen einen erwünschten Anlaß, ihre Kriegsrüstungen zu beschleunigen. Gegen das Ende der Flugschrift ist vom Tode Kaiser Ferdinands III., 2. April 1657, und einem unter Rakoczys Leitung zu befürchtenden erneuten Kosakeneinfalle die Rede. Der erste hatte Ende März und Anfangs April stattgefunden. Dagegen drohte den Kosaken ein Tatarenüberfall. Die Schrift dürfte demnach im April oder Mai geschrieben worden sein. Im Juli 1657 erfolgte dann die dänische Kriegserklärung. Schupp behandelt diesmal seinen Vorwurf als Dialog. Die fingierten Personen sind ein angehender schwedischer Feldprediger Magister Peer, der lange in Leyden studiert hat und nun von Amsterdam über Bremen zum Heere reisen will, und ein Amsterdamer Kaufherr Peter Janson. M. Peer hat kein rechtes Herz zu seinem neuen Berufe, „da christliche Potentaten In Nomine Domini einander die Hälse brechen und im Namen des Herrn Christenblut vergießen.“ (I, 380.) Er kommt mit dem Mitreisenden in's Gespräch und fragt diesen schließlich, was er von dem neuen Kriege halte. Janson meint, es sei ein Jammer, daß sich die Leute um Reputation totschlagen und wäre doch eine Seele mehr wert, als alle Königreiche. Peer erwidert, so etwas Ähnliches habe er einmal vor einem Cavalier gepredigt; aber da habe man ihm gesagt, er dürfte einmal ein guter Prediger werden „für Conjonen, für Hundsklincken und Bernhäuter, welche ihrer Haut fürchten und nicht wissen, was Ratio status mit sich bringe.“ (I, 382.) Janson redet Peer zu, stets eingedenk zu sein, daß er wie ein Schaf unter Wölfe geschickt sei, daß er als Prediger ein Legat Gottes, jedem, Hoch und Niedrig, Gottes Willen zu verkündigen. „Ich für meine Person,“ fährt Janson fort, „wünsche beyden Theilen mehr Conscientz und weniger Estatisterey.“ (I, 383.) Übrigens haben die Schweden durch Beitreibung schwerer Kontributionen und Einzug der Kirchengüter in Bremen-Verden so gehaust, daß sie sich alle Sympathien der neuen Unterthanen, die

vom Krummstab her ein mildes Regiment gewöhnt waren, verscherzt haben. Unter 100 sind nicht 10 zu finden, die den Schweden gewogen wären. Darin handeln sie sehr wenig staatsklug, denn gerade durch Steuerdruck habe Alba die Niederländer zum Abfall getrieben. M. Peer hält daran fest, daß trotzdem die Bewohner der Stiftsländer nach Paulus im Römer- und Timotheusbriefe zu Gehorsam verpflichtet seien, wie seinerzeit die Christen und Juden dem Nero und Nebukadnezar gegenüber. Es rächt sich jeder Eidbruch; das zeigte sich an den Polen in ihrem Verhalten Karl Gustav gegenüber. Deshalb mußten sie den Kosakeneinbruch erdulden, der ihnen über 100,000 Menschenleben gekostet hat. Auch an dem Moskowiter wird sich der Eidbruch noch bitter rächen. „Gebt Achtung darauff und sagt es euern Kindern, Herr Peter Janson, wie Gott dem Moskowiter noch werde auff die Finger klopffen um des mit der Cron Schweden auffgerichteten und mit so theuren Juramenten hiebevor bekräfftigten, und nunmehr so lüderlich gebrochenen Bündniß wegen.“ (I, 386.) Solche politische Treulosigkeit hat noch stets schlecht geendet, wie an den Verschwörern gegen Adolf von Nassau, den oströmischen Kaiser Mauritius und den deutschen Kaiser Heinrich IV. zu ersehen ist. Janson beklagt den Hochmut, den Schweden gegen Dänemark stets zur Schau trage. M. Peer gibt diese Anklage zu, verallgemeinert sie aber, indem er über die „intemperies suspicionum“ der nördlichen Staatsmänner als über eine alte erbliche Krankheit derselben Klage führt. Eine persönliche Zusammenkunft der Könige beider Länder könnte viel bessern, die Zwischenträger aber hindern jede Annäherung. Wie gut wäre eine politische Heirat zwischen den beiden Fürstenhäusern! Durch den gemischten Hofhalt würde sich auch der Adel der beiden Länder näher treten. Gegenwärtig besteht zwischen diesen beiden Völkern ein Erbhaß, wie zwischen den Franzosen und Spaniern. Wo aber öffentlich solcher Haß zur Schau getragen werde, da ist das Anzeichen dafür, „daß in Schweden und Dänemark wenig rechte Christen, wiewohl sie sagen, sie seyen der unveränderten Augsburgischen Confeßion zugethan.“ (I, 389.) Das alles thut man der „Reputation“ wegen. „Kein Drach wüthet wider den andern ... Aber ein Christ, ein Lutheraner wil jtzo den andern fressen und verderben.“ (I, 390.) Warum können Schweden und Dänen keinen Frieden halten, die doch in einen

Himmel wollen? Wie riet Philipp der Großmütige seinen Söhnen, nie einen Krieg anzufangen, wie riet Luther zum Frieden, wie der dänische Kanzler Dietrich Reinkingk in seiner „biblischen Polizei", wohl wert, daß die beiderseitigen Feld- und Hofprediger sie lesen und beherzigen würden. Hielten Schweden und Dänen zusammen, „Sie könten den Türcken auß gantz Thracia jagen und das Land, welches die erste Schul der Christlichen Religion gewesen ist, wieder einnehmen. Allein wie werden doch die Jesuiten in die Faust lachen, daß diese beyde Lutherische Könige an einander gehetzt seyn und sich selbst ruiniren wollen." (I, 392.) Janson kann sich soweit nicht erheben; es regt sich in ihm der Holländer. Von einem Bündnis dieser beiden Völker will er durchaus nichts wissen; wo bliebe da der holländische Handel in der Ostsee? Zudem habe Schweden seiner Hoffart wegen längst eine Züchtigung verdient; die würde ihm jetzt durch die Übermacht zu teil werden. M. Peer verweist darauf, daß die Menge es nicht thue; gerade dieser Krieg hat das des Öftern erwiesen. „Ich sorge . . der König . . fasse desperata consilia und bringe einen Hauffen Cosacken heraus, und das ist ein Volck, welches keiner Ordre parirt, dessen man nicht wieder loß werden kan, wenn man wil." (I, 394.) Janson hatte sogar schon von Türken gehört, die kommen sollten. Das weist M. Peer zurück. Dazu hält er die Schweden für zu klug. Türken zu Hilfe zu rufen, „das were nicht Theologice, noch Politice, noch Macchiavellice gehandelt" . . . „die beyden Wörtlein Augspurgische Confeßion und Teutsche Libertät haben der Schwedischen Nation im Teutschen Krieg mehr genützt, als 50 000 Türcken und Cosaken thun könnten." (I, 395.) Janson kommt auf seine alte Meinung zurück, man könne den Dänen nach solchen Rüstungen nicht zum Frieden raten. M. Peer aber hält gerade diesen Umstand für die Möglichkeit friedlichen Auskommens sehr geeignet. Er wünschte sich, beiden Königen eine Friedenspredigt halten zu können, um ihnen seine Gründe beweglich vorzuführen. Gerade jetzt, da Dänemark mächtig und gerüstet dastehe, könne es „einen reputirlichen Frieden und Vertrag mit Schweden machen" (I, 398), denn „nicht viel Kriegsvolck, groß Geld und Gut, sind die Mauern eines Königreichs, sondern gute Freunde" . . . Was für ein Schwindelgeist muß doch die Jesuiten regiren, daß sie sich so hoch bemühen, Catholische, und zwar Teutsche Potentaten, wieder in

die Waffen zu bringen und gegen die Evangelische zu kriegen? Sol nun das mit so vielen Unkosten auffgerichtete Instrumentum pacis, ein Instrumentum belli werden? Warum persuadiren sie nit grosse Herrn, daß sie mit einander hingehen, und nehmen das grose Orientalische Kayserthumb wieder ein? Wissen sie nicht, warumb die Römischen Kayser werden Augusti genannt?.. dieser Titel ist dem Oktavian gegeben worden, wie er siegreich aus dem Orient kam. So mag nun der künfftige Römische Kayser sehen, (Ferdinand III. † 2. April 1657, erst nach 2 Jahren folgte ihm Leopold I.), daß er das Orientalische Kayserthumb wieder zu der Christenheit bringe... Wisset ihr nicht ihr redliche Teutsche (ihr mögt Catholisch oder Lutherisch seyn) wisset ihr nicht ihr tapffern Schweden und ihr alte Dänen, daß ihr Männer seyet, die Türken aber sind Weiber, welche unter ihren vielen Concubinen das Herz verlieren" (1, 399). Scanderbeg hat mit nur 16000 Mann das türkische Heer 22mal geschlagen — Janson, unverbesserlich, bricht das Gespräch mit der bitteren Bemerkung ab, die auf den Anfang zurückweist, daß solche Predigten ihm die Soldaten kaum danken dürften.

Schupp zeigt sich auch in dieser Flugschrift als ein Mann des Friedens. Er hegt Sympathien für die Schweden, ohne für ihre Fehler blind zu sein, aber nicht minder für die Dänen, deren Anwalt sein Schwiegervater, und für die altbefreundeten Niederländer. Doch läßt er wohl durchmerken, daß ihm die niederländische Politik diesmal egoistisch und friedensgefährdend erscheine. Er wünscht als Christ und Protestant friedlichen Ausgleich unter den evangelischen Staaten, deren Uneinigkeit den kaum erst errungenen westfälischen Frieden in Frage stellt. Er mißbilligt in scharfen Worten das friedensfeindliche Treiben der Jesuiten, die Neigung des kaiserlichen Hofes einer Politik der Rache an Schweden zu Liebe, der schlechtesten, die überhaupt möglich, den Reichsfrieden in Frage zu stellen. Soll ja Krieg geführt werden, dann nicht zwischen Glaubensgenossen oder zwischen Katholiken und Protestanten, sondern dann gegen den Osten, die treubrüchigen, barbarischen Russen und die Erbfeinde, die Türken. Zurückdrängen der Russen und hinaustreiben der Türken, das wäre gesunde europäische Politik, das Aufgabe des deutschrömischen Kaiser". So zeigt sich Schupp auch als deutscher Patriot, der den schwer errungenen

konfessionellen Frieden aufrecht erhalten und die Kultur des Westens gegen die Barbarei des Ostens sichern will.

Die zweite Flugschrift führt den Titel „Ambrosii Mellilambii (Honiglecker) Sendschreiben an einen vornehmen Cavallier Betreffend die Schwedische und Polnische Waffen.“ Ich setze ihre Abfassung etwas später an, vielleicht in die Mitte des Jahres (etwa Juni) 1657. Wir hören von dem Bündnis Karl Gustavs mit Rakoczy (Dezember 1656) als einer vollendeten Thatsache, aber auch von einem erfolgten Tatareneinfall! Was Schupp in der ersten Broschüre befürchtete, hat sich demnach jetzt bewahrheit. In Bremen-Verden gährt es immer stärker gegen die schwedische Mißregierung, aber noch hat Dänemark das Schwert nicht gezogen. Die Situation läßt sich für Schweden augenblicklich sehr unheimlich an, die öffentliche Meinung neigt sich zu den Gegnern Schwedens. Aber Schwedens Herrscher birgt in sich Wunderkräfte, ein Glücksumschwung kann viel ändern.

Ein Cavalier fragt bei Schupp an, was er von dem Kriege zwischen Schweden und Polen halte, und auf welche Seite man sich ohne Gewissensverletzung zu stellen habe. Es wird sich kaum entscheiden lassen, ob eine solche Anfrage bei Schupp thatsächlich erfolgt oder ob sie vom Verfasser zur Einkleidung der wichtigen Rechtsfrage gewählt worden sei. Wer hat also Recht? Gerade darüber zerschlagen sie sich die Köpfe. Wie unter Gustav Adolf die Schweden siegten „da wußte ein jeder Dorffprediger fest auß dem Daniele und Apokalypsi zu sagen, was es für einen Ausgang mit den Schweden und Papisten gewinnen würde. Allein da der Prager Friede gemacht wurde, da stund nichts mehr in Daniele und Apocalypsi“ (I, 361). Und doch siegten die Schweden später. Vor einem Jahre waren viele schwedisch gesinnt, jetzt meinen sie, die Schweden hätten doch zu wenig Ursache gehabt, den Krieg anzufangen. Und doch glaube ich „es sei Gottes Finger dabey“ (I, 362). Der Grund hiezu liegt in dem gleichen Rechte, mit dem die Israeliten Kanaan einnahmen. Im III. Buch Mosis im 18. Kapitel „da stehet der Schweden eigentliches Manifest und Gott selbst ist der Herold, der den Krieg in Polen verkündiget (I, 364)... Denn welche solche Greul thun, deren Seelen sollen ausgerottet werden von ihrem Volk.“ Dabei handelt sich's nicht um Ceremonial- oder weltliche Gesetze, sondern um sittliche Gebote, zu deren Haltung

auch die Heiden verpflichtet sind. Wo gleiche Sünden, da gleiche Strafen, darum hat „Gott Polen einen solchen Medicum zugeschicket, der ihm eine . . solche . . Purgation eingegeben“ (I, 365). Wie es um Polen steht, weiß ich aus eigener Erfahrung. Die Schlachzigen ziehen durch ihre Mißhandlung der Bauern den Zorn Gottes über das Land herab. Doch habe ich auch fromme Leute unter ihnen kennen gelernt, die werden den himmlischen Zorn wieder abbitten. Dagegen kann ich nicht verhehlen, daß ich auch mancherlei Klagen gegen die Schweden vorzubringen habe.

„Mein hochgeehrter Herr weiß, daß ich der Schwedischen Nation allezeit sehr affectioniret gewesen sey und habe noch viel grosse Patronen und Gönner unter ihnen“ (I, 366), aber die Schweden sind durch ihre Erfolge zu übermütig geworden. Man bedenke wohl, „es kan die beste Sach . ., wenn man sich dabey nicht gottselig und klüglich verhält, böse und ungerecht werden“ (I, 367 und „Hauptmann von Capernaum“ II, 273). Ich bitte meine Worte nicht für „Delphica oracula“ zu halten; es geht bei den Schweden nicht mehr so gottesfürchtig her, wie zu Gustav Adolfs Zeiten. Man vergißt, daß Gott den Sieg gibt. „Wer den Soldaten itzo von solchen Dingen sagen wil, der wird nur außgelacht“ (I, 368). Unser Herr Gott thut aber deshalb noch lange keine Zeichen und Wunder, weil einer etwa einem evangelischen Herrn dient. Dazu hat man von schwedischer Seite entschieden schwere Fehler gemacht. So war es ein Mißgriff, daß die Schweden an manchen Orten die Jesuiten verjagten. Damit haben sie das Volk gegen sich aufgebracht, das nun ohne Seelsorger war. Viel besser hätte man die Jesuiten im Lande gelassen und aus Königsberg und Preußen evangelische Prediger verschrieben, der polnischen und lateinischen Sprache kundig, die Adel und Volk darüber aufgeklärt hätten, was „evangelisch sei“. Denn bisher hat man ihnen nur vorgesagt, daß wir Evangelischen „nichts von guten Werken halten, daß wir die Mutter Gottes die Jungfrau Maria verachten und auff sie schmähen. So meynen die Leut, daß wir ärger seyen als Türken und Juden“ (I, 369).

Übrigens wissen die gemeinen Leute in Polen überhaupt gar nichts von Religion. Unter 100 Bauern kann kaum einer die 10 Gebote, den apostolischen Glauben und das Vater unser. Bei

den Schweden aber ist es jetzt dahin gekommen, daß bei vielen Regimentern nicht einmal ein Feldprediger zu finden ist. Ja, ein Obrist hat mir in's Gesicht gesagt, ein Profoß sei ihm viel wichtiger und lieber. Wäre ich schwedischer Feldprediger, ich würde nicht müde werden über den Syrerkönig Benhadad I. Könige 20 zu predigen, der verlor seine ganze Armee, weil er nicht zu rechter Zeit Friede machte und billige Bedingungen annahm. Wäre ich Feldprediger, ich würde predigen: Macht Frieden, ihr Polen und Schweden, und wendet eure Macht gegen die gemeinsamen Feinde, die Russen und Türken! Für die Schweden ist zudem in dem verarmten Polen nichts mehr zu holen und die Polen werden sich, wenn ihnen nicht auswärtige Kriegsgelegenheit geboten wird, „unter einander selbst die Hälse brechen" (I, 373). Ein Krieg gegen die Türken, der wäre Gott gefällig und dazu würde ich jederzeit raten. Dort könnten dann die Jesuiten zeigen, ob's ihnen wirklich Ernst damit sei, die Religion fortzupflanzen. Jetzt aber hätten sie alle Lust den Teufel selbst um Hilfe gegen Schweden und Brandenburg zu bitten, wie sie schon den Tataren den Weg nach Europa gezeigt haben. Wäre ich schwedischer Feldprediger, ich würde nicht müde König und Kurfürsten zuzurufen: Bedenkt, ihr vergießt Christenblut! und wäre ich ein Jesuit, so predigte ich dem König Kasimir und dem ganzen polnischen Adel: Traut den Schweden nicht; sie kommen immer wieder zu Macht, wenn sie auch mitunter unterliegen, und bedenkt, daß der Kurfürst von Brandenburg den 7. Teil des römischen Reichs besitzt. Bedenkt, wie sich die Schweden nach dem Prager Frieden wieder erhoben! Der Stadt Danzig aber, der ich von früher her sehr günstig bin, rate ich dringend, doch ja nicht den Frieden zu hindern, damit es ihr nicht wie Ninive ergehe; schon 1638 hatte sie „Eliseus Aurimontanus", selbst ein Danziger Kind, ermahnt nicht hochmütig zu werden, indem er ihr das Schicksal Magdeburgs vorgehalten hat. „Summa, wann ich auff einem hohen Berge zwischen beyden Armeen stünde, so würde ich beyden Königen zuruffen: Macht Frieden, macht Frieden, oder ihr werdet allesampt bey diesem Kriege keine Seide spinnen" (I, 378).

Schupp zeigt sich in dieser Flugschrift als weitblickender Politiker, als Kenner von Land und Leuten, als überzeugter Protestant, aber fern von religiösem Fanatismus — als ein Mann,

dem über politischer und religiöser Parteirichtung das ewige göttliche Recht steht, das die Geschicke der Völker leitet. Nicht die Veranlassung des Krieges ist maßgebend für die Beurteilung des Rechts oder Unrechts im Kriege, sondern der ganze sittliche Stand des einen oder andern Volkes. Nicht wer den Krieg beginnt, hat an sich Unrecht, so landläufig auch das gegenseitige Zuschieben der Verantwortung des Krieges wegen dieser Äußerlichkeit geworden ist und so oberflächlich oft auf Grund dieser Thatsache sogar mit Berufung auf das göttliche Recht geurteilt wird. Recht hat, wer in Wahrung seiner bedrohten Existenzbedingungen zum Schwerte greift, gleichviel ob defensiv oder aggressiv, nachdem alle Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches geschwunden ist. Polen muß unterliegen trotz augenblicklicher Besserung seiner Lage, weil seine innern Verhältnisse himmelschreiend geworden. Aber Übermaß in den Forderungen hat oft schon das beste Recht zu Schanden gemacht; das gilt den Schweden. Deshalb ist ein billiger Vergleich auch von schwedischem Standpunkte aus dem weiteren Kriege vorzuziehen.

Schupp benützt seinen Einfluß als Gewissensrat und Publizist, ernstlichst zum Frieden zu raten und zu dem den Blick des sich zerfleischenden Westens auf den mit russischer und türkischer Barbarei drohenden Osten zu richten. Was er über das Verhältnis der Russen zum Westen, zu Katholiken und Protestanten urteilt, das könnte man eben so gut noch heutigen Tages sagen. Schweden und Polen beachteten zu wenig die russische Gefahr. Bis auf den heutigen Tag und wohl für immer müssen sie dieses schwere Verschulden büßen, Schweden durch Verlust seiner Machtstellung, Polen durch politische Vernichtung. —

Fassen wir das bei Besprechung der zwei Flugschriften Ausgeführte noch einmal in's Auge, so müssen wir sagen, es weht durch Schupps politische Aufstellungen ein prophetischer Geist oder, wenn wir anders wollen, es eignet ihnen ein moderner Zug. Rußland war schon damals der gefährlichste Feind Schwedens und Polens. Noch einmal rettete sich Schweden mit Hilfe Frankreichs aus der Gefahr, die ihm ein Bündnis der Küstenmächte bringen mußte. Wie Rußland unter Peter eine bedeutende Persönlichkeit erhielt und sich wieder eine Allianz bildete, erlag Schweden, von seinem französischen Bundesgenossen aufgegeben, der an den Folgen des

spanischen Erbfolgekrieges litt, und sank zur Macht dritten Ranges herab. Sofort aber warf sich Rußland auf Polen, um es zu zerreißen und zu knechten. Damit schob sich Rußlands Grenze weit in den Westen vor, seine Flotten beherrschten die Ostsee. Schon Peter der Große griff in die deutschen Verhältnisse gewaltthätig ein, wie steigerte sich das aber mit Elisabeth, Katharina I., Alexander I., bis es unter Nikolaus I. den Höhepunkt erreichte. Dem deutschen Wesen in den östlichen Vorländern droht nach viel hundertjährigem Heldenkampfe, früher mit dem Schwerte, später mit Wort und duldendem Gehorsam geführt, gänzliche Vernichtung. War es im 17. Jahrhundert das Bündnis Frankreichs mit Schweden, das Deutschland zerrüttete und bedrohte, so ist es heute eine französisch-russische Allianz, die gefahrbringend Mitteleuropa zu umklammern droht. Heute noch wie damals gilt der Ruf Schupps: „Zurück mit den Russen in die asiatischen Steppen!"

Schupp weist auf die ständige Türkengefahr hin: „Weg mit den Türken aus Europa!" Des christlichen Abendlandes gemeinsame Pflicht sollte es sein, dem eingedrungenen asiatischen Störefried den europäischen Boden zu entreißen. Die Orientaufgabe Östreichs liegt darin ausgesprochen. Aber die Türken mußten erst 25 Jahre später, von den Franzosen gerufen, vor den Thoren Wiens stehen, bis Östreich die Gefahr begriff und durch das Genie des Prinzen Eugen geleitet in raschem Ansturm das Türkenreich zu überwältigen schien. Doch blieb Östreich auf halbem Wege stehen aus eigenem wie aus französischem Verschulden. Rußland gewann auch hier die Übermacht. Das fiktive Testament Peters des Großen wurde politische Thatsächlichkeit. Wie enge hat sich seitdem die russische Politik mit der türkischen Frage verschlungen. Nicht nur von Nordosten, auch von Südosten her droht der russische Koloß. Entgegen einer kurzsichtigen Tagespolitik, die das Große dem Kleinen und Kleinlichen jeder Zeit aufopfert, ist es das Verdienst eines geistreichen Gelehrten, des Franzosen Barthelemi St. Hilaire, in neuester Zeit auf die unermeßliche Kulturgefahr, die von Rußland für den gesamten Westen droht, aufmerksam gemacht zu haben. Wird seine Stimme ungehört verhallen, und droht dem Europa des zwanzigsten Jahrhunderts statt des früheren Türkenschreckens eine russische Tyrannis?

Haben wir Schupp bisher als Verfasser politischer Flug-

schriften kennen gelernt, in denen er sein Urteil über die Zeitlage im Einklang mit seinen gewonnenen sittlichen und christlichen Grundanschauungen zum Ausdruck bringt, so kommen wir jetzt zu seiner bedeutendsten politischen Schrift, die ihrer Abfassungszeit nach in das gleiche Jahr mit den besprochenen Flugschriften und zwar in die 2. Hälfte desselben (cf. Salomo II, 127 Nachschrifft) zu setzen ist. In seinem „Salomo, einem Regentenspiegel", gibt uns Schupp die Quintessenz seiner politischen und volkswirtschaftlichen Ansichten, wie er sich dieselben durch seine Reisen, namentlich in Holland, seine Stellung bei Hofe und als Gesandter in Münster und Osnabrück und wieder in Hamburg, der reichen Handelsstadt, mit ihren vielfältigen persönlichen Anregungen allmählich erworben hat. Neben diesen tausenderlei Erfahrungen, die er in seinem thatenreichen Leben gemacht, die er mit offenem Blicke erfaßt und mit praktischem Sinn in sich verarbeitet hat, gehen litterarische Anregungen her. Wie kam Schupp darauf, eben einen Fürstenspiegel zu schreiben? Diese Litteraturgattung war seit langem beliebt, so beliebt wie seit Platos Staat die Weltverbesserungsphantasien des Gottesstaates, der Christenstadt, der Icarien und Atlantis. Schon das Tyrannenmord heischende Athen brachte in Xenophons Kyropädie einen Fürstenspiegel hervor, Rom verehrte in seinem „pius Aeneas" Virgils sein Fürstenideal. Irre ich nicht, so war einer der ersten Fürstenspiegel des Mittelalters, wenn nicht der erste, die in echt scholastischem Geiste von dem Kardinal Egidius Colonna geb. 1247 zu Ehren Philipps des Schönen von Frankreich verfaßte Schrift „de regimine Principum.[12]) An guten Ratschlägen, wie zu regieren, hat es seitdem den Fürsten nicht gemangelt. Mitunter kamen sie aus recht unberufenen Federn und waren mehr Anleitungen zu frommem Leben als zur Regierung von Land und Leuten. Originell und auf Jahrhunderte hinaus anziehend und abstoßend in seiner Wirkung erwies sich Machiavells „Il principe". Der italienische Patriot gab ein getreues Spiegelbild der Städtetyrannen seiner Zeit in der Hoffnung, es sollte, nachdem Dantes nationaler Kaisertraum zerronnen, aus ihnen der politische Messias Italiens erstehen, der mit eiserner Faust dem gequälten Volke die nationale Einheit und Unabhängigkeit brächte. Aber die Zeit war nur für einen Cesare Borgia, noch nicht für einen Camillo Cavour reif! Das Mittelalter arbeitete sich ab über der scholastisch-dogmatischen Frage von

den zwei Gewalten. Oftmals schien es, als sollte der Erfolg für die Suprematie des geistlichen Schwertes entscheiden. Mit der Reformation wurde auch diese Frage in ein neues Licht gerückt. Die geistliche Gewalt verschwand in den reformierten Ländern als eine selbständige, neben der Staatsgewalt bestehende vollständig, sie wurde zu einem wichtigen Rechte der Landeshoheit. Die verschiedenen Übertragungstheorien ändern nichts an der Thatsache, die schließlich im Territorialismus ihren adäquaten theoretischen Ausdruck fand.

Damit wurde die fürstliche Gewalt nahezu schrankenlos. Die Lehre vom duldenden Gehorsam ward Lieblingsdogma, namentlich bei den Anglikanern. Mehr und mehr traten die landständischen Verfassungen in den Schatten, nur in England behaupteten sich die Parlamentsrechte nach langem, schweren Ringen. Der dreißigjährige Krieg trat in Deutschland nieder, was etwa noch von selbständigen Einrichtungen neben der Landeshoheit vorhanden war. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog der Absolutismus über Europa; 1660 wurde das dänische Königsgesetz gegeben, das alle Macht in die Hand des Fürsten legte. Die Sonne der fürstlichen Allgewalt erschien im Versailles Ludwigs des XIV. der bewundernden Welt. Moscherosch warnt in seinem Testamente seine Söhne vor diesem verblendenden Wahne: „Die Franzosen glauben an ihren König, und was derselbe glaubet, das glauben sie auch.“ [13]) Es wäre nun sehr irrig etwa meinen zu wollen, daß in der Praxis alle Fürstengewalt in Despotie ausgeartet wäre. Es gab ganz vorzügliche Fürsten im damaligen Deutschland. Das Wort des aufgeklärten Despotismus fehlte der Zeit, aber in Wirklichkeit wurde vielfach in diesem Sinne, natürlich nach Maßgabe der Zeitanschauungen, regiert. Ein Ludwig von Anhalt, Georg II. und Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, ganz besonders aber ein Friedrich Wilhelm von Brandenburg oder ein Ernst von Gotha würden jede Zeit zieren. Rechnete doch der Lord Protektor Cromwell, dem man Parteilichkeit für Legitimität kaum zuschreiben wird, den Herzog Ernst (1600—1675) neben Oxenstjerna und Mazarin zu den drei größten Staatsmännern der Zeit. [14]) Aus einer zahlreichen Familie entsprossen — er hatte 9 Brüder — waren der treffliche Historiker Hortleder und der Gönner Ratkes Hofprediger Kromayer seine Erzieher. Im dreißigjährigen Krieg erwarb er sich unter Gustav Adolf seine ersten

kriegerischen Lorbeeren, trat dann aber bald vom Kriege zurück als Verweser des für seinen Bruder, den kriegsberühmten Bernhard, neu geschaffenen Herzogtums Franken. Hier entfaltete Ernst zuerst sein Verwaltungstalent. Als die Schlacht bei Nördlingen 1634 der jungen Herrlichkeit in Würzburg ein rasches Ende bereitete und die Bischöfe zurückkehrten, rühmte der Bischof von Würzburg, Herzog Ernst habe ihm sein Stift verwaltet, wie er es nicht besser hätte wünschen können. Seit 1640 regierte Ernst in Gotha, zu dem später noch Eisenacher und Altenburger Landesteile und zuletzt Coburg kamen. Eine ungemeine Wißbegierde und Gelehrigkeit waren ihm eigen. Fast in allen Wissenschaften, Künsten und vielen Handwerken erwarb er sich Kenntnisse, in manchen von ihnen besaß er eingehendes Wissen. Dazu gehörte er zu den Männern, von denen Schupp rühmt, daß sie so tüchtig geworden seien, ohne je eine Universität besucht zu haben. In seiner Landesverwaltung war er unermüdlich thätig. Er kannte jedes Dorf, fast jeden Unterthan. Dabei erhielt er sich stets den weiten Blick, seine früheren großen Reisen bewahrten ihn vor Versinken in kleinliche Verhältnisse. „Gerichts-, Proceß-, Polizey-, Forst-, Wald- und Fischordnungen“ wurden gegeben, Amtspfleger gegen die fiskalischen Übergriffe ernannt, das Schulwesen durch Evenius vollständig neu geordnet, dem Gymnasium Realklassen beigegeben, die ersten meines Wissens in Deutschland; das Volksschulwesen ward in einen Stand gebracht, daß es als sprichwörtlich galt, „der Gothaer Bauer sei gelehrter, als mancher Edelmann“. Aber auch in's Große wirkte er. Er veranlaßte eine Eingabe an den Reichstag um Abschaffung des Pennalismus und der Depositionen, dieser Schandflecken der Universitäten, ja er beantragte, um die ewigen Lehrstreitigkeiten im damaligen Luthertum zu beseitigen, die Einsetzung eines obersten Tribunals aus unabhängigen Theologen. Er erbot sich, ein für die damalige Zeit bedeutendes Kapital nebst dem ehemaligen Kloster Reinhardsbrunn für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Aber die Zeitgenossen, Fürsten und Theologen, zogen den Streit vor.[15]) So war der Mann beschaffen, der in Veit Ludwig von Seckendorff (1626—1692) „dem Christen unter den Edelleuten und dem Edelmann unter den Christen“ einen eben so treuen Berater und Freund wie warmen, begeisterten Lobredner gefunden hat.[16]) Im Jahre 1656 erschien Seckendorffs „Fürstenstaat“, in dem er sich

bei der Aufstellung seines Fürstenideals die Regierungsweise Herzog Ernsts zum Vorbilde genommen. Seckendorff zeigt in dieser Schrift, daß er kein Schmeichler. Wohl spricht er dem Fürsten die „höchste Botmäßigkeit über alle“ zu, aber zur „Erhaltung des gemeinen Nutzens und Wohlwesens und für Ertheilung des Rechten“, und er steht nicht an, den Fürsten ihre Verfehlungen scharf vorzuhalten und spricht vom „Jagdteufel“ und der „Hundephilosophie“.[17]) Neben Seckendorff und seinem Fürstenstaat ist es aber noch ein anderer Staatsmann, der gerade damals auf Schupp von großem Einflusse gewesen ist. Es war Schupps Schwiegervater zweiter Ehe, der Kanzler von Schleswig-Holstein Dietrich von Reinkingk, der Verfasser der „Biblischen Polizey“ (1590—1664)[18]). Reinkingk hatte eine sehr bewegte Vergangenheit. Es muß ihm das Lob gezollt werden, daß er ein überzeugungstreuer Mann, ein zuverlässiger Charakter gewesen, gleich stark in Zuneigung wie in Abneigung. Aus einem westfälischen Geschlechte stammend, aber in Curland geboren wurde er von seinem Vater frühzeitig nach Deutschland geschickt. In Gießen erwarb er sich den juristischen Lizentiatengrad, trat dann in hessen-darmstädtische Dienste und stieg bald unter Landgraf Georg II. zum Vizekanzler empor. Es war damals die Zeit des leidigen Zwiespaltes im hessischen Fürstenhause. Reinkingk vertrat in verschiedenen politischen Sendungen an den kaiserlichen Hof mit Eifer und Geschick die Rechte und Ansprüche Darmstadts gegen Cassel. Unter der Einwirkung der Verhältnisse und seiner wissenschaftlichen staatsrechtlichen Anschauungen bildete sich in ihm eine streng kaiserliche Gesinnung aus, die ihn je länger je mehr in Gegensatz und bittere Feindschaft zu der schwedischen Politik und ihrem Einflusse in Deutschland brachte. Nur auf dringliche Bitten Herzog Friedrich Adolfs von Mecklenburg-Schwerin und sehr ungern entschloß sich Landgraf Ludwig dazu, Reinkingk in mecklenburgische Dienste als Kanzler treten zu lassen. Hier bewirkt er den Anschluß Mecklenburgs an den Prager Separatfrieden 1635, wofür er von Schweden längere Zeit in Haft gehalten wird. Im Dienste des erzbischöflichen Administrators Friedrich von Bremen-Verden finden wir ihn in erneutem diplomatischen Kampfe gegen Schweden, das seine begehrlichen Blicke auf diese Stiftslande geworfen hatte. Umsonst suchen ihn die Schweden durch eine halbjährige schwere Gefangenschaft in Nienstadt dazu zu bestimmen, in

ihre Dienste zu treten. In Münster treffen wir Reinkingk wieder als mannhaften Vertreter der Ansprüche seines Herrn. Die Stifte fielen an Schweden, aber Friedrich bestieg als König den dänischen Thron. Reinkingk wird nun Kanzler für Schleswig-Holstein. Die Politik Dänemarks befand sich damals zur schwedischen in kaum geringerem Gegensatze, wie die kaiserliche. Schon in seinem ersten Werke, das großes Aufsehen hervorrief, „Über das weltliche und geistliche Regiment des kaiserlich-römischen Reichs" zeigte sich Reinkingks Richtung auf Konzentration der fürstlichen Gewalt, eine Hinneigung zu Cäsaropapie und Absolutismus. Das richtige Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt erschien ihm am besten gewahrt zur Zeit der jüdischen Könige und Konstantins des Großen. Im Reiche begünstigte er die Kaisergewalt auf Kosten der Fürstenmacht. Seine zweite, spätere Schrift, eine Art Fürstenspiegel „die Biblische Polizey d. i. gewisse aus heiliger Schrift zusammengebrachte auf die 3 Hauptstände, den geistlichen, weltlichen und häuslichen gerichtete Axiomata" ist dem König Friedrich III. von Dänemark gewidmet, der die königliche Allgewalt dortselbst begründete. Der Verfasser versichert durch Aussprüche des Königs selbst zu dieser Schrift veranlaßt worden zu sein, „die aus heiliger göttlicher Schrift als der einzigen Quelle aller Weisheit, nicht allein von Glaubenssachen, sondern auch von politischen Welthändeln in allen Ständen mit stattlichem Fundament vorgebracht und dieselbe öfters mit biblischen Exempeln sehr wohl a propos bestärkt, wie ich auch dieses vernommen, daß Ew. Kgl. Majestät mehrmals gedacht, daß Sie gern einen Autor haben möchten, der eine Politicam aus der Bibel und deren Exempeln zusammengetragen, mir aber solcher, wie Ew. Majestät denselben verlangt, niemals zu Handen gekommen, habe ich meine vor und nach, von vieler Lesung der heiligen Schrift zu meinem Privatgebrauch annotirte, observationes politicas hervorgesucht und darauf zu denken angefangen, wie ich dieselben in gewisse Ordnung bringen kann". Dieser sicherlich sehr wohl gemeinte Traktat scheint nach den vielfachen Proben, die Schupp gibt, sich nicht über die damals herrschenden orthodoxen Ansichten erhoben zu haben, Altes und Neues Testament werden als vollständig koordinirte Autoritäten behandelt, der Stil ist gewunden, trocken, langweilig. Diese Schriften von Reinkingk 1653 und Seckendorf 1656 lagen Schupp vor und haben bei' ihm

zugleich mit der Rückerinnerung an seinen so hochverehrten Landgrafen Johann von Hessen-Braubach, dem er immer ein litterarisches Denkmal schuldig zu sein behauptete, den Plan zur Reife gebracht, an der Hand der ersten elf Kapitel des I. Buches der Könige einen Regentenspiegel zu zeichnen.

Der Gedanke von Kapitel zu Kapitel der salomonischen Regierung zu folgen und daran politische Betrachtungen zu knüpfen, kann abgeschmackt sein oder originell. Abgeschmackt müßte er wirken, wenn es sich um eine biblisch-erbauliche Betrachtung handelte, die zugleich den Anspruch erhöbe, politische Weisheit zu sein. Schupp war von dieser Betrachtungsweise weit entfernt. Ihm erschien Salomo als das Musterbild eines weisen Regenten und Regentenweisheit bleibt zu allen Zeiten die gleiche. Sie weiß immer für alle Vorkommnisse des staatlichen Lebens Rat und Hilfe. So sind ihm die biblischen Worte die Motto zur Darlegung seiner gewonnenen staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Einsichten. Seine Hamburger Kollegen und mit ihnen die theologischen Fakultäten zu Straßburg und Wittenberg begriffen das freilich nicht und beschuldigten Schupp einer unwürdigen Sprache bei Auslegung biblischer Texte. Schupp sagte aber wiederholt, daß er stilistisch wohl zu scheiden wisse, was geistlich und was weltlich sei. Hier spräche er als Politiker und nicht als geistlicher Ausleger. Ich habe in der Darlegung des Gedankengangs der Schuppschen Schrift den Versuch gemacht, von den Bibelworten ganz abzusehen. Man wird finden, daß es ihrer gar nicht bedarf. Übrigens können ja jederzeit die ersten 11 Kapitel des I. Buches der Könige damit verglichen werden.

„Salomo oder Regenten-Spiegel vorgestellt auß denn eilff ersten Capituln deß ersten Buchs der Königen: Andern Gottesfürchtigen und sinnreichen Politicis außzuführen und genauer zu elaboriren überlassen durch J. B. Schuppium D.“ (S. 128). Die Schrift ist dem „Grafen Christian zu Rantzau, Herrn auf Breitenburg, Stadthaltern in den Fürstentümern Schleswig-Holstein“ gewidmet. In der Zuschrift an den Grafen erklärt Schupp: „Ich halte dafür, daß keine vollkommenere Politic zu finden sey, als in der Bibel. Die Könige in Israel sind allesamt Statisten gewesen. Wer ihr Leben recht betrachtet, wird eben das darin finden was die statistische Politici im Tacito oder Machiavello

suchen. Der Teuffel ist ein Betrüger, ein Lügner und ein Mörder von Anfang gewesen. Und die Statisten sind seine liebe Getreue." Er hofft, daß durch die Grafen „andere vielmehr gesegnete Ingenia auffgemuntert werden, diesem edlen Themati weiter nachzusinnen" (I, 2). Zu Antenor kommt Philanderson, Sohn eines seiner Freunde, und bittet Antenor im Namen seines Vaters ihm Rat zu geben, wie er das „studium Philosophiae practicae, Historiarum und Eloquentiae recht angreiffen und tractiren solle." Antenor meint, das Letztere wolle er wohl thun, um so mehr, da er seiner Zeit durch „Pedantische Praeceptores in der Jugend... per tot ambages so übel angeführt worden." „Hätte ich's nochmals zu thun, ich würde es ganz anders machen. „Ich wolte den Weg gehen, den ich manchem ehrlichen Kerl gezeigt hab .. und in kurtzer Zeit thun, was ich in vielen Jahren . . . nit gethan hab" (I, 4). Doch wie kommt der Vater darauf, daß ich in Politic anleiten soll? „Weiß er nit, daß er ein alter Hofmann, ein alter durchtriebener Politicus, ich hätte bald gesagt ein alter Machiavellischer Statist sey?" Meine Meinung ist, die praktische Philosophie lernt man am besten aus der Bibel. Der scholastische Betrieb auf den Universitäten, dem des Aristoteles Ethik zu Grund gelegt wird mit allen logischen Begriffsspaltereien und Disputationen hat keinen Wert. Glaubt ihr der Protektor kümmere sich um die Herrn in Oxford und Cambridge und ihre Resolutionen. Er würde ihnen sagen: „Ich habe da 50,000 Scholaren, welche Mußqueten tragen, Kugeln im Mund und im Sack, brennende Lunden und Pulver genug, die sollen euch auff einen Syllogismus . . . genugsam antworten. Glaubet mir .. Die Studenten auff Universitäten werden mit ihrem Aristotelischen Schulwitz die Welt nicht reformiren." Da weiß ich auch ein ganz ander Mittel Politik zu lernen. Nehmet ein Buch weiß Papier und gehet durch die Welt und schreibet auf, was ihr an „actiones publicas" sehet und höret. Was sind doch die alten Philosophen z. B. Plato für Theorienreiter gewesen? Plato meint „das Mein und Dein als die Quell aller Uneinigkeit" müsse abgeschafft werden, „Mann und Weibspersonen sollen gegeneinander gemein seyn", woraus „überaus lieblich und gut Leben erwachsen würde." Ein Spatz mit seinem kleinen Gehirn ist gescheiter als Plato. Die Natur lehrt ihn sein Nest zu suchen und zu seiner Gattung zu halten (I, 6). Alle Weisheit der Politik

steht schon in den biblischen Schriften, sie ist überhaupt so alt als die Menschheit. Es ist zum Lachen, wenn die Politiker meinen, um „die Machiavellische Ratio status“ kennen lernen zu können, müsse man an einen Hof gehen. Überall gibt es Statisten in der Welt in jedem Stande, die alle ihre besonderen Standesinteressen vertreten. Die Bauern z. B. in den Vierlanden möchten nach ihrer ratio status „sich an Schinken und Metwurst satt fressen und an Hamburger Bier satt sauffen, Weib und Kind bürgerlich halten, . . . nicht viel arbeiten und der Obrigkeit keine Steuern zahlen“ (I, 7). Jeder Musquetier hat wieder seine ratio status, mit der Johannes der Täufer sich sehr eingehend beschäftigt. Und so haben sie auch alle Handwerker bis zum Scherenschleifer. All' das steht schon in der Bibel und „Thomas Lindemannus“ von Rostock hat recht, wenn er sagt „Er glaube nicht, daß ein Schelmenstücklein in der Welt geschehe, das nicht in der Bibel stehe“ (I, 8). Alle Tugenden und Laster kommen darin vor und so auch alle politischen „arcana“, namentlich in den Büchern der Könige. „Wünschen möchte ich, daß ein ehrlicher, gewissenhafter, in Welt erfahrener und nicht im Schulstaub aufgewachsener Politikus diese Bücher recht erklären möchte“ (I, 9). Es müßte aber ein „erfahrener, in Historien wohl belesener, und durch die Welt wohl getriebener Mann sein“, der dies als eine Sonntagsarbeit ansähe. Ich selbst bin dazu wenig geeignet. Aber 3 hochgestellte Freunde habe ich, die es wohl vermöchten, „die noch heutiges Tages in dem großen Weltbuch lernen, an großer Herrn Höfe leben, und täglich sehen was in Politicis für ein Unterschied sey inter Theoriam et Praxin“ nämlich H. Georg v. Bonin, Churfürstlich Brandenburgischer Geheimer Rath und Legat bei den Generalstaaten, H. Cristoph Vitzthumb von Eckstedt, Churfürstlich Sächsischer Rath und H. Sebastian Friederich von Kötteritz, Hochgräflich Oldenburgischer Rath“ (I, 10), in gar mancherlei Sendungen erprobt. Die vermöchten dies weit besser als der Italiener Markgraf Malvatzi in seinem „verfolgten David“. Wären ich und euer Vater Papisten und ich sein Beichtvater, ich würde es ihm als Pönitenz in der Beichte auflegen. „Ich versichere euch, es steckt eine überauß große Politische Weißheit in den Büchern der Königen. Allein Christus sagt Joh. 5 Scrutamini, laßt es nicht eben hin, sed scrutamini. Euer Vater, als ein alter Reinicke, der vor allerhand Fuchshöhlen

gewesen“ (II, 10) könnte es gar weit besser, als ich. Aber er macht’s wie jener Schäfer, der in der Taufe dem Teufel nicht hat absagen wollen, denn der Teufel ist ein Schelm, der einem leichtlich einmal einen Schaden thun könnte. Er denkt, sagt man viel, so muß man viel verantworten (I, 11).

Die Pflicht eines Predigers, die Obrigkeit zur Gerechtigkeit zu mahnen.

Gewiß steht es einem Theologen übel an, sich in politische Händel zu mischen „einen Fuß auff der Cantzeley oder Rathhauß, den andern auff der Cantzel zu haben. Aber das ist ihre Pflicht, Witben und Waisen und solchen die ohne Freunde und Fürsprecher sind mannlich das Wort zu reden“ (I, 13). Den Politikern ist dies zwar oft gar nicht genehm. Es gehet ihnen wie Saul, der zu Samuel sagte: Strafe mich heimlich, aber ehre mich vor den Aeltesten. „Hätte er Ehre und Reputation bey seinen Landständen und Unterthanen erhalten können, so hätte er nichts darnach gefragt, wenn er schon einen ungnädigen Gott gehabt hätte.“ „Es ist nicht genug, daß ein Prediger auf der Cantzel stehe, und eine Stund lang daher schwatze, worin sich die Unterthanen gegen ihre Obrigkeit versündigen, sondern er muß auch der Obrigkeit sagen, was ihr zu sagen ist“ (I, 14). So lange Johannes nur von andern Dingen gepredigt, stand er in hoher Gunst am Hofe des Herodes. Er thue es seinem Vater Zacharias noch zuvor. „Wie hat er doch dem Pontio Pilato, dem Hohenpriester Hannas, und den sämptlichen Pfaffen zu Jerusalem, so artige Stiche gegeben“ (I, 14). Als er aber dem Herodes selbst auf die Füße trat, „da war er kein guter Prediger mehr.“ Es wäre zu wünschen, daß bei den Lutheranern wie bei den Papisten mehr Leute aus höhern Ständen sich dem Predigtamt widmeten, die von Haus aus mehr Lebensart hätten und mehr wüßten, wie es an Höfen zuginge. Ich habe selber kein Theologe, sondern Kanzler werden wollen. Jetzt aber bin ich froh darum, daß es so gegangen. „Ein Prediger, der die Welt kennt, kann durch Gottes Segen bey großen Herrn viel thun“ (I, 15). Habe ich doch selbst einmal einem Fürsten das Gewissen so geschärft, daß alle Welt meinte, ich müßte in Ungnade fallen. Aber nach der Tafel meinte der Fürst: „Ihr habt mir heute einen prasen in Peltz geben“, worauf ich erwiderte: „Es ist mir leyd,

daß es heute morgen so übel abgelauffen. Denn ich habe auff Euer Fürstliche Gnaden Herz gezielet, und es ist nur in Beltz gangen. Obrigkeiten müssen Hunde haben, die sie zu ihrem Ampt aufwecken" (I, 15).

Gerechtigkeit erhält Volk und Land.

Wie lange besteht ein Staat? wird Remigius gefragt. „So lange als Gerechtigkeit geübt wird", antwortete er. Denn namentlich wegen „Ungerechtigkeit" straft Gott Land und Leute. Das gilt es den Fürsten in's Gesicht zu sagen, wenn's Not thut. So mußte Jeremias dem Könige Jojakim ausdrücklich sagen, er würde wie ein Esel begraben werden und sterben in der Sklaverei (I, 17).

Wert fürstlicher Autorität.

Ein Regent braucht ein sehendes Aug und ein hörendes Ohr. Er braucht aber auch Ansehen und Autorität. „Ein Fürst kan offt mit einem Quintlein Authorität mehr ausrichten, als mit einem Centner Goldes" (I, 19). Was König Gustavus und der itzige König Carolus, die beyde Schwedische Helden, mit ihrer Präsentz, mit ihrer Authorität, mit ihrem Ansehen außgerichtet wie offt ihre Person so viel gegolten, und so viel Schrecken gemacht habe als zehen tausend Mann im Feld, das ist der ganzen Welt bekandt." Autorität aber kommt von oben. Eine besondere Gnade Gottes ist es, „wenn Gott einem Regenten im Anfang seiner Regierung Authorität gibt" (I, 20). Zur Weisheit gehört auch guter Rat und glücklicher Fortgang. Wie viel Dummes haben doch die Athener gemacht, das Minerva „zu ersprießlichem Ende gebracht," denn „Gottes Weißheit und der Menschen Thorheit regieren die Welt" (I, 21). Gut Regiment bedarf aber auch gute Rät und Diener.

„Der einige Reichs-Canzler in Schweden, Herr Graf Axel Oxenstirn, hat dem Königreich Schweden mehr genützt, als eine gantze Armee. Was der König und andere Cavallier thäten mit dem Schwerdt, das thut er bey Schweden, und bei Frankreich der Cardinal Richelieu, mit der Feder. Und wann das Schwerdt und die Feder zugleich, mit tapffern und weisen Händen geführt werden, so geschehen große Ding" (I, 21). Eine Hauptkunst der schwedischen Staatsmänner ist die Schweigsamkeit, „sie machen es

mit ihren Consilia wie die Wildschützen, da Knall und Fall ein Ding ist." „Auf Universitäten hält man Professores, welche die Jugend lehren die Kunst zu reden. Es wäre gut, wenn auch Professores gehalten würden, welche lehrten die Kunst zu schweigen" (I, 21). Freilich hat ein Fürst auch „Glück und Sieg im Krieg" von nöten. Die gibt Gott, wenn er will, oft auch dem Unwürdigen. „Wenn das Glück einen Püffel krönt, so muß jederman der Kron gebührende Reverentz machen" (I, 23). Doch dient Unglück dem Verständigen zur Sichtung und Prüfung.

Der Fürst muß selbst sehen und rasch und gerecht richten.

Gleiches Recht für alle, hoch und nieder, muß des Fürsten Losung sein. Deshalb gilt's selber durch's Land zu reisen und „die Beschwerden der Unterthanen zu hören." Je kürzer dabei das Rechtsverfahren ist, um so besser ist es. Wer das nicht thut, und sich durch Mittelspersonen bedienen läßt, verfällt dabei oft in die Abhängigkeit von unwürdigen Günstlingen (I, 23).

Gute Finanzverwaltung ist Hauptbedingung richtiger Regierung.

„Vier Räder sind's, darauff ein Herr seine Wolfahrt führet." Er braucht Leute, die für die Religion, für Justiz, für den Krieg und für eine gute Haushaltung sorgen. Fehlt's an einem davon, so fehlt's an allen. Aber „eine gute Finanz ist ein Hauptstück für den Staat" [19]). „Wer hat das da klingt, der bekombt leichtlich einen der da singt" (I, 26–27). Landgraf Johann von Hessen-Darmstadt war ein solcher guter Haushalter. „Alle Morgen liesse er sich die Rechnung bringen, was des vorigen Tages auffgangen sey in Küchen und Keller" (I, 28). Das schreckte seine Leute, denn sie meinten, er sähe es alles durch, er that's aber nur mitunter. Ebenso hielt es Christian IV. von Dänemark. Und wie merkte der König auf? Er wußte genau, wie viel ein Gesandter bei der Tafel zu trinken vermöge. Daß es so schlecht um die Finanz an manchen Höfen bestellt ist, das hat seinen Hauptgrund darin, daß man keine kundigen, sachverständigen Leute, sondern „gelehrte Doctores oder Licentiati juris dazu nimmt. Allein ich habe auß Erfahrung gelernt, daß man mit Syllogismis in Barbara et Celarent, in Darapti und Felapton, und mit allen titulis et

regulis juris, keinem Herrn ein Wechsel auff Amsterdam oder Venedig machen, oder etwas auff die Tafel schaffen könne." Dazu muß man „Kauffleute nehmen, die hiebevor große Dinge gethan und zurück kommen," die wissen, was Rechtens, haben aus ihrem eignen Schaden gelernt, können sich und den Fürsten helfen (I, 29). Wer in diesen Dingen etwas verstehen will, der lerne ordentlich Arithmetik „sehet daß kein Kauffmann oder kein Jud in gantz Frankfurt, in gantz Hamburg, in gantz Amsterdam, euch im rechnen übertreffe" (I, 29). Dazu empfiehlt sich die Arithmetik des Professors zu Soroe Johannes Lauremberg (des 1659 zu Rostock verstorbenen berühmten Satirikers). Beim Rechnungsabhören aber muß der Fürst selbst zugegen sein und sich nicht durch Räte vertreten lassen, sonst erfährt er nie die Wahrheit. „Solche Edelleute und Doctores wollen dann das Ansehen nicht haben, daß sie das Einmal Eins nicht wissen, sitzen wie güldne Kälber zu Bethel und lassen sich in die Nase vexiren, wann Summa Summarum gemacht wird" (I, 29). Wer wirklich etwas versteht, kann hier leicht sein Glück machen. So ist es einem meiner Freunde ergangen, der in der Schule wenig geleistet hat, aber als Kaufmannssohn etwas vom Rechnen verstand. Der Fürst merkte dies und bald war er der erste Mann im Lande, vor dem sich alles beugte. Zur rechten Sparsamkeit gehört aber auch, daß niemand, namentlich der Kleine und Schwache nicht um das Seine gebracht werde zu Gunsten des Großen und Reichen. „Wann große Herrn in ihrer Haußhaltung reformieren wollen, so schaffen sie etwa ein paar Stalljungen ab, oder kürtzen etwa den Küchenjungen etwas von ihrer Besoldung, und nehmen dagegen einen müssigen Brodtfresser an, der die Hosen mit Gold verbremt hat, der ihm so viel nütze ist, als dem Wagen das fünfte Rat und geben ihm mehr Besoldung als zehn Küchenjungen bekommen . . . Salomo hat von solchem Mückenschmalz nicht reich werden wollen, sondern hat ohne Zweifel gedacht, komme er über den Hund, so komme er auch über den Schwantz (I, 30—31). Wenn das Auge des Herrn nicht über allem wacht, so bekommen bei Hofe Diener und Knechte nichts, während wenige sich gütlich thun nach dem Spruch, der bei Hofe gilt, daß die Offizirer zusammen halten, und der Koch zu dem Kellerknecht sagt, lösche du mir den Durst, so brat ich dir die Wurst." Bei Graf Anton Günther von Oldenburg gilt's, „daß sein Aug

seine Pferde füttert, und sein Fuß seine Aecker fruchtbar macht" (I, 32). So wird aus wenig viel und das kleine Land Oldenburg „führt fast einen königlichen Estat."

Der Fürst muß Vielgeschäftigkeit meiden.

Doch ist es nicht minder ein Fehler für einen Fürsten, alles selber besorgen zu wollen, das führt zu Geschäftsüberlastung und damit zu Unordnung. Dazu bedarf's treuer Räte, Beambte und Diener. Hält es doch der höchste Regent, Gott selber, auch nicht anders, „denn obwol derselbe alles in allem ist, auch Himmel und Erde mit seinem Wesen erfüllet, so thut er doch nicht alles ohne Mittel, sondern bedient sich in vielen der heiligen Engel, der Natur und Menschen" (I, 33). Dabei ist auch sehr zu beachten, daß nicht ein Mensch alles verstehen kann. Aber da meinen viele Fürsten, „weil sie Gott zu grossen Herrn gemacht, so habe er sie auch mit genugsamen darzu gehörigen hohen Verstand und Weißheit ausgerüstet und erleuchtet, daß sie es vor sich allein selber wol verstehen" (I, 33). So riet schon Jethro dem Moses für die geringen Sachen Richter und Räte zu setzen, und nur die wichtigern sich selber vorzubehalten. Gustav, der große Schwedenkönig, wußte das wohl und „sparte kein Geld oder Fleiß, um die alleredelste ingenia, so wol unter den Soldaten als unter den Gelehrten an sich zu ziehen, und die action, die affaire, des Königs Auffmunterung und Anweisung machten sie zu Männern, und vermehrte also die Macht des gantzen Königreichs" (I, 34).

Die richtige Auswahl der geeigneten Männer ist eine Hauptregententugend.

Was hat doch allein Alexander von Ersken der Krone Schweden für Dienste dadurch geleistet, daß man seine diplomatische Begabung rechtzeitig erkannte und ihn vom Schwert zur Feder versetzte. Er erzählte mir selbst in Münster „den Raub, den ich in Teutschland gethan habe, ist ein Brieff-Raub. Wann wir mit der Armee an einen Ort sonderlich in ein Kloster oder Jesuiter Collegium kamen, habe ich alsobald geeilet nach dem Archiv zu, und habe alle Brieffe eingepacket. Wann ich dann Zeit gehabt, habe ich sie durchgelesen, dadurch bin ich hinter so viel arcana, hinter so viel Sticklein kommen, daß ihr es nicht wol glauben könnt"

(I, 35). Bei der Auswahl tüchtiger Männer gilt es nicht kleinlich sein und etwa nur auf Adel, Stand und Landeskinder Rücksicht nehmen wollen. Ich erinnere mich, daß einem vornehmen Fürsten gesagt wurde, „Ihre Fürstliche Gnaden wolten doch die Landeskinder für andere befördern, da antwortete er, ich bedarff keine Kinder, sondern ich muß Männer haben, die da thun können, was sie thun sollen. Eine frembde Cyprische Katz die wol mausen kan, ist einem Haußvater nützlicher, als alle in seinem Hause geheckete einheimische Ratten und Mäuse (I, 36). Daran leidet das Königreich Dänemark, daß in ihm nicht leichtlich jemand in Krieg- oder Friedens-Zeiten zu hohen Ämtern employre, er sey dann ein Edelmann oder Landkind. Gerade das Gegenteil bringt Schweden in Flor, daß man in ihm nicht fragt, Wer war dein Vater? Wer dein Großvater? Sondern sie fragen, Kanst du die Dinge, darzu wir deiner nöthig haben?“ (I, 36).

Ein richtiger Hofprediger ist eine Gottesgnade.

Gut ist es und eine Gnade von Gott, wenn ein Fürst einen Hofprediger an der Seite hat, der ihm die Wahrheit sagt. „In diesem Paß pecciren die Papisten offtmals in excessen, die Lutheraner in defecten. Bei den Papisten wollen die clerici alles thun, die lassen sich offt mehr in weltlichen Händeln gebrauchen als auf der Canzel“ (I, 37). Die Politiker wollen meistenteils davon nichts wissen; nach ihrer Meinung ist das der beste Hofprediger, „der gute Gaben hat auß der Postill zu predigen, und im übrigen fünffe läst gerad sein.“ Fürwahr es gibt keinen schwerern Beruf, als einem Statisten zu Herz und Gemüt zu reden. Ein vornehmer Gesandter sagte darüber einmal zu einem Hofprediger: „Ja ich hör wohl, ihr meynet es gut. Allein ihr mögt predigen biß an den jüngsten Tag, so werdet ihr keinen Statisten bekehren, so lang er ein Statist ist. Wann Gott einen Statisten bekehren wil, so muß er ihn vom Pferd herunter werffen wie den schnaubenden Saul, daß er gantz zu Boden ligt, und nicht weiß, ob er hinter sich oder vor sich falle. Alsdann schlägt er in sich, und sagt: Herr was wiltu das ich thun sol? So lang er aber noch im Sattel sitzt, so lang meynet er die zehen Gebot seyen nicht ihm oder seinem Herrn vorgeschrieben, sondern nur den armen Bürgern und Bauern“ (I, 38) [20]). Und doch hat Gott sein Gesetz

für alle, namentlich „für Könige, Regenten und Herrschaften" als die Wächter des Gesetzes gegeben.

Des Landes Wohl der Fürsten Wohl.

„Wol dem Land, darin die Politici darnach trachten, daß Kirche und Schulen befördert, und Bürger und Bauern reich werden" (I, 39). Wo Bürger und Bauern reich sind, wo man sie nit gar zu sehr mit Contributionen außsaugt, sondern ihnen Mittel an die Hand gibt, wie die Holländer thun, da ist der Herr oder Regent auch reich" [21]). Wie schlimm steht's dagegen um ein Land, „indem Kantzler und Räte nach Machiavell oder Reinecke Fuchs sich richten", während der Predigt wohl unter den andächtigsten Geberden statt in einem Andachtsbuch in einem französischen Satiriker lesen, wie ich es in Münster mit angesehen, und es in ihrer Regierungsweise halten, wie ein bekannter Politiker und Erzahitophel gethan. Wann dieser „ein recht niederträchtig machiavellistisches Stücklein aufführen wollte," so wartete er, bis der Fürst eine Jagd oder eine andere große Lustbarkeit vorhatte. Dann erbat er sich rasch noch dessen Genehmigung zu einer notwendigen Geheimratssitzung. Ein paar junge Räte wurden insgeheim vorbereitet, was sie zu reden hätten, ein willfähriger Theologe ward beigezogen, der Direktor trug die Sache vor und befragte die jüngsten Räte. Diese stimmten, wie verabredet, der Theologe „mußte ein Sprüchlein oder ein Exempel aus der Bibel bringen und sagen, daß der König David auch einmal dergleichen gethan." Dann fragte man einen adeligen Rat, „der sich vorher bei der Tafel voll gesoffen;" und die Sache war nach Wunsch fertig. Nun referierte der Direktor dem Fürsten mit dem Bemerken, „dieses Negotium sey von geistlichen und weltlichen Räthen im Namen und mit Anruffung der heiligen Dreifaltigkeit ventilirt" und so und so für gut befunden worden (I, 40—41).

Vom königlichen Freunde.

Baco sagt in seinem Buche über die Weisheit, daß große Herren und Fürsten auch das Bedürfnis nach einem Freunde haben. Dazu wählen sie aber nicht die Begabtesten, sondern die ihnen am meisten zusagen. „Ich kan unterdessen grosse Herrn nicht verdenken, daß sie Ihn einen Freund erwehlen, dem sie unterweilens das Anliegen ihres Hertzens offenbaren, und von ihm versichert sind,

daß er ihn nicht in die Karten gucken, oder ihnen großen Schaden thun werde. Denn sie sind Menschen so wol als wir.... Darumb ist es gut, wenn sie unterweilens einen guten ehrlichen Schlucker haben, den sie wol leiden mögen, bey dem sie ihr Hertz ausschütten, und dasselbe erleichtern können" (I, 41—42).

Fürsten brauchen keinen Jägermeister, aber einen Hofnarren und gute Archive.

Zwei Bedienungen fehlten am Hofe Salomos, es gab keinen Jägermeister und keinen lustigen Rat. Das Erste ist entschieden zu loben, denn es gilt gemeinhin: „Jagen zur Lust, und den armen Leuten zu Leid, das Wild schirmen und den Leuten schaden, daran hat der Teufel Freud" (I, 42). Zudem ist es eine sehr teuere Freude, denn ein hochgestellter Mann sagte mir, vom Wild auf der Tafel komme das Pfund zum mindesten auf einen Reichsthaler. Für den Hofnarren dagegen ließe sich mancherlei sagen. Ein vornehmer Politikus meint „ein grosser Herr solle entweder historicos lesen oder Narren halten. Denn was unterweilens ein Cantzler nicht wil sagen, und was ein Hofprediger nicht darff oder sich erkühnt zu sagen, das sagt ein Narr und ein Historicus. Ein Historicus sagt, es sey geschehen. Ein Narr sagt, es geschehe noch. Man sagt, Kinder und Narren sagen die Warheit. Weil nun Cantzler und Räth oder andere Grandes, Hofprediger und Superintendens nicht wollen für Kinder oder Narren angesehen werden, daher kombt es, daß grosse Herrn so selten die Warheit hören." Wer aber recht und gerecht regiert, der braucht die Wahrheit nicht zu scheuen. Deshalb sollen es sich Fürsten und Herrn eine Sorge sein lassen, wohlangelegte Archive, richtige Protokolle, eine zuverlässige Geschichtsschreibung zu schaffen, damit ihr Ruhm noch in spätern Zeiten verkündet werde (I, 44).

Fürsten sollen gute Nachbarschaft halten.

Salomo hielt mit Hiram gute Freundschaft, das gehört sich unter Nachbarn, nur so können Handel und Wandel gedeihen. Denn woran das eine Land Überfluß hat, daran gebricht's dem andern. „Es scheint daraus Gottes sonderbare Providenz, daß gleichwie in einem Lande nicht alles wächst, also kan man an einem Orte offtmals nicht das thun was am andern geschiehet. Als zum

Exempel, daß man zu Hamburg nicht kan Honigkuchen machen wie zu Nürnberg, und daß man zu Nürnberg nicht kan Bier brauen wie zu Hamburg. Man versucht zwar offt etwas anderswo nachzumachen, allein es ist doch ein Unterschied zwischen einer Copey und dem Original" (I, 47).

Kirchenbau und Emblemenschmuck, deren Nutzen für Kirche, Schule und Haus.

Salomo ließ den Tempel schön auszieren. Auch ich habe seinerzeit dem Fürsten Johann von Hessen einen Riß zu einer Kapelle in Braubach entworfen, „darinnen die gantze Theologia durch schöne Figuren und Gemälde könnte repräsentirt werden." Aber Fürst Johann starb vor der Ausführung — „die Kirchen werden heutiges Tages bey den Lutheranern nicht recht erbaut" (I, 48). Die alten Kirchen sind unter dem Papsttum erbaut nach den damaligen Bedürfnissen. Für das Predigen sind sie darum nicht eingerichtet. „An den Säulen und Pfeilern stösset sich des Predigers Stimm, daß nicht alle Leute in der Kirche recht hören können . . . Wenn ich einem grossen Herrn diente, der eine Kirche wolte bauen lassen, so wolte ich ihm rathen, er solle nicht viel Geld unter die Erde stecken, um grosses Fundament zu legen. Ich wolte rathen, daß die Kirche achteckicht oder rund gebauet würde . . . und die Cantzel solte in der mitten stehen." Hätte ich genügend Geld, ich ließe mir ein Cabinet mit den herrlichsten Emblemen verzieren, dahin ginge ich zu beten. Im Kleinen habe ich das in meinem Avellin in Marburg gethan, das der leidige Krieg zerstörte (I, 49). Man unterschätzt überhaupt viel zu sehr die Bedeutung der Abbildungen für Schule und Haus. Der ganze Unterricht, der jetzt „eine carnificina oder ein Schinderey und Bütteley", würde ein Spiel und eine Lust werden. Hätte ich den alten Merian gekannt, „ich wolte ihm eine invention . . gezeiget haben, wie er die gantze Bibel in 4 grosse Tabellen bringen könne" (I, 50). Ebenso ließen sich Chronologie, Geographie, Sprache und Philosophie auf's nutzbringendste behandeln. „O daß die Sahlbader, die Jesuiten, sich nicht besser angriffen, allerhand Ding zu excoliren, und ihnen besser nachzusinnen. Sie sind ohne alle Sorge und mangelt ihnen nichts. Aber wenn schon bei den Unsrigen ein ehrlicher Kerl etwas thun wil, so mangelt es ihm bald hier, bald da, an Mitteln und

Beförderung! Fragt ihr warumb unter den Lutheranern wenig Aristoteles gefunden werden? Darumb, weil sie keinen Alexandros antreffen können. Die Jesuiten aber haben Leute, welche ihnen mit aller Beförderung an die Hand gehen. Allein mich wundert, daß sie nicht mehr thun als sie thun ... O ihr müssige Jesuiten.. Ein Zwerch, der auff eines Riesen Schultern steht, kan ehe über einen Zaun als ein Riese selbst. Ihr habt so vieler gelahrten Leute inventiones für euch, ihr stehet auff ihren Schultern, so sagt uns doch auch einmal etwas was ihr gesehen habt, das die Alten nicht gesehen haben? .. Ich bin kein gelehrter Mann. Allein ich habe allerhand Thorheiten in der Welt gesehen und versucht, und weiß was Pedanterey sey und nicht tauge" (I, 51). Für mich ist's zu spät, die Studien wieder von vorne zu beginnen, aber mich dünkt, „ich wolle es einem andern sagen, wie er es machen solle um Zeit, Mühe und Geld zu sparen . . . Wann ich einen vornehmen Herrn antreffen könnte, der etwas darauff spendiren wolte," wie es Comenius mit van Geer geglückt, „ich wolte mit Gottes Hülffe zeigen, was man in kurtzer Zeit bei der Jugend mit Lust und Liebe thun könne... Allein, wer ist unter den Lutherischen grossen Herrn, der solche Ding achtet?" (I, 52) [22]).

Erst Kirche und Schule, dann Haus und Keller.

Kommt man heutigen Tages in eine durch Krieg zerstörte Stadt, so kann man wohl Wirtshaus und fürstliche Kellerei wieder in bestem Stande finden, „aber die Kirche . . hat kein Dach, die Schule keine Wand oder Fenster." Und doch gibt's von den Vorfahren her so viele Stiftungen, aber „das verwenden die Fürsten offt zu weltlichen Dingen" (I, 53). „Ich mag nicht hören, wenn man unterweilens sagt: Der und der Fürst hat zu Luthers Zeit die und die Schule gestiftet! Ja wohl gestiftet!" Aber es ging dabei zu, wie es dem Kaufmann mit seinen Mandeln und dem Gott Merkur ergangen. Der Kaufmann hatte dem Gott wohl die gefundenen Mandeln gelobt, aber erst unterwegs eine nach der andern verzehrt; wie er nun zum Altare kam, machte er eine tiefe Verbeugung und opferte dem Gotte die Mandelschalen. „Ebenso kombt mir dieses Stifften für, welches mancher grosse Herr nach Lutheri Reformation angefangen hat. Wann sie die Wildbahn, Fischereyen und andere gute Intraden zu sich gezogen," glauben sie den Himmel zu verdienen, „wenn sie

ein paar Schulmeister erhalten, und legen ihnen Eselsarbeit auff und geben ihnen Zeißleins Futter" (I, 54). Manche Fürsten, wie in Hessen und Württemberg, haben sich ja besser gehalten, die „ihre Klöster aus dem abusu in den rechten usum bracht . . ., also daß das Herzogthumb Würtemberg ein rechtes Seminarium der Evangelischen Religion." Aber wie sieht's an andern Orten aus? „Da hört man Hunde heulen, Pferde schreien, Jäger Hörner blasen, und das heißt dann reformiert!" (I, 54). Freilich sind die Kirchengüter während des Pabsttums mißbraucht worden. Allein wenn man den einen Mißbrauch mit dem andern vertauscht, so heißt das den Teufel mit Belzebub austreiben. „Allein wer wil dem Löwen den Raub abjagen" (I, 54).

Wie man vernünftig bauen soll.

„Viel stattliche Gebäu sind also gemacht, daß man siehet, wie kein Geld, sondern nur Vernunfft daran gesparet worden" (I, 55). „Ein grosser Herr sagt einmal, Im Bauen sol man sehen erstlich . . auf die Bequemlichkeit, zum andern, auff Nothwendigkeit, zum dritten auff Zierde und plaisir" . . Ein Bauherr zu Hanau sagte einst zu mir: „Wenn man in ein Hauß komme, und wolle wissen, ob der Bauherr sich auff das Bauen verstanden hab, so sol man Achtung geben auff drey S. wie nämlich die Stegen, die Schornstein, und die Secret, beschaffen seyen? Zu Frankfurt am Mayn und anderswo, hab ich viel schöne Häuser gesehen. Allein sie hatten ein Geruch so wol als angezündeter Weihrauch, es roche aber nicht so lieblich und anmuthig als Weihrauch. Uber das muß man auch im Bauen sehen auff Gesundheit, daß man nicht baue auff sumpffige ungesunde Oerter" (I, 55 u. 56).

Wie man Handwerk und Kaufmannschaft fördert?

Ich habe seinerzeit dem Grafen Philipp von Waldeck geraten, doch ja nicht alle Bürgersöhne von der Schule auf Universitäten zu schicken, sondern den einen nach Augsburg, den andern nach Nürnberg, den dritten nach Frankfurt, den vierten nach Hamburg um dort Manufaktur und Handwerke zu lernen. Die brachten dann alle diese Kunstfertigkeiten wieder in das Land. „Wer die Kauffmannschaft befördern, und Geld in ein Land tragen wil, der sehe, daß er gute Künstler, gute Handwerker hinein bringe [23]).

Woher ist das Ulmer Geld kommen, als von Handwerksleuten, sonderlich von den Barchenwebern? Woher ist Nürnberg auff dem magern und sandigen Boden so groß worden? .. Es kan eh ein guter fleissiger Handwerksmann zu Hauß und Hoff kommen, als ein gemachter Graf zu einer Grafschafft. Ich halte mehr von einem guten Künstler, von einem ingeniosen Handwerksmann, als von zehen halbgelehrten Doctorn oder Licentiaten. Mancher meynt, der sei nur für einen weisen mann zu halten, der auß dem Syntax wisse die Regel, Nominativus praecedit, oder der auß dem Ramo wisse zu sagen, qualia sunt argumenta logica: Pater habet filium? Die Niederland sind hiebevor in geringem Zustand gewesen.. Die Noth hat sie gezwungen, auff extraordinari Mittel zu dencken, sie haben ihre Kinder allerley Kunst und Handwerck lernen lassen... Nur die Kauffmannschafft und Schiffart hat gemacht, daß sie nun mit den Einkünfften ihres Landes nicht zufrieden sind, sondern... neue Königreiche suchen wollen" [24]).

Mehr Handwerk, weniger Studium.

„Wie merklich ist das Königreich Schweden in kurtzer Zeit verbessert worden durch die Manufakturen und Handwercks-Leut? Es wil heutiges Tages eines jeden Bauern Sohn studieren, hernach lauffen sie durch die Welt und betteln, und klagen, daß es ihnen an Promotion mangele. Warum lernen sie nicht neben den freyen Künsten ein Handwerck?" (I, 59). Das haben Apostel, Fürsten und Herrn früher zu ihrem Heil gethan... Es ist wahr, ohne Protektion findet nicht leicht einer eine Stelle, und wie muß er sich bücken „für einem kahlen Dintensieder, für einem Schreiber oder Stiefelschmierer" und welche entehrende Bedingungen sich gefallen lassen! „Wann ich meine verflossene Jahre wider herbey bringen, und mein Leben auffs neu anfangen könnt, wolt ich neben den studiis ein Handwerck lernen, und wenn mich die undankbare, gottlose Welt verfolgte, wolt ich mahlen, oder den Leuten Purgationes eingeben, wie der Evangelist Lucas, oder wolt Teppich machen, wie Paulus, wolte mich an der Politicorum und Weltkinder Gunst oder Ungunst nicht kehren" (I, 61).

Entheiligung der Sonn- und Festtage.

Ein großer Gräuel in christlichen Landen ist die Entheiligung der Sonn- und Feiertage durch die Messen und Märkte. Es ist

kein Feiertag im Kalender, auf den nicht da oder dort ein Markt u. s. w. träfe. Diese Entheiligung wird auch dadurch nicht besser, daß man sagt, es sei ein altes Herkommen. „Ich möchte wünschen, daß ich einmal predigen dürfft an einem Ort, da der Römische Kayser, alle Geistliche und Weltliche Chur-Fürsten und Stände des gantzen Römischen Reichs versamlet wären, ich wolte sie ein wenig fragen, warumb sie sich custodes utriusque Tabulae Decalogi nennen lassen? . . . Warumb last ihr Herrn . . dem Herrn seinen Tag so liederlich stehlen durch Jahrmärkt, und andere Üppigkeit? . . . Wann ich jetzo einmal bei Papst Alexander wäre, so wolte ich sagen: Domine Papa Alexander, ich bin derjenige, welche Eure Liebe, Getreue zu Münster einen Ketzer nannten, der die Leute verführe, und endlich von ihm außsprengten, er sey toll . . . Ich lebe, Gott Lob annoch, und bin gesund. Ich bilde mir zwar keine grosse Weißheit ein, aber ich bin gleichwol, Gott Lob, nicht toll… Hört Pabst Alexander, hat euer Antecessor Pabst Gregorius . . den Calender reformirt, so reformirt ihr ihn weiter, und helfft, daß die Jahrmärkt auff den Sonntagen und Feyertagen abgeschafft werden. . . Welcher Jud thut an seinem Sabbath, was zu Rom und anderswo geschiehet am Sonntag?" . . Daß das möglich, hat Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt erwiesen, der alle Märkte vom Sonntag auf den Mittwoch verlegt hat. (I, 71 u. 72).

Der heillose Zustand der Kirchengüter.

Wie viel Geld und Gut hat Kaiser Karl „zu Beförderung der Kirchen und Schulen gewidmet." Und was thut der Adel heute? Er stiftet nichts und „hilfft selbst die Allmosen fressen" . . . (I, 73). „Es macht mancher grosse Herr viel Wesens von dem Jure Episcopali. Allein, die lieben Herrn werden am jüngsten Tag erfahren, „was sie von dem Jure Episcopali vor Rechenschaft zu geben haben." Neulich hatte ich einen schweren Traum. Ich spatzierte im Feld. Da begegnete mir „ein grosser Troup Reitter, lauter ansehnliche Leut . . von einer halben Riesen Art . . . allesambt mit grossen langen Bärten, mitten in . . Kürassen, und hatten grosse Schlachtschwerdter bey sich." Es war Kaiser Karl der Große mit den Seinen, der Rundschau halten wolte im Reich. Wider Willen mußt ich mit und Red und Antwort stehen.

Wir kamen in ein katholisch Stifft. Da wimmelte alles von Konkubinen. „Der Kaiser schüttelte den Kopf, und redete etwas insgeheim mit den Canonicis . . . daß sie sehr schamroth wurden“ (I, 75). Da kamen wir in ein „reformirtes“ Stift. Da der Kaiser hörte, daß die Stiftsherrn rein gar nichts thun, da brach er los: „Ich seh wol, Kleider auß, Kleider an, Essen, Trincken, Schlaffen gahn, das ist Arbeit, welche die Lutherischen Thumherrn han. Ich bin im Regen und Schnee herumb geritten, ich hab mein Leib und Leben gewagt, und was ich mit meinem Schwerdt erworben hab, davon hab ich Kirchen und Schulen erbaut und hab Leute darein gesetzt . . zu dem End, daß sie und ihre Nachkommen die Leut . . . recht unterweisen sollen, und ihr Blackscheisser wolt mit Müssiggehen verfressen, was . . zu erwerben so blutsauer worden ist? . . . Fangt mir eine gute Trivial-Schul an, . . daß mein Allmosen nicht gantz und gar mit Sünden gefressen werde“ (I, 75). Da kamen wir zu einer Deutschherrnkommende und berichteten dem Kaiser viel Gutes von den Großthaten dieses Ordens im Krieg und Frieden, wie er dem Deutschtum im Osten Boden gewonnen und wie er nur Deutsche vom Adel aufnehme. „Ey“, sagte der Kaiser, „ich bin kommen, das Orientalische Kayserthumb wider einzunehmen, welches der Türck, der Bluthund, der Christenheit entzogen hat. . . . Ich muß die Teutsche Ritter, sonderlich diejenige, welche sich Evangelisch nennen, mit in Krieg nehmen, und wil unterdessen an diesen und andern Orten gute Ritterschulen anstellen, daß der Edelleut Kinder gut erzogen werden, damit ich ihrer in Krieg- und Friedens-Zeiten wol gebrauchen könne. Wann nun ein Ritter . . . im Krieg . . . krumm oder lahm geschossen wird, so wil ich schon Anstalt machen, daß er an einem solchen Ort seinen guten Unterhalt haben sol, wie ein Cavallier in Holland, und sol nicht nöthig haben, sich eben todt zu sauffen“ (I, 77). Wieder in einem andern Stifft wolte man einen jungen strebsamen Menschen, der auf Universitäten studiern wollte, um ein nützlicher Mann für Fürst und Land zu werden, seine Pfründe nicht anders genießen lassen, als wenn er im Stifte lebe, wo er sein Studium nicht fortsetzen konnte. „Der Kaiser . . wurde über alle maßen zornig . . und sagte: . . . Wozu können die Vicariat besser gebraucht werden, als daß arme Studenten auff Universitäten davon leben“ (I, 79). So kamen wir nach Bremen-Verden. Die dortige

schwedische Verwaltung aber wollte dem Kaiser gar nicht gefallen. „Nein, ihr redliche und Edle Nordische Helden, das gehet nicht an.. Ich muß sehen, daß ich euch überrede, daß ihr diese geistliche Güter aus dem Mißbrauch wiederumb in den rechten Brauch bringet.“ Und wiederum befiehlt der Kaiser ein Hospital für verdiente Krieger und eine Ritterschule einzurichten, um „darin den königlichen Prinzen (spätern Karl XI.) . . der allbereit in der Wiegen stattliche Anzeigungen von sich gebe, daß ihn ein großer Held gezeugt habe und daß einer unter seinen Voreltern Römischer Keyser gewesen sey (Ruprecht von der Pfalz) . . und der vornehmsten Schwedischen Reichs = Rath Kinder nicht Schulfüchssisch, sondern Königlich und Fürstlich und ihrem Stand gemäß“ aufzuziehen (I, 80). Gegenwärtig werden Fürsten und Herrn auferzogen, als solten sie alle „Schulfüchs“ werden und einmal eine „Grammatik“ schreiben. Erzieht man doch ein edles Turnierroß anders als ein „Bauernpferd“ für einen „Mistkarn“ . . . „Was vor einen unschätzbaren Ruhm würde eine solche Erziehung in gantz Septentrion bringen. Ich halte darfür, daß das Robur Summi Imperii vor dem jüngsten Tag werde im Septentrion seyn. Wie die Religion und die Musa von einem Ort der Welt zum andern vagirt, also hat auch das Summum Imperium vagirt. Ich halte darfür, daß Gott in der alten kalten Welt vor dem Jüngsten Tag, in den kalten Nordländern werde seine Kirche und Gemeine groß machen, und auch noch einen gnädigen Anblick im Orient thun. Ich wünschte nur, daß die grossen Herrn in Septentrion mögen wol erzogen werden... Und wann sie das thun wollen, so müssen sie nicht Schulfüchs zu Präceptoren gebrauchen, sondern Leut, welche Gott und die Welt kennen (I, 81)... Aber ich sehe wol, wann heutiges Tages ein Lumpenhund ist, der weder zu sieden noch zu braten taug, den macht man zu einem Schulmeister“ (I, 82). Und doch liegt so viel an Schule und Erziehung! „Wann grosse Herrn und auch gemeiner Leut Kinder recht aufferzogen würden, so hätten wir innerhalb zwantzig Jahren eine neue Welt“ . . Es ist die Jugend hohes und geringen Standes gleich einem Wachs. . . Was man einmal in Wachs drücket, das bleibet wol. Die Jugend ist gleich einem neuen Hafen oder Geschirr, was einmal drein gegossen wird, davon es den Geschmack an sich nimbt“ (I, 83). An zwei schweren Gebrechen leiden die gegenwärtigen Zustände, die geistlichen Güter

werden ihrer Bestimmung entfremdet, Kirchen, Schulen und Notleidenden zu dienen und nutzlos vergeudet, und das jus episcopale wird von den Fürsten und Herrn willkürlich und ungerecht ausgeübt [25]). Wer ihnen die Wahrheit sagt, den jagen sie davon (I, 85—89). Mit einer Aufforderung gegen die Türken zu ziehen „das Orientalische und Occidentalische Kaisertumb“ wieder zu vereinen, reitet der Kaiser mit seinem Gefolge davon (I, 90).

Ein schlagfertiges Heer sichert den Frieden [26]).

„Ich habe mich offt darüber verwundert, daß die Schweden ihre schöne Armee, darunter mancher gemeiner Reuter war, der mehr gesehen und erfahren hatte, als hiebevor . . ein Obristen, nach dem Münsterischen Friedensschluß abgedanket haben. Dann das hätten sie leicht denken können, daß, nachdem sie so viel herrliche Vestungen quitirt, Mißgunst und cupido vindictae (Revancheverlangen) ihnen auff den Fuß nachfolgen werden“ (I, 91). Cromwell durchschaute da die Verhältnisse weit schärfer. „Ich sehe wol, der Protector Cromwell verstehet besser, wie man mit seinen consiliis durchdringen könne, wenn man 50000 Schreiber bey sich hat, welche an statt Dintefasses Mußqueten und brennende Lunde brauchen“ (I, 93). Zu einem schlagfertigen Heer, das Land und Leute beschützen kann, gehören aber Proviant- und Zeughäuser. Der Jesuit Caussinus hat vollkommen recht, wenn er dringend anrät in Friedenszeiten das Heerwesen nicht verfallen zu lassen. Sagt man, was versteht ein Pfaff vom Kriegswesen, so bedenke man, daß mancher einer ganzen Armee einen guten Rat geben kann, der deshalb noch lange nicht zu einem „Corporal“ gut wäre (I, 93).

Schiffahrt fördert Handel und Reichtum [27]).

Nichts bringt eine Stadt oder ein Land rascher zu Wohlhabenheit und Reichtum als Schiffahrt. Das lehren uns besonders die Holländer „die Schiffart macht, daß in Amsterdam ist klein Asia, klein Africa, klein America, klein Europa. Die Schiffart macht, daß Hamburg ist klein Spanien, klein Portugal, klein Frankreich, klein Engelland, klein Holland, klein Schweden, klein Dänemark und Norwegen. Was die Natur solchen Städten versagt hat, das erlangen sie durch Schiffahrt. . . Hierinnen muß ich loben der Holländer Prudentz, welche, was die Natur angefangen hat,

durch Kunst und Fleiß verbessern.“ Wie ich in Holland (c. 1635) war, konnte man noch nicht von Leiden bis Haag zu Schiff kommen, jetzt geht jede Stunde ein Schiff zwischen diesen beiden Städten (I, 93)... „Warumb solte nicht mancher Fluß in Teutschland auch durch Kunst und Fleiß können verbessert und navigabel gemacht werden? . . Warum dencken die ehrlichen Hessen nicht darauff, wie sie . . den Lähnstrom (Lahn) können navigabel machen biß Coblentz, also daß sie könten von Coblentz gehen in den Rhein, und hernach in die See?“ (I, 94). Eine Beruffung auf unsere Vorfahren wäre da von übel. Strebten wir nicht weiter, wir säßen heute noch in der Arche Noa [28]). „Die Alten haben Eicheln gessen. Wir lassen die Säu Eicheln fressen und essen dafür ein Stück Weitzen- oder Rockenbrodt.“ Sollen wir deshalb etwa mit Armbrust oder Schleuder aufziehen, weil David und Goliath solche geführt. Damit spielen heut zu tage die Kinder, die Männer aber bedienen sich der „Pistolen, Mußqueten, Carthaunen . . und Granaten“ (I, 94). Vergessen wir aber nicht, daß die Schiffahrt nicht nur irdischen Gewinn bringt. „Bißher ist in Grönland mancher grosser Walfisch gefangen worden ... Jüngst sind etliche Personen auß Grönland der jetzregierenden Kgl. Majestät in Dänemarck zugeschickt worden.“ Die sollen im Christentum unterrichtet und wieder dahin gesendet werden (I, 95).

Wie der Hofhalt, so der Haushalt des Landes.

„Wann der König, seine Diener und Räthe weiß, verständig und geschickt sind, das ist eine große Zierde einer Königlichen Hoffstatt. Der Fürst ist nicht tauglich, Land und Leute zu regieren, der an Tugenden nicht weit ansehnlicher sey, als ander gemeine Leut. Ein solcher Fürst wird darauf zu halten wissen, daß er tüchtige Räthe habe, verständig, geübt und erfahren, die gegen die Unterthanen sich redlich und freundlich verhalten“ (I, 97). Zum Regieren genügt's nicht zu wissen, „wie es die Vorfahren gemacht haben, sondern ein Fürst muß auch für eigene Person weise und verständig sein. Ein ungeschickter Regent . . ist wie eine Sackpfeiffe, welche klingt, wie man dreinbläset.“ Ein verständiger Fürst verbessert die Landeskultur, indem er selbst mit gutem Beispiel vorangeht. So loben z. B. prächtige und nützliche Bauwerke ihren Erbauer. In anderer Weise nützte mein hochseliger Herr Landgraf Johann, „der

liesse nicht allein zu Braubach, sondern auch in der Herrschafft Epstein, gantze Felder mit Reben von Muscateller Art besetzen. Ich zweifle nicht daran, die Trauben werden eine bessere Art haben, als der alte Kratzenberger zu Renns und zu Lohnstein oder zu Lorsch im Epsteiner Lande" (I, 98). Schattige Lustgärten und Parkanlagen verschönern und zieren ein Land, die Einführung fremder Gewächse, Kräuter und Blumen erfreut und bringt Nutzen. Doch erinnere ich mich „daß, da ich in Holland studierte, eine sonderliche Pest unter den reichen Leuten war, wegen der Schildereyen und Tulipanen." Es war „ein rechter Schwindelgeist", der damals die Holländer diese Blumen so über alles Maß verehren und mit hoher Summe bezahlen ließ (I, 99). Nichts trägt zum Wohlstande mehr bei als „herrliche Fischereyen und lustige Wälder" (I, 100). Fischteiche kosten wenig und bringen leichten und „bahren" Ertrag. „Was wären wir" aber, „wenn wir kein Holtz hätten? Was macht die Hollsteinischen Edelleute reich, als das sie Holtz, Wildprät und Fische zu Hamburg und Lübeck so theuer verkauffen können?" (I, 101). Wie mancher Fürst in Oberdeutschland könnte seinen ganzen Hofstaat davon erhalten, wenn er das Holtz in Hamburg verkaufen könnte, das ihm nutzlos in seinen Wäldern zu Grunde geht.

„Daß ein Herr gute Ordnung bey der Tafel halte, das ist ein heimlicher Schatz seines Landes" (I, 104). Salomo hat recht in seinem Prediger: „Wohl dem Lande, des Fürsten essen zu rechter Zeit, zur Stärke und nicht zur Lust." Da lobe ich den großen Helden Gustav Adolf, „der aß eine Schüssel gekochten Reiß und ein gebacken Kapaun und machte kurtze Arbeit. Fürst Heinrich Ludwig von Nassau-Dillenburg und mein hochseliger Herr Landgraff Johann blieben immer bei ihrem ordinari tractament. . . Wir Privatleute aber, sonderlich das Frauenzimmer, meynen offt, wann ein guter Freund uns ohngefähr besuche, so müsse man alsbald zehen Pastetenbäcker, und zehen Bratenwender holen lassen. Ich bin allezeit der Meinung gewesen, wenn jemand zu mir komme, und mein Freund sey, so nehme er vorlieb mit dem Brod, das ich hab. Ist er aber nicht mein Freund, so ist er auch nicht werth, daß er das wenige Brod mit mir fresse, damit ich mich contentire" (I, 104). Es liegt viel daran, daß alles zu rechter Zeit bei Hofe geschehe, die Einhaltung der Tafelzeit ist sehr wichtig. Fehlt es hierin, so fehlt

es gewiß auch an Zeit zu allen Regierungsgeschäften. „An verschiedenen Teutschen Höfen ist vor diesem gar keine Zeit und Ordnung in der Speißung in acht genommen. Die Herrn, so debauchirtes Leben geführet, haben bißweilen auß dem Tage die Nacht, und hiewider auß der Nacht den Tag . . . gemacht, da ist man insgemein den Abend für neun oder zehen Uhr nicht zur Tafel gesessen. . . Hinwider die beste von Gott zur travaille und Arbeit, sonderlich gewidmete Frühstunden . . . verschlafen . . . alle Geschäfte ruhen und in confussione stecken lassen. . . Also ging es vor Zeiten in der Welt. Ob es noch also ergehe, das weiß ich nicht" (I, 105). Menschenkenntnis gehört zu einem Fürsten, er muß jeden dazu gebrauchen, wozu er paßt. Da kenne ich einen Hof, an dem ist alles ganz vortrefflich zusammengestellt. Neben einem bejahrten, hitzigen Juristen, „der allenthalben mit dem Kopff hindurch wil," ein Herr vom Adel „ein rechter Statist, in allen seinen Actionen kaltsinnig. Der Cammer = Secretarius wol studirt . . gereist . . fremder Sprache kundig, präsentirte eine ansehnliche Person," daher zu Gesandtschaften wohl zu gebrauchen. Der Hofmeister, ein Weltmann, ließ niemand Durst leiden, während der Cammerschreiber in „Finantzereien" so abgerichtet war, „daß ihn kein Jude von Frankfurt betrügen konte" (I, 106).

Ein Fürst darf aber auch nichts für zu gering halten, auch nicht seiner Diener Kleider. Es mehrt sein Ansehen und ehrt ihn, wenn seine Dienerschaft stattlich erscheint. Wallenstein hielt für seine Person wenig auf Kleider, „aber seine Diener hat er sauber gehalten. Wo man dem Pagen, der vor der Tafel auffwartet, die posteriora analytica Aristotelis besehen kan, das ist die rechte Höhe" (I, 107).

Über alle dem wird aber ein guter Fürst nicht versäumen, daß der Furcht Gottes an seinem Hofe nicht vergessen werde, „daß der Gottesdienst an seinem Hofe mit guter Ordnung und zu rechter Zeit bestellet sey. In diesem Stück wird der christliche Held, Hertzog Ernst zu Gotha, noch manchen Lutherischen Fürsten und Herrn am jüngsten Tag schamroth machen." . . „Summa, wer in ein jeglich Hauß kömmt, und wil wissen, wie die Haußhaltung geführet werde, der sehe wie man sich zum essen und zur Kirchen schicke. . . Drumb wo der Gottesdienst nicht recht bestellet wird . . . da folgt allerhand Thorheit, Ungehorsam, Untreue und andere

Confusion in allen Ständen" (I, 110). Wo es dagegen an einem Hofe wie zu Gotha bestellt, da steht es gut. Und doch ist es ein altes Wort: „Wer nahe bey Hofe, der sey nahe bey der Hölle." Es ist wahr, nach dem der Hof ist, oder nach dem der Herr ist. „Ist" aber „der Herr Tugendhafft, so ist der Hof eine rechte Schule aller Tugenden. Und wer nicht an grossen Höfen gewesen ist, der kennt die Welt nicht recht." Darum glücklich der Hofmann, „der einen verständigen Herrn antrifft, auß dessen tugendhafften Actionen und Discursen er täglich etwas gutes lernen kan." Was wird oft Thörichtes bei Tafel geredet und erzählt? Wann aber ein Fürst „eine Fabul erzehlet, und mit andern circumstantiis amplificiret und auff das vorhabende Werck applicirt," damit richtet er mehr aus, als mit aller Weisheit des Aristoteles oder Ciceros (I, 111).

„Ein weißer Regent kan seinen Dienern und Unterthanen leicht zu Brodt helffen. .. Hierinne ließ König Gustavus .. seine Weißheit sehen, der brachte einen hauffen schmutzige Kerle auß Schweden herauß und wie die Printzen zogen sie wieder hinein" (I, 112). Geld ist zu allem nötig! „Das ist ein künstlicher Bergmann, der Kupfer in Silber und Gold verwandeln kan. Ein Fürst muß wissen, was in der gantzen Welt Lauff und Kauff sey, wie andere Völcker negotiiren." Er muß seinen Leuten zeigen können, wie sie zu Geld kommen können, denn ohne dies Metall gibt's kein Fortkommen in der Welt. Die Hessen bauten z. B. Tabak und verkauften ihn nach Hamburg. Dadurch gewannen sie viel Geld. Wenn sie statt Getreide „Anis und Fenchel" bauen und hieher vorführen würden, sie könnten noch weit mehr erlösen. „Das ist meine größte politische Faute, die ich begangen, daß ich bißher das Geld so gering geachtet habe. . . Allein ich sehe nun, daß man ohne Geld nicht könne fortkommen in der Welt. Wenn ich jetzo nur kahle 20000 Reichsthaler hätte, ich wolte Ding thun, darüber sich die Welt verwundern solte, und solte der gantzen Christenheit damit gedienet seyn. . . Einst wollte der alte Doria einen harten Felsen durchbrechen lassen. Man sagte, es wäre unmöglich, aber Doria sagte: „Mein Geld ist noch härter!" Geld machen ist der Politicoren höchste Kunst und Weißheit." „Geld ist gemeiniglich aller Reichstag und aller Landtag Ende und Schluß. Geld machet Soldaten" (I, 113). Geld machet gelehrt,"

daher die vielen Doctores und Magistri. Da zündet man bey hellen Tag Fackeln an, damit man ja die ungelehrte Doctores und Magistros sehen könne“ (I, 114). „Ich denck itzo an einen guten Kerl, der sagete, er wisse nicht, wie ihm sey. Wann er nur einen Rosenobel im Sack hab, so sey er viel mutiger, viel ingenioser, alle discurs gehen ihm besser von statten, als wenn er nichts habe. Drumb geb ich euch heut einen Theologischen und einen Politischen Raht. Einen Theologischen, daß ihr allezeit mit Salomo betet, Armuth und Reichthumb gib mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Theil dahin nehmen. Einen Politischen, daß ihr einmal einen gewissen Herrn suchet, der eure Qualitäten aestimiren könne. Grosser Herrn Dienst werffen etwas auß, wenn nur die Herrn Mittel haben“ (I, 115).

Wer ist der beste Alchymist?

„Ich halte sonst viel von der Chymia, und halte, daß keiner die Physic recht verstehe, als wer die Finger in die Kohlen steckt. Was nun auff Universitäten gemeiniglich daher schnackt auß Aristotele, das sind nur petantereyen, und weiß ein Bauer auß der Erfahrung mehr zu reden von natürlichen Dingen, als ein solch animal disputax . . . Die Physic bringt einem Politico großen Nutzen . . Der Mensch ist die kleine Welt. Wer recht verstehet die Natur des Menschen, der verstehet die große Welt . . Ich halte nicht dafür, daß der Teuffel etwas thun könne Supernaturaliter. Denn sonst wer er allmächtig. Sondern ich halte dafür, was er thue, das thue er ex Principiis Physicis. Wann wir nun die Physic so wol verstunden als er, so könten wir solche Ding thun, welche die Leut würden für Wunderwerk halten“ (I, 116). So ließen sich Reichtümer erwerben für Land und Leute, aber nicht durch die abgeschmackten Fabeln der Alchymisten.

„Das heutige Goldmachen ist eine Kunst ohne Kunst, deren Anfang bestehet in vielem schwetzen und versprechen, das Mittel in Lügen und Auffschneidereyen, das Ende im betteln“. Vor solchen Betrügern gilt's sich zu hüten. „Ihr gantzes Werck ist nichts anders, als multiplicatio totius per nullum“ (I, 118). Dagegen halt ich die Leut für klug, „welche sich begeben auff die Alkühmisterey, und auß Kühmist Gold machen.“ Ein ander gut Mittel des Golderwerbs ist, die Bergwerke mit allem Fleiß zu durchforschen

und auszubeuten. „Es hat mir ein vornehmer Mann gesagt, daß hiebevor die Holländer viel Schiffe in Schweden von solchen Dingen pallasirt haben, welches lauter Silber Ertz gewesen sey, welches sie hernach ihnen zu Nutze gemacht, und in Holland geschieden haben" (I, 120). Dagegen ist es eine böse Kunst, die Münzen zu verschlechtern. Zu den 3 Dingen, die Landgraf Philipp von Hessen als Kennzeichen eines guten Fürsten rühmt, gehört neben „Wort halten" und „Sicherheit von Weg und Steg" „was er für Münzen schlage?" (I, 121). Statt sich durch Kippen und Wippen um allen Kredit zu bringen, fördere er vielmehr den Kredit durch Begünstigung von Großhandel und Kaufmannschaft. An den Quellen muß man kaufen und zu rechter Zeit. „Wo man bey einer Hoffhaltung Mehl bey dem Becker kaufft, Kohlen bey dem Schmiede, Fleisch bei dem Metzger . . . da ist theuer Wahre. Und wo man Holtz umb Weyhnachten, Korn umb Pfingsten, und Wein umb Bartholomäi kaufft, da wird Schmalhans endlich Küchenmeister . . . Ein ehrlicher Mann sagte einmal auf Befragen, die Fürsten solten umb Martini Most kauffen, so dürfften sie hernach keinen Wein kauffen" (I, 121). Viel Mißgeschick und Unverstand kommt daher, „daß die grosse Herrn in Teutschland zu ihren Kammermeistern offt Doctores Juris nehmen, welche die Leut die etwas zu fordern haben artig vexiren und mit ihnen umb eines geringen Dings willen, Juristische Proceß anstellen können. Allein solche Leute betrachten nicht, was für grossen Schaden sie ihren Herrn dadurch thun, indem sie dieselbe umb ihren Credit bringen." Und doch liegt so viel an Kredit, der „so gut als baar Geld!" (I, 121). „Grossen Herrn ist bey ihren Rent-Kammern mit nichts bessers gedient, als mit grosser oder verdorbener Kauffleute Rath, welche wissen wo Barthel den Most hole" (I, 121).

„Eine gute Haußhaltung ist nichts anders, als eine immerwärende Kauffmannschafft. Was hat die hohen Häuser in Italien groß gemacht? Die Kauffmannschafft. Wodurch ist Venedig eine Königliche Signori worden? Durch die Kauffmannschafft. Wodurch sind die Medices so groß worden, daß Kayser und Könige sich mit ihn in Heyrath eingelassen haben? Durch die Kauffmannschafft . . Wie manche Privat-Person samlet grossen Reichthumb durch den einigen Weinhandel! Ich bin dafür, daß der Weinhandel der Stadt Hamburg oder Lübeck mehr eintrage, als manchem Fürsten oder

Grafen sein gantz Fürstenthumb oder Graffschafft. Wie manche Privat-Person wird reich, durch den Welt-Handel oder Viehehandel? Warumb nehmen solches grosse Herrn in Deutschland nicht auch in acht? Sonderlich diejenige, welche so viel Freyheiten haben mit den Zöllen und andern Dingen" (I, 122).

Thorheit bringt das schwerste Leid über Fürst und Land.

Vor allem aber gilt es, daß Fürsten sich vor Thorheit hüten, denn davor ist kein Mensch sicher, so lange er lebt, ja im Alter nicht minder, als in der Jugend. „Wann grosse Leute aber eine Thorheit begehen, so begehen sie keine geringe" (I, 123).

Von allen Thorheiten aber, die ein Mann begehen kann, wirkt keine verderblicher, als wenn er ein Sklave der Weiber wird. Solches Thun verdirbt ihn, sein Haus, seine Kinder (I, 123).

Zum Beschluß gilt es daran festzuhalten, „daß unser Leben sey eine Comödi, Wohl dem, der diese Comödi so agirt, daß es nicht endlich außlauffe auff eine Tragödi, und gewinne ein trauriges und böses Ende" (I, 127).

In einer „Nachschrift" wirft Schupp die Fragen auf: „Was werden meine Mahnungen nützen? Werden mir die Menschen glauben?" . . . „Die Wahrheit ist wie ein kalter Braten. Wann man den einem armen hungerigen Mann fürsetzt, so sättiget er seinen Hunger damit und danket Gott für das niedliche Bißlein. Aber wann man ihn einem reichen Schlemmer, einem großen Herrn zum Frühstück vorsetzt, so wil er offt nicht davon fressen, sondern der Koch soll alsbald kleine Pasteten oder etwas anders darauß machen." Viele werden sie nicht beachten. „Aber es sind noch viele vornehme grosse Leute, bei welchen etwas mehr als Schulwitz ist. . . Denselben wünsche ich alles was ihr Hertz begehret, und ihnen nützt und gut ist" (I, 128).

Schupp meint damit nicht alles Beherzigenswerte gesagt zu haben; er behält sich eine Fortsetzung vor, aber der Tod schloß ihm den Mund. Doch soll er Schule gemacht haben. Nach Angabe Mollers [29]) habe Andreas Holländer, Bürgermeister zu Königsberg in Ostpreußen, den Schuppschen Regentenspiegel im Anschluß an Rehabram und die 19 Könige Judas unter dem Titel: „Spiegel guter und böser Regenten, Frankfurt 1682" fortzusetzen versucht.

Wie diese Fortsetzung freilich ausgefallen ist, vermag ich nicht zu entscheiden, da mir das Buch nicht zu Gesicht gekommen ist. Es dürfte überhaupt sehr fraglich sein, ob es in irgend einem Winkel der Welt noch aufzutreiben sein wird. Ein Fortsetzer, wie ihn sich Schupp selber wünschte, ein hervorragender Staatsmann von christlicher Gesinnung, scheint sich nicht gefunden zu haben. Ich glaube aber nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, Schupp konnte kaum einen ebenbürtigen Nachfolger finden. Leicht, sehr leicht ließen sich die einschlägigen Materialien systematischer und damit wissenschaftlicher entwickeln und besprechen. Aber es war eben Schupp durchaus nicht um systematische Darstellung zu thun, ja er schloß sie geflissentlich aus, um seine Gedanken um so ungebundener sich bewegen zu lassen. Damit waren Wiederholungen naturgemäß gegeben. Aber auch diese haben wieder ihren eigentümlichen Reiz. Wo fand sich nun ein solcher Mann, der so viel Wissen mit so viel praktischer Erfahrung auf so verschiedenen Gebieten vereinte, und dem es zugleich gegeben war, in so volkstümlicher, drastischer Weise zu schreiben? Und tritt ein solcher Mann einmal auf, dann wandelt er nicht in den Pfaden seines Vorgängers, sondern geht seine eigenen Wege. Es dauerte ein Jahrhundert, bis wirklich ein Mann kam, der in verklärter Form Schupps Vorzüge aufwies, ohne seine Mängel zu teilen, ich meine Justus Möser (1720 — 1794) in seinen patriotischen Phantasien (1767—1782). Wie bei Möser, so traten auch bei Schupp die staatsrechtlichen Anschauungen bedeutend hinter den volkswirtschaftlichen zurück. Es war Schupp nirgends um theoretische Auseinandersetzungen über das Wesen des Staates und des Rechts zu thun, sondern immer nur darum, was nützt Fürst, Volk und Land. So kommt es, daß Schupp die seit Hugo Grotius brennende Frage vom „Naturrecht“,[30]) die an Hobbes, Locke, Pufendorf und Thomasius ihre Ausbilder und Vertreter gefunden hat, ganz mit Stillschweigen übergeht, obgleich er sie sicherlich gekannt hat. Sie war ihm zu unpraktisch. Es genügen ihm vollständig die zehn Gebote als Inbegriff der sittlichen Weltordnung, wie dieselben in der Praxis auch jederzeit vollständig ausgereicht haben; er untersucht auch nicht, woher des Fürsten Macht stamme, und ob es gut, daß er sie habe, und in wie weit und in wie fern es sich empfehle, dieselbe zu beschränken, oder wodurch er derselben verlustig gehen

könne. Schupp hält sich an das gegebene Rechtsverhältnis, daß der Fürst zu befehlen, der Unterthan zu gehorchen habe. Aber welche schwere Last sittlicher Verantwortung schiebt er dem Fürsten zu, wie fordert er von ihm rund heraus, daß er für das ganze Wohl und Wehe von Land und Volk vor Gott und Menschen verantwortlich sei! Wie läßt er den Fürsten und ihren Räten keinerlei Hinterthür und schneidet ihnen namentlich die beliebte Berufung auf die „ratio status“ — ein Wort dazu bestimmt allen Unverstand und alle Schlechtigkeit zu decken — unbarmherzig und unweigerlich ab. Wenn das fürstliche Unrecht aber reale Gestalt gewinnt, so scheut sich Schupp nicht, dasselbe bei Namen zu nennen und dem Fürsten damit als ernster Mahner und Ankläger unter die Augen zu treten. Wie scharf und bitter sind die Beschuldigungen, die in der Vision Kaiser Karls gegen den Mißbrauch der eingezogenen und säkularisierten Kirchengüter und des geistlichen Aufsichtsrechtes (jus episcopale) der weltlichen Gewalt erhoben werden. Im „Salomo“ wie im „bekehrten Ritter Florian“ fordert Schupp namentlich die befreundete Krone Schweden und ihre Staatsmänner auf, in den Herzogtümern Bremen-Verden einen Wandel der Dinge zu schaffen. Damit trat er den Mächtigen der Erde sehr nahe und er wußte wohl, daß sie das nicht lieben.[31])

Aber der eigentliche Schwerpunkt liegt nach Schupps Anschauung in den volkswirtschaftlichen Fragen. Wieder sind es die Niederlande, auf die er nicht müde wird als auf ein volkswirtschaftliches Ideal, eine reale Atlantis hinzuweisen. Hier lehrten und walteten die fünf berühmtesten Nationalökonomen der Zeit ein H. Grotius (1603—1645), Salmasius (1596—1653), Graswinckel (1600—1668), Boxhorn (1612—1653) und Peter Dalacourt (1618—1685).[32]) Manche von ihnen hatte Schupp in den Niederlanden persönlich kennen gelernt, manche ihrer Schriften gelesen, aber mehr als dies ihre Einwirkung auf Land und Leute in den Niederlanden gesehen. Da war nichts pedantisch, sondern alles „nach den Bedürfnissen eines sehr hoch kultivirten Landes“ geordnet. Von der Astronomie, die der Schiffahrt, von der Schiffahrt, die dem Großhandel dient, der wieder Geld in's Land zu schaffen hat, bis herunter zu der Einrichtung der Armenhäuser, die den Bettel beseitigen und ehrlichen Erwerb geben, ist alles darauf angelegt, das Gemeinwohl zu fördern.[33]) Und die Holländer, die solche

Schätze zu häufen verstanden, sie verkamen nicht im Mammonsdienst, sie waren voll Begeisterung für ihr Land. Die Niederlande bildeten so sehr die hohe Schule der Staatswirte der Zeit, daß der berühmteste Volkswirt des 17. Jahrhundert Colbert aus ihnen die Lehrer für seine Gewerbeseminarien berief.[34])

Es ist der werdende Merkantilismus, der die Zeit beherrscht, und dem auch Schupp huldigt. Nicht in Frankreich, in den Niederlanden ist er entstanden. Sein großes Verdienst bei seinen vielfachen Mängeln besteht darin, die abstrakte Gelehrsamkeit mit ihren Vorurteilen beseitigt und für die Thatsachen des Lebens in allen seinen Erscheinungen die Augen geöffnet zu haben. Alle die Fehler, die dieses System im Verlaufe zeitigte, waren damals erst im Ansatze vorhanden. Für Deutschland mit seinem durch den dreißigjährigen Krieg geschaffenen volkswirtschaftlichen Elende erschienen selbst die Fehler des Systems immer noch heilsam. So wirft man dem Merkantilismus z. B. mit Recht seine übergroße Betonung „der Bevölkerungsdichtigkeit, des Geldreichtums, des auswärtigen Handels und der Verarbeitungsgewerbe und besonders der industriellen Staatsthätigkeit“ vor.[35]) Im damaligen Deutschland lag die Initiative des Einzelnen so darnieder, daß man für alle und jegliche Staatshilfe froh sein mußte. Erst ganz allmählich wagte sich auch der Einzelne wieder selbständig hervor. Das einzige Hamburg, vor den Unbilden des Krieges beschützt, war ein geschäftliches Eldorado. Aber auch seine Thätigkeit, die wesentlich in der Vermittlung holländischen und englischen Zwischenhandels bestand,[36]) mußte mit der Zeit dem Aufkommen einer selbständigen Industrie sich als schädlich erweisen.

Schupp erkannte, wie notwendig Rechtssicherheit, Gewerbe und Handel, Schule und Bildung für Deutschland, wenn es in ihm besser werden solle. Da liegt die erste Pflicht und die hohe Aufgabe für die Fürsten und Obrigkeiten. Es muß allenthalben mit dem alten Schlendrian gebrochen werden, zuvörderst an den fürstlichen Höfen; nicht daß der Fürst und seine Räte gemächlich leben, ist notwendig, aber daß Recht und Gerechtigkeit im Lande geübt werde, daß Zucht und Ordnung herrsche, das Nützliche und Gute überall beschützt, gefördert, gepflanzt werde. Deutschland bedarf neuer Hilfsquellen, die alten sind zum Teil versiegt oder verschüttet im Laufe des Kriegs. Es muß ein neuer Geist rüstigen

Strebens und rührigen Schaffens erweckt werden, daß Geld und Erwerb und damit wieder Wohlstand in's Land gebracht werde. Alle Stände des Volks müssen sich zu diesem Wettbewerb die Hände reichen. Damit sie das aber vermögen, müssen sie dazu erzogen und vorgebildet werden. Deshalb Reform des gesamten Schulwesens von der Volksschule durch die Mittelschule zur Universität! Der regierende und führende Adelsstand muß in besonderer Weise tüchtig gemacht werden, um seiner sozialen Aufgabe gerecht werden zu können. Zu dem Zwecke muß in den Schulen mit dem pedantischen Lehrbetrieb gebrochen und für's Leben und die Welt gelernt und erzogen werden. Das Gewerbe und die Kaufmannschaft müssen wieder zu Ehrenständen werden, denen sich begabte Junglinge mit Freuden zuwenden. Nicht die Gelehrsamkeit, nicht die gelehrten Stände, Räte und Herrn, die sich in ihrer Bedeutung sonnen, schaffen Geld in's Land, sondern die produktiven Stände. Die Gelehrten müssen von jetzt an so erzogen werden, daß sie das merken und fühlen, um künftig ebenfalls dem gemeinen Wohle zu dienen. Bis jetzt verachten sie die Erwerbsstände und hindern damit den materiellen Fortschritt. Was in andern Ländern, in den Niederlanden, England, Frankreich und Schweden, Nutzen und Gewinn schafft, besonders Schiffahrt und Bergbau, ist emsig zu betreiben, in aller Weise zu fördern und zu begünstigen. Schupp denkt sich also einen Zustand, in dem nach Beseitigung des Zwiespaltes zwischen geistiger und materieller Kultur unter Vermittlung der Schule beide Berufsklassen in einmütiger Arbeit dem einen Zwecke des nationalen Wohles dienen.

Dieses Programm wird gewiß durch allen Wechsel der Zeiten und die hiedurch bedingten Änderungen im Einzelnen seine bleibende Gültigkeit behaupten. Mit ihm steht und fällt unsere Kultur. Es ist das große Evangelium des Vertrauens zur Menschheit, des hoffnungsfreudigen Optimismus, [37]) der trotz alles Bösen, Schlechten und Dummen in der Welt nicht verzagt und nicht müde wird im Dienste der Welt zu ringen und zu kämpfen für den endgültigen Sieg des Guten und des Wahren. Unser Schupp aber gehört zu der Zahl der Männer, von denen Rückert sagt:

„Die Guten sterben nicht, von Guten der Verein
Ist ewig, und die Welt erhalten sie allein!"

Anmerkungen.

1) Zwiedineck-Südenhorst, S. 1.
2) Zwiedineck-Südenhorst, S. 6.
3) Sein Vater hieß Johann Casimir, seine Mutter Katharina.
4) Carlson IV, 4 ff.
5) Carlson IV, 33.
6) Carlson IV, 161.
7) Carlson IV, 174.
8) Carlson IV, 240.
9) Carlson IV, 303.
10) Der Hauptmann von Capernaum II, 254 u. 256 und 263 u. 271.
11) Der Hauptmann von Capernaum II, 257 u. 258 und 280 u. 282.
12) Ranke, Weltgeschichte II, 412 u. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter V, 608.
13) Tholuck, Lebenszeugen S. 151,
14) Tholuck, Lebenszeugen S. 50.
15) Tholuck, Lebenszeugen S. 55 ff.
16) Roscher, S. 238.
17) Roscher, S. 243.
18) Tholuck, Lebenszeugen S. 110 ff., besonders S. 114.
19) Von der Kunst reich zu werden I, 739.

„Es ist auch den fürnembsten Männern nicht unrühmlich, wann sie ihre Rechnungen fleissig ansehen . . . . . Welcher außgäbiger ist in einem ist vonnöhten, daß er mässig, karg und häußlich in einem andern seye. Zum Exempel, welcher in der Kost überflüssiger ist, der solle mit Zierlichkeit der Kleyder mässiger seyn. Welcher mit seiner Hoffhaltung überflüssiger ist, der soll in der Stallmeisterey gespäriger seyn, und also fortan."

20) Von der Einbildung I, 555.

„Die Religion ist bei unsern Politicis ein Geheimnus den Pöbel zu beherrschen und zu bendigen; bey den Geistlichen ein Kunststück hoch und groß zu werden." Schupp findet im Fegefeuer einen Palast, über dem steht „ratio status" und auf Befragen erfährt er, daß dort die wohnen „die da sonderliche Bubenstücke begangen, dadurch entweder der Zorn Gottes gereitzet, oder der menschliche Jammer vermehret werde, und solche mit dem politischen Mangel bedecken wolten, und sagten, ratio status wolte es also haben und erfordern".

21) Von der Kunst reich zu werden I, 735 u. 737.
22) Von der Kunst reich zu werden I, 705.
23) Von der Kunst reich zu werden I, 737.

„Was du thust, siehe daß das Volck die Handwerk fleissig in obacht nehmen . . . möge . . . Die Verachtung des Handwerk, ist auß Hoffart der Griechschen Philosophen und Oratoren erwachsen. Und jetzo auch werden sie von vielen schmählich gehalten, als wären sie unsauber, da sie doch die ersten Übungen des menschlichen Geschlechts gewesen seyn."

24) Von der Kunst reich zu werden I, 710.

„Ich lobe in diesem Fall die Holländer welche der Sonnen, Mond und anderer Gestirn Lauff also anschauen, daß sie das ander Aug auff die Erde werffen, zu sehen, ob sie deroselben ein oder anderen Klotzen können zuwerffen. Die Holländer gedüncken mich Nachfolger zu seyn der Natur selbsten, suchen durch die Kunst neue Flüß . . . . Aber nach dem sie mit gemeinen Mühseligkeiten

(Herzog Alba) getruckt worden, hat die ingeniosische Armuth sie viel gelehrt, mit welchem sie jetzunder nicht nur alles das ihrige beschützen, sondern neue Welten und neue Königreich suchen."

Allmosen Büchse II, 15.

25) Dazu cf. „der bekehrte Ritter Florian" II, 393—452, besonders S. 443 ff.

Der Hauptmann von Capernaum II, 285.

„Gott hat durch Lutherum den Stand der Obrigkeit in gebührlichen Respekt erhoben, dafür wollen die Statisten den christlichen Stand fast gar unter die Füße bringen und in Dreck stossen."

26) Dazu cf. der Hauptmann von Capernaum II, 249—312, besonders S. 263.

27) Von der Kunst reich zu werden I, 718 u. 719.

„Die Welt ist ein hohes Meer, die Regiererin und Schiffleut ist das Geld. Der schiffet unglücklich, welcher dieser Hilff ermanglet."

„Wie viel Landschafften und Städte seyn von Natur unfruchtbar, welche sonst in aller Sachen Armut verblieben, wenn nicht die Käuffmannschafft sie fruchtsam und reich machen thäte."

28) Von der Kunst reich zu werden I, 766.

29) Moller S. 799.

30) Bluntschli S. 70 ff.

31) Der bekehrte Ritter Florian II, 452.

32) Roscher S. 223.

33) Von der Einbildung I, 538.

34) Roscher S. 227.

35) Roscher S. 229—231.

36) Ninivitischer Bußspiegel S. 53 u. 54.

37) Sermon von der Siebenzehnden dieses hundertjährigen Zeitlauffs Glückseligkeit Beschreibung I, 775—784, hier 778 u. 780, besonders 784.

„Eines ist, dessen ich, so offt ich höre, von unsern lieben Alten sagen und beklagen, daß die Jugend hiebevor viel anderß und frömmer gewesen, als die jetzige unsere, lachen muß, und daß solche mit voriger nit zu vergleichen. Lieber Alter, sage mir doch, von wem hat der junge Krebs das Kriechen gelernt? es folget immerzu einer dem andern nach, eine jedere Zeit hat ihre Laster, Mängel und Fehler, und dem Nachkommenden frembd vorkommet, und sitzet und findet man immerzu Thorheit, die doch bißweilen in eine andere Form gegossen, ein anderes Ansehen gewinnen . . . Jetzo bitte ich der alten Zeit Liebhabern, und ersuche sie umb unserer und voriger Zeiten Heyl und Wohlfart willen, daß sie dieser unserer Zeit Glückseligkeit nit eher verachten . . „ehe sie die vorige Saecula wol . . betrachtet, . . in welchen große Ströme und Meeres voll Unglück gefunden werden, so werden sie mir hierinnen . . bekennen . . . Semper nova instare fata et meliora praeteritis der alte Gott lebt noch, und gibt immerzu etwas bessers!"

3. Schupp als Prediger.

Luther hält sehr hoch von Prediger und Predigt. Leider hat er keine eigentliche Anleitung hinterlassen. Um so häufiger spricht er in seinen Tischreden oder andern Schriften darüber. Die Predigt, nicht die Schrift thut's. Die Predigt reproduziert frei die Schrift. Jesus predigte, aber schrieb nicht. Auch der Apostel Schriften treten zurück gegen ihre Predigt. Ein rechter Prediger ist ein lebendiger Träger und Repräsentant des göttlichen Worts; freilich kann er das nur sein, wenn er gewurzelt ist im Worte Gottes. Diesen göttlichen Heilswillen, in der heiligen Schrift beschlossen, enthüllt er und hält ihn der Welt vor zur Besserung und zum Gericht.

„Über das thut er auch gegen die Welt eitel große, mächtige Werke, nämlich daß er alle Stände berichtet und unterweißt, wie sie äußerlich in ihren Ämtern und Ständen sich halten sollen, damit sie vor Gott recht thun; kann die Betrübten trösten, Rath geben, böse Sachen schlichten, irrige Gewissen entrichten, Friede helfen halten, söhnen, vertragen und der Werke ohne Zahl viel und täglich. Denn ein Prediger bestätigt, stärkt, hilft erhalten alle Obrigkeit, allen zeitlichen Frieden, steuert den Aufrühreriſchen, lehrt Gehorsam, Sitten, Zucht und Ehre; unterrichtet Vateramt, Mutteramt, Kinderamt, Knechtamt, und Summa: alle weltlichen Ämter und Stände. Dies sind wohl die geringsten guten Werke eines Pfarrers, noch sind sie so hoch und edel, daß sie noch nie keine Weisen unter allen Heiden erkannt noch verstanden, viel weniger zu thun vermocht haben; auch noch nicht kein Jurist, keine hohe Schule, Stift noch Kloster solche Werke weiß und weder in geistlichem noch weltlichem Recht gelehrt werden. Denn da ist niemand, der solche weltliche Ämter Gottes große Gaben und gnädige Ordnung heiße, sondern das Wort Gottes und Predigtamt allein ehrt sie so hoch. Darum, so man die Wahrheit sagen will, der zeitliche Friede, der das höchste Gut auf Erden ist, darin auch alle

andern zeitlichen Güter begriffen sind, ist eigentlich eine Frucht des rechten Predigtamtes, denn wo dasselbige gehet, bleibt der Krieg, Hader und Blutvergießen wohl nicht; wo es aber nicht recht gehet, da ist's auch nicht Wunder, daß da Krieg sey oder je stetige Unruhe, Lust und Willen zu kriegen und Blut zu vergießen!" [1])

Es ist eine hohe, ideale Ansicht, die Luther hiemit ausspricht. Allein die Kraft des göttlichen Wortes, wie es der Prediger verkündigt, soll ankämpfen und obsiegen über alles Böse im Menschen und in der Welt und alle ihre äußere Macht und Gewalt, ein göttlicher Optimismus gegenüber dem weltlichen Pessimismus, eine Davidsschleuder gegen Goliathsrüstung. Gottes Ehre und des Nächsten Besserung sind die Aufgaben des Predigers. Darinnen liegt, daß die Predigt in erster Linie lehrhaft sein muß. Lehrhaft ist aber nur, wer nach Fassungskraft der Hörer zu reden vermag. Dazu ist Wohlredenheit vonnöten, freilich keine „gesuchte und angestrichene Schminke der Worte", sondern eine solche, „die eine Sache fein, klärlich und vornehmlich anzeigt, gleich wie ein schön Gemälde". Nicht in begrifflichen Auseinandersetzungen darf sich ein Prediger ergehen, sondern verständlich, einfach, deutlich, in Bilder und Gleichnisse aus Schrift und Erfahrung gekleidet muß seine Rede dahin fließen. Was ihm aber vor allen Dingen not thut, mutig und unverzagt muß er sein, „das Maul frisch und getrost aufthun, nicht schweigen, noch mummlen, sondern ohne Scheu und unerschrocken bekennen und dürre heraus sagen, Niemand angesehen noch geschont, es treffe wen oder was es wolle." [2])

Auf Sprichwörter, Bilder, Schilderungen, Mitteilung von Selbsterlebtem legt Luther großen Wert, hat er doch selbst Fabeln verfaßt, die in neuester Zeit wieder aufgefunden und herausgegeben worden sind. Er spricht aus der Welt heraus für die Welt, an Kraft der Sprache, an außerordentlicher Darstellungsgabe übertraf er alle Zeitgenossen. So dachte und sprach Luther, aber wie wenige vermochten es ihm nach zu thun. Wie rasch sank die Predigt zu einer trockenen Gelehrtenrede herab, schematisch entworfen und formalistisch ausgeführt, gespickt mit gelehrten Zitaten in fremden Sprachen. Den Hauptinhalt bildete eine spitzfindige Polemik gegen alle vergangenen und gegenwärtigen Irrtümer; wo blieben da Erbauung und Besserung? Staunend lauschte die Gemeinde diesen schwerfälligen Kunstreden, die unverstanden und wirkungslos ver-

hallten. Können wir uns darüber wundern, wenn der Kirchenschlaf nahezu eine Kirchenunsitte wurde, gegen die mit äußern Strafen vergeblich angekämpft ward. Was mußte das aber bedeuten bei einem Kirchenwesen, das, wie das evangelische, so wesentlich auf's verkündete Gotteswort gestellt war, wenn auch dabei nicht vergessen werden darf, daß der Kult in der damaligen lutherischen Kirche neben dem lebensfrischen Kirchenliede noch reiche lithurgische Bestandteile, sogar lateinische Chorgesänge aufzuweisen hatte.

Und doch hängt diese verhängnisvolle Mißbildung der Predigtweise enge zusammen mit den treibenden Zeitideen, ja sie ist nichts weiter als die Übertragung derselben auf Theorie und Praxis der Predigt. Von Haus aus eignete der evangelischen Predigt neben ihrer lehrhaften Tendenz ein polemischer Zug.[3]) Konnte doch die neue Richtung nur im tobenden Kampf mit dem Alten und in heftiger Abwehr fremdartiger Gedanken, die von allen Seiten auf sie einzudringen strebten, Gestalt gewinnen. Was anfangs Naturnotwendigkeit gewesen war, das wurde beibehalten und fortgeführt, auch nachdem es seine innere Berechtigung längst verloren hatte. Die Polemik wurde geradezu ein notwendiger Bestandteil einer normalen Predigt. Die neue Lehre konsolidierte sich dogmatisch, die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts trägt daher ein scholastisch-theoretisches Gepräge. Das pulsierende Leben der 1. Hälfte war gewichen, eine tiefe Ermattung griff um sich, die Gegenreformation mit allen ihren gehässigen und erbitternden Wirkungen erfüllte das Reich, die Vorboten einer schweren Krisis machten sich fühlbar. Was Wunder, wenn an die Stelle der volkstümlichen Frische der alten Predigtweise eine dogmatisch-abwägende Manier trat, wenn statt des Vertrauens auf das freie Wort des Predigers, das aus der Schrift geschöpft war, ein ängstliches Anklammern an dogmatische Sätze, an scholastische Beweise, an aufgestellte Methoden sich geltend machte. Was man im Laufe der Geschichte oft beobachten kann, das wiederholte sich auch hier, an die Stelle des lebenskräftigen Geistes drängte sich todbringende Gelehrsamkeit.

Jetzt galt's Predigtmethoden aufzustellen. Zu den dreien, der analytischen, die paraphrasierend sich von Wort zu Wort und Satz zu Satz bewegte, der synthetischen, die die Textworte einem gemeinsamen Gedanken unterstellte, und der lokalen, die irgend

einen Lehrsatz, mitunter mehrere Dogmen zugleich zum Ausgangspunkt der Erörterung nahm, kamen rasch weitere; so zählte man bald 7, Johann Gerhard 11, seit Rebhan († 1626) bereits 25, bis es Johann Benedikt Carpzov († 1657) glücklich auf die gewiß runde Zahl von 100 Methoden brachte.[4]) Selbstverständlich ging man dabei von Äußerlichkeiten und Kleinigkeiten aus, die eigentlich vollständig belanglos waren. Man fühlte vielfach, daß etwas fehle, daß die Gelehrsamkeit doch nicht alles ersetze. So verfielen einige auf Sonderbarkeiten und Geschmacklosigkeiten allerhand Art. Ein sächsischer Hofprediger predigte ein ganzes Jahr über die 3 Dresdner Türme, den Pulverturm, den Schloß- und Kreuzturm, J. B. Carpzov verglich Christus alle Sonntage mit einem andern Handwerker, M. Dietrich dagegen den Teufel mit einem Höllenhund, der Christus in's Bein beißt und dafür gebührend in das höllische Hundeloch gejagt wird. Das Letztere gefiel so ausnehmend, daß dieses Predigtbuch binnen kurzem 15 Auflagen erlebte.[5])

Besser griffen es schon die an, die wie Sebastian Schmidt († 1696) oder Conrad Dannhauer († 1661) nicht dogmatisch, sondern schriftgemäß predigen wollten. Nur verdarben sie es wieder dadurch, daß sie die Schriftstellen maßlos anhäuften.[6]) Es läßt sich, allmählich zunehmend und erstarkend, eine doppelte Richtung in der Opposition gegen die hergebrachte Manier, ihre Trockenheit und Kraftlosigkeit unterscheiden, eine mehr kirchlich-mystische und eine verständig-erbauliche.[7]) Eine Sehnsucht nach „Kraft und Saft", nach „Leben und Praxis" geht durch die evangelische Kirche. Die schwere Leidens- und Sichtungszeit des 30jährigen Krieges fing an ihre Wirkung zu äußern. So unendlich und unbeschreiblich dieser Krieg Deutschland in seinen geistigen und materiellen Interessen geschädigt hat, er mußte wieder zu einem Läuterungsfeuer für Tausende und Abertausende werden nach dem altbewährten Spruche „Not lehrt beten". Diese Verinnerlichung, die jeder Zeit schwerer Drangsale eigen zu sein pflegt, kam auch der Predigt zu statten. Den Reigen derer, die im Anschluß an die Mystiker und Volksprediger des Mittelalters einen Bernhard, Tauler, Suso und Thomas von Kempen der Innigkeit der frommen Empfindung wieder zu ihrem Rechte verhalfen, eröffnet Johann Arndt, der Verfasser der 4 Bücher vom wahren Christentum, wohl des besten Erbauungsbuches der damaligen Zeit. Er spricht es offen als seine Absicht

aus „die Christgläubigen von dem todten Glauben zu dem fruchtbringenden anzuführen". Ihm folgten Christian Scriver († 1693), Ph. Nikolai, Heinrich Müller, Großgebauer († 1661), annäherungsweise Valerius Herberger und Joseph Mayfurt. Mit Müller und Großgebauer fängt die neue Richtung an aggressiv zu werden. Sie reden von den 4 stummen Kirchengötzen, dem Taufstein, dem Predigtstuhl, dem Beichtstuhl und dem Altar. Aber auch eine neue Verderbnis fängt mit Herberger und Mayfurt an sich an Stelle der alten einzudrängen. Ein erdrückender Bilderreichtum, eine Geziertheit des Ausdrucks machte sich geltend, die Vorboten der sogenannten emblematischen Methode und der Geschmacklosigkeiten der pietistisch-herrnhutischen Rede- und Bilderweise. V. Herberger spricht von einem „geistlichen Heuschöberlein, dem himmlischen Marzipan" und vergleicht die Heuchler mit dem „Mäusedreck im Pfeffer". [8])

Recht zur Zeit setzte da die andere Richtung ein, die in nüchterner Weise nach rechts und links hin Front machte, den Bedürfnissen des innern Menschen frei Bahn schuf gegen den dogmatischen Ballast, aber auch dem ordnenden und sichtenden Verstande stets die Oberhand wahrte über die Gebilde und Gespinste der Phantasie und die Wallungen des Gefühls. Die beiden Führer dieser Richtung sind der ältere Joh. Valentin Andreä und der jüngere Joh. Balthasar Schupp. Sie wenden die ganze Schärfe ihres Geistes und Witzes gegen die unfruchtbare, aufgeblasene, gefühlsarme Gelehrsamkeit, die sich auf Katheder und Kanzel spreizte. V. Andreä sagt: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit definieren, als anbeten, die Gegenwart Christi beweisen, als verehren, die Buße von den Sünden beschreiben, als in sich fühlen, die Verdienstlichkeit der Werke widerlegen, als ein gutes Werk thun und lieber die heiligen Wissenschaften treiben, als mit der Praxis der christlichen Liebe sich beschäftigen, endlich betrachten sie die Theologie als irgend eine Wissenschaft, deren Kenntnis wie die der Logik und Metaphysik nützlich ist, den Ruf der Gelehrsamkeit zu erlangen." [9]) Im Gegensatz dazu haben die Andreä, Schupp und Lassonius „das deutliche Bewußtsein, daß die Heilsverkündigung mehr auf Erfahrung und sittlichem Charakter, als auf Wissenschaft beruht", daß es gilt von Herz zu Herz zu sprechen, daß die Erhebung der Gemüter aus dem Bann des Zeitlichen zu einer Ahnung des Ewigen und Unvergänglichen, daß Strafe des Bösen und Trost

von oben der eigentliche Beruf des Predigers, mit andern Worten, nicht Lehrer nur soll der Prediger sein, sondern Herzenskündiger und Prophet kraft göttlicher Vollmacht.[10])

So zahlreich nun die Quellen über J. V. Andreäs Predigerthätigkeit fließen, — hat er doch in 10 Jahrgängen an 1000 Predigten hinterlassen, — so verhältnismäßig wenig ist nun nach dieser Seite von J. B. Schupp aufbewahrt. Daher mag es wohl kommen, daß sich Andreäs Andenken frischer bewahrt hat. Schon Spener klagt: „Könnte ich jemand von den Todten erwecken, so wäre es Andreä" und Herder, vielleicht der tiefgründendste unter unsern Klassikern, gedenkt Andreäs scharfen und doch linden Wortes und nennt ihn „eine Rose unter Dornen".[11]) Dagegen traf Schupp das Geschick, daß ihm in der Geschichte der Predigt lange Zeit nicht die gebührende Beachtung zu teil ward. Daran war Schupp selbst nicht ohne Schuld. Er wollte seine Predigten durchaus nicht drucken lassen. Ja wäre ihm in Hamburg seine Katechismuspredigt nicht förmlich entrungen worden, wir hätten keine von ihm selbst herausgegebene vollständige Predigt. „Es ist meine erste Predigt die ich in Druck gehen lasse, so lang ich im Predigtamt gewesen bin. Ohne Ruhm zu melden, habe ich unterweilens vor Königlichen, Fürstlichen und andern hohen Standes-Personen gepredigt, Da ehrliche Leute begehrt haben, ich solle die Predigt drucken lassen, und sie diesem oder jenem grossen Herrn dediciren, Aber ich habe es niemals thun wollen, gewisser Ursachen halber, darunter nicht die geringste ist, weil die Welt allbereit voll gedruckter Predigten ist."[12]) Unter den Gründen, die Schupp verschweigt, mögen gewesen sein, einmal die Versuchung zur Eitelkeit, die in dem Drucklegen der Predigten liegt, und für's andere die Erwägung des eigentümlichen Gegensatzes, der zwischen dem gesprochenen und geschriebenen Worte mit Rücksicht auf ihre Wirkung besteht. Sie folgen gleichsam verschiedenen Gesetzen. Deshalb liebte es Schupp, in anderer freierer Weise, in Flugschriften und Abhandlungen, zum Volke zu reden. Trotzdem haben wir, genau besehen, ein vollständig genügendes Material, um uns ein Urteil über Schupp als Prediger zu bilden. Außer dieser erwähnten Predigt gab später sein Sohn Anton Meno 5 weitere Katechismuspredigten unter dem Titel „der schändliche Sabbathschänder" heraus. Obgleich schon Strieder auf diese Predigten hinwies[13]), wurden sie von allen

homiletischen Geschichtsschreibern bis auf Baur bisher nicht beachtet. Erst letzterer bestätigt Strieders Aufstellung. Durch Gunst der Umstände in den Besitz der seltenen Schrift gesetzt weist Bauer sie als einen Predigt-Cyklus über das 3. Gebot nach. Weit unbedeutender scheint nach Baurs Angabe die ebenfalls von Anton Meno 1697 herausgegebene Druckschrift „Rolle und Register der Lastern und Sünden" zu sein.

Direkt in Beziehung zur Predigtweise Schupps stehen die Auszüge, die Schupp selbst in seiner Verteidigungsschrift an den Rat der Stadt Hamburg, namentlich auf die Beschuldigungen des Butyrolambius hin (alias Senior Müller), zu geben sich veranlaßt sah. Bertheau in seinem Artikel in Herzogs Realencyklopädie meint zwar, dieselben seien nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen, ich weiß mich aber darin mit Baur vollständig einig, daß dieselben volle Glaubwürdigkeit verdienen, zudem versichert Schupp noch ausdrücklich, daß er sie großenteils seinen Manuskripten entnommen habe. Diese Predigtauszüge tragen ganz das Schuppsche Gepräge, gewagte Bilder und Gleichnisse werden durchaus nicht bemäntelt, sondern vollständig zugegeben und sollten selbst die Manuskripte Lücken gehabt haben, so wissen wir wieder von Schupp selbst bei anderer Gelegenheit, daß ihm vermöge seines vorzüglichen Gedächtnisses nicht leicht etwas Gelesenes oder Gesagtes je wieder in Vergessenheit gekommen sei.

Wenn wir aber von dem Wortlaute wirklich gehaltener Predigten absehen und in Schupps Schriften weitere Umschau halten, so werden wir ein überreichliches Material aufgehäuft finden, das uns vollständigen Einblick in seine Predigtweise gewährt. Fast alle seine erbaulichen Schriften und auch ein gut Teil der weltlichen liefern dazu die ergiebigsten und erschöpfendsten Belege. Vor allem wichtig ist wieder die Schuppsche Programmschrift „Von der Kunst reich zu werden". Dann wird „Der ungeschickte Redner", übersetzt von Kindermann, in Betracht kommen. In der Frage über den Wert dieser Schrift muß ich v. Zezschwitz beistimmen, der sie sehr hoch stellt, während Baur dieselbe meines Erachtens unverdienter Weise geringschätzt.[14]) Der „Ninivitische Buß-Spiegel"[15]) nach Schupps Tode unter dem Pseudonym Antenor herausgegeben, ist eine fortlaufende Erklärung des Buches Jonas, die aus einem Predigt-Cyklus hervorgegangen ist. Ich glaube nicht zu weit zu

gehen, wenn ich behaupte, die Predigten werden dieser homiletischen Erklärung auch äußerlich sehr ähnlich gesehen haben, etwa nach Art des „schändlichen Sabbathschänders“. Zum Überfluß hat Schupp selbst noch die 2. Hälfte in verschiedene Abschnitte zerlegt, die ungefähr die Länge einer Predigt haben mögen. „Der geplagte Hiob“, „Die 7 bösen Geister, welche heutigen Tages Knecht und Mägde regieren,“ und wieder „Der geistliche Spatziergang“ und die „Allmosen-Büchse“ sind reich an homiletischer Ausbeute. Auffällig ist mir, daß Baur die in der „Zugab“ beigegebene, zuerst 1661 in Altona erschienene Schrift betitelt „Der stumme Lehrer und Prediger d. i. Dr. J. B. Schuppii geistliche Kirchen-Krone und Schulen-Zierrath, damit er vermittelst allerhand erbaulicher Sprüche die Kirch und Schul zu St. Jacob in Hamburg gezieret hat“ nicht in Betracht zieht. Sie hält genau, was ihr Titel verspricht, und gibt in Reim und Prosa, lateinisch und deutsch Schupps ganze Predigerüberzeugung; aber auch die moralischen und politischen Schriften spenden ihr Schärflein. So habeu wir z. B. im „Salomo“ eine Predigt über Sonntagsentheiligung durch Märkte und Messen (I, 62 bis 64), im „Freund in der Noht“ eine solche über Gottes wunderbare Hilfe (50—54), im „Sendschreiben betr. Schwedische und Polnische Waffen“ eine Heerpredigt gegen die Türken (I, 372) und in der „holländischen Pratgen“ eine Friedenspredigt (I, 390 und 391). Diese Beispiele ließen sich noch mannichfach vermehren.

Wie verhält sich der Prediger zum Redner, bedarf der Prediger der Wohlredenheit, und wieder wo sind die Grenzen von Predigt- und Redekunst, welches ist der Unterschied von Predigt und Rede? Auf diese gewiß nicht unwichtigen Fragen gibt uns der „orator ineptus“ und die „ars ditescendi“ Bescheid. „Wolan, ihr edle Gemüter, lasset uns etwas wagen, lasset uns ein Versuch anstellen, dieser mannlichen Wolredenheit. Dieser Wolredenheit, sag ich, Krafft welcher wir die Bewegungen können ein- und außtreiben, welcher sich so viel wiederspenstige Seelen, so viel Reiche, so viel Fürstenthümer unterworffen. Welche das verrichtet, was das Eisen nicht thun kann, und welche die Natur selbes weichen müste, wann sie könnte beweget werden“ (I, 850). So beginnt Schupps Loblied auf die Beredtsamkeit im Avellin zu Marburg. Nun wendet sich Schupp mit bitterer Ironie gegen die schlechten Redner. Drei Hauptstücke machen den schlechten Redner aus.

1) verschaffe, daß du vor allen andern Dingen frevelhafftig seyest, unverschämt und kühn.
2) Darnach bringe mit dir des Stentors starke Stimme, welche entweder allezeit singe, oder allezeit heule.
3) Samble dir etliche lateinische Wörter, die du stets auf der Zunge habest (I, 852 u. 853).

Mit andern Worten: Sei gemeiner und frecher Gesinnung, brülle alles nieder und wälze stets bereite Redensarten. Überlege ja nichts vorher! „Hüte dich, daß du ja nicht darauff sinnest, wie du etwa deine Rede in gewisse Stücke ertheilest. . . Sage nur getrost herauß, was dir in's Maul kommt. Ob's sich schon zutrüge, daß der Fuß zu dem Kopff, der Stiefel zur Sturmhaube und der Schwanz zur Mähne gesetzt würde, was gehts dich an? Genug, daß du nur nicht schweigest. Das Florilegium des Longius laß von deiner Seite nimmermehr kommen" (I, 853). Heutigentags könnten Konversationslexika und poetische Blütenlesen mit Citaten- und Sentenzensammlungen recht ersprießliche Dienste leisten.

„In allen Sätzen sage von dem grossen Alexander und Julius Cäsar, ohne welche du gantz und gar nichts redest . . . und rufe stets: Ihr unsterbliche Götter! O drey und mermahl selige Leute! O des Elends . . . O Zeiten und Sitten! Und dieses alles muß zum öfftern widerholet . . mit der Stimme auff das erbärmlichste geheulet werden, ob es schon nur wegen eines Sperlings Tod geschehen solte. Deine Rede sey allezeit Metaphorisch. Verhülle doch alle Sachen mit neuen Bildern, und mache gleichsam einen Schatten über den andern. Was du thust, so thu nichts so sehr, als wie sich die Zuhörer mehr über dich wundern, als verstehen mögen" (I, 854). Kann es eine köstlichere Satire auf den hohlen Pathos geben? Nun wendet sich Schupp zur geistlichen Praxis. „In den Abdankungen erzehle mit Fleiß, auß was für einem Vaterlande, auß was für einem Geschlecht, in was für einem Hause, in was für einer Kammer der oder jener geboren sey, was für Ansehen und Gestalt, was für sonderliche Lehrmeister, was für Wehmütter und Ammen er gehabt! Wie offt er auff einem langen Stöcken geritten. Diesem thue hinzu die natürlichen Eltern, die geistlichen Eltern, den Stieffvater, die Stieffmutter, die Schwestern, die Vettern, die Schwäger und Nachbarn. Über diß Alles mache den Eingang entweder von dem Fluß Nilus, oder

von dem Tartarischen Cham, oder von sonst was wüchtigeren. Du solltest auch eingedenk seyn der Art zu reden, welche jenem Teutschen Cicero sonderlich gebräuchlich war, in dem er nach dem Leich-Begängniß entweder die Schuster, oder die Schneider fast auff nachfolgenden Schlag anzureden pflegte: Wohl-Ehrwürdige, Ehrenveste, Ehrengerechte, Ehrenhaffte, Hoch und Wolgelehrte, Großgünstige, Günstige liebe Herrn, [diese Titul müssen fein geschwind außgesprochen werden, wie die Musici die geschwäntzte Noten singen, deren 16 auf einen Schlag gehen] daß alle Menschen sterblich seyn, bezeuget nicht allein die heilige, göttliche Schrifft, sondern auch die tägliche Erfahrung. Ja wir sehen es an unserm verstorbenen Sempronio seligen, welchem wir itzo die letzte Ehre erzeigt. Derselbe war ein guter frommer Mann. Er aß gerne Sauerkraut, und trank gerne kühlen Wein, Gott wolle seiner Seele gnädig sein" (I, 855). Daher gehört wohl eine andere Unsitte, die unseligen Seligpreisungen, wie uns eine solche Schupp in Corinna I, 492 und 493 vorführt. „Es wurde aus der Nachbarschaft geholet Dr. Pompilius Geitzkofeler, der bekam den Portugalöser, daß er die Leichpredigt thäte. Als nun die Predigt beschlossen war, und die Personalia solten abgelesen werden, machte Dr. Geitzkofeler den Holofernes (einen öffentlichen Sünder) zu einem Heiligen, und wenn noch Platz im Calender, und Dr. Geitzkofeler Pabst gewesen wäre, hätte Holofernes nothwendig roth im Calender stehen müssen . . . Summa er machte ein solches Wesen, als ob man Platz im Himmel bereiten müsse, daß Holofernes der näheste bei dem König David sein möge." Sollten ähnliche Dinge am Ende sogar heute noch vorkommen? „Nach dem Vorschlag mußt du deine Zuhörer mit weitläufftigen Worten durch eine halbe Stunde auff das fleissigste bitten, daß sie dir günstiges Gehör geben wolten. Und ob du schon siehest, daß sie dir mit Maul und Nasen zuhören, so fahre du doch immer fort, je mehr und mehr und embsiger, alszuvor, zu bitten, daß sie wolten hören" (I, 855). „Damit deine gewöhnliche Rede die Rede deß gemeinen Volkes übertreffe, so kanst du allezeit die Kunst-Wörter und Erfindungen der Poeten, und andere aufgeblasene Worte auß dem Amadis, oder auß der Arcadia der Gräfin von Pempruck genommen, mit undermischen . . . Wirst du also reden, so werden dich die Jungfern weit lieber haben als einen Bettel-Sack, wäre er auch gleich auß der besten Holländischen Leinwand

zusammengestücket. Und weil Quintilianus lib. ult. cap. I saget, es könne niemand kein Redner seyn, er müsse dann auch ein guter, ehrbarer Mann seyn, so ist vonnöten, daß du dich auch aller Erbarkeit und schönen Sitten befleissigest. Dafern du nun auff der Franckfurtischen Messe etwa einen Frantzosen siehest, so gedencke alsbald, wie du ihm möchtest nachahmen. Dein Gang muß sein wie der Störche nach der Niederländischen Tabulatur. Das Stamm-Register deiner Großmutter mußt du stets im Munde führen . . . Und damit sie dich nicht auch darfür ansehen als seyest du gar ein Idiot in frembden Sprachen, so wirff nur stattlich die Außländischen Wörter unter einander, als: . . . Kan ich dem Herrn wider etwas thun in reciproci amoris σημεῖον et debitae gratitudinis τεκμήριον so will ichs nicht lassen. Behüte Gott, wie trefflich können doch dergleichen Zierlichkeiten die attischen Ohren erquicken. Endlich beschleuß auch alle deine Reden mit dem gebräuchlichen Wort: Dixi" (I, 856).

Nachdem Schupp diese Ausartungen einer verwilderten wie einer überfeinerten, manirierten Wohlredenheit gegeißelt hat, wendet er sich gegen ihre Verächter weltlichen wie geistlichen Standes und tritt für das gute Recht und den hohen Wert der Redekunst ein, die namentlich für den Geistlichen goldeswert sei. Man soll sie schätzen und gebrauchen, aber auch nicht überschätzen. Was sie nicht geben kann, ist die Weisheit von oben, wohl aber kann sie dieselbe verkünden und verherrlichen. Da hört man, die Wohlredenheit bringe kein Brot in's Haus, man könne auf kürzerem Wege zu den höchsten Stufen der Wissenschaft gelangen. Es hat viele berühmte Theologen und Juristen gegeben, die von der Wohlredenheit nichts verstanden, ja „es sey die Wolredenheit denen Gottesgelehrten gar nichts nutz." „Ich frage, ob die Wolredenheit nit ein Werkzeug sei der großen Weltweisheit, aller Künste und Wissenschaften, so wol als etwa die Vernunfft- und Schreib-Kunst? Was ist die überredung? Dafern wir dem Aristoteles, Cicero und Quintilianus Glauben zu stellen, so ist das überreden nichts anderes, als mit einer glaubwürdigen Rede eine Meynung in eines andern Gemüt hinein bringen. Nun ist ja gewiß, daß alle Wissenschafften, alle Künste eine gewisse Meynung in eines andern Gemüt mit einer glaubwürdigen Rede hineinbringen. Drumb überreden sie auch alle. So sie alle überreden, so müssen sie auch

alle sich der Wolredenheit gebrauchen, als eines Werkzeuges zu überreden. Der sich einem etwas ohne die Wolredenheit zu überreden untersthehet, der ist nicht gar ungleich einem Armen, der ohne Gelt den besten Wein kauffen wolte" (I, 859). So wichtig und notwendig nun diese Kunst ist, so „wird doch die Kirchen Oratoria oder Wolredenheit . . . meistenteils . . von Theologen entweder versäumet, oder obenhin gehandelt, welche doch billig auff den hohen Schulen embsig solten diejenigen üben, welche einmal in Dörffer und Städten das Predigtampt sollen verrichten. Die tägliche Notturft wird ihnen obliegen, die unbußfertigen Sünder zu schrecken, die Elende und betrübte zu trösten und auffzurichten. . . Es solle auch kein Christ zweiflen, daß der hl. Geist nicht der fürnehmste Meister der heiligen Predigten seye." Aber „es wird auch keiner gelesen, welcher auß Glückseligkeit zu reden ihnen ein Namen gemacht habe, der nicht vor der Rhetorum Brunnengrüblein mit wunderlicher Auffmerksamkeit außgesucht habe." (Von der Kunst reich zu werden I, 713 u. 724). Zu dem Zwecke haben sie das Studium der Kirchenväter Athanasius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Ephrem des Syrers betrieben und viel Gutes gewirkt. Sie haben „die Zierlichkeit im Reden mit den aus dem hellesten Israelitischen Brunnen hergenommenen Sachen, so Majestätisch zusammengefügt, daß du zweiffeln möchtest, in welchen sie die vortrefflichsten gewesen" (I, 860 und: „Von der Kunst u. s. w. I, 724). „Ich laugne es nicht, daß die Wolredenheit der Weisheit unterworfen seye, und dieser gleichsam Dienerin zu achten ist. . . Wann wir die Sach recht betrachten, der Rhetoric ist kein ander Geschäfft oder Wirkung, als daß sie die Eingebung der Vernunft der Phantasey applicier und befehle, und den Appetit und Willen aufmuntere." Die Weisheit ist die vornehmere, „aber in Verrichtung der Sachen und gemeinem Leben ist die Eloquenz gedäulicher. (Von der Kunst u. s. w. I, 725 u. 726). Noch einen Einwand aber gilt es abzuwehren, als ob die Übung des täglichen Lebens die Übung in der Kunst ersetze. Erstere Übung schafft wohl einen Routinier, aber nie einen Künstler. „Die Übung, welche einen Künstler machet, hat allein von der Kunst ihren Ursprung. Die Natur ist der Kunst Anfang, die Kunst aber der Natur Vollführung. So diese Sache allein aus der Übung kan erlernt werden, so ist Cicero ein erschrecklicher Esel gewesen, der weder Witz noch Verstand gehabt" (I, 861). „Zwey

Dinge sind, auß welchen eine vollkommene (irdische) Weisheit bestehet: wol leben, wol reden. Das wol-Leben lehren die Geschicht Beschreiber... Wol reden aber nur die Redner. Mit diesen (beiden) stunden (die Alten), gleich als gewaffnet, wider den Anlauff des widerwärtigen Glücks, ganz unbewegt, und trugen in den beschwerlichsten Läufften der Zeit den größten Preiß davon und nahmen bey dem gefährlichsten Ungewitter ihre einige Zuflucht zu dem Hafen dieser Weisheit" (I, 867).

Ein höheres Lob kann man der Antike nicht spenden und doch enthält es zugleich die Grenzbestimmung menschlicher Weisheit und Glückseligkeit. Ergebung in das Unvermeidliche, Verzicht auf alle Wünsche und Hoffnungen, Resignation ist das letzte Wort irdischer Weisheit. Da setzt die Weisheit von oben ein, die der christliche Redner verkündigen soll, und deren Parole ist nicht Vergänglichkeit, sondern Ewigkeit, nicht Resignation, sondern Hoffnung, nicht Weltverachtung, sondern liebende Hingabe. „Die vornehmste Lektion aber, die wir in Christi Schul lernen müssen, ist, wie wir in den Himmel kommen sollen, das ist eine kurtze, aber schwere Lektion... Alle andern Lectiones und Disputationes machen die Leute zwar gelehrt, aber diese einige Lektion macht die Leute selig... Mancher meynt, er wolle mit seiner Scala praedicamentali in Himmel steigen, und mit seinem Disputiren, mit seinem kalen Syllogismus in Darapti und Felapton den Himmel einnehmen; wil zwar viel wissen, aber er hat kein Gewissen. Allein du thörichter Mensch, der Teuffel ist viel gelehrter als du, er kan viel besser disputiren als du, und kombt doch mit seinem Disputiren nicht in den Himmel... Disputir hin, disputir her, die ultima Analysis aller Kontroversien und Streitigkeiten in Religionssachen läufft doch endlich auff dieses Principium hinaus: Deus dixit, Gott hat's gesagt... O wie viel tausend einfältige Bauern sind, die nit viel disputiren können, und bey ihrem Catechismus bleiben, und kommen doch in den Himmel, da hergegen mancher hochgelehrter Mann heraussen bleiben muß. Wer ist nun der Glückseligste? Der, welcher mit seiner Einfalt in den Bauern Himmel komt, oder der, welcher mit seinem Schulsack, mit seinen grossen Büchern, zum Teuffel in die Hölle fährt?" (Abgenötigte Ehrenrettung I, 651 u. 652). „Deus dixit". Das ist der Anfang und das Ende von Schupps Theologie und Predigt. „Und wenn es nicht in der Bibel ständ, ich wolt es nicht glauben

sondern es für eine Fabel oder poetisch Gedicht halten. Allein es ist Gottes Wort", (Ninivitischer Buß-Spiegel 139) sagt er über die Geschichte des Jonas. Der Geist Gottes muß den Prediger lehren. Die hohe Schule, darin er Gottes Wort lernt, ist die Kreuzschule. „Die gantze Theologia ist mehr eine experientia als scientia. Wer nicht selbst in Anfechtung gestocken, und nicht kennet was Gottes Zorn sey, wie kan der andere recht trösten? (Niniv. Buß-Spiegel 400 u. 401). Drumb führt (Gott) bißweilen noch heutiges Tages fromme Leute in diesem Leben so wol in die Hölle, als die Gottlose, daß sie müssen sehen wie schwartz der Teuffel sey, und wie heiß die Hölle sey... Die Höllen-Angst, der Bauch der Hölle, ist die rechte Academie oder hohe Schule, darin man recht beten lernt. — Wer diese Höllen-Angst nicht versucht hat, der ist noch ein halber Bachant in der Theologischen Schul" (Niniv. Buß-Spiegel 179 u. 180). „Oratio, tentatio et meditatio machen einen guten Prediger. Der Bauch des Wallfisches, die Höllen Angst, das ist die rechte Universität, darin man . . . die Theologiam recht verstehen lernt. . . . . Zuvor ehe Jonas in die Creutzschul geführet war, hat er ohne Zweiffel viel subtile Ursachen vorzubringen gewust, warum ihm das gar nicht zu rathen, . . . daß er solle nach Ninive ziehen. Aber als ihn Gott mores gelehrt hatte, ließ er seinen Vorwitz fahren, und sahe auf Gottes Befehl. Er ging alsbald gen Ninive, wie der Herr gesagt hatte" (Niniv. B.-Sp. 251 u. 252).

Der Prediger handelt und redet nicht aus eigenem Gutdünken, sondern in göttlichem Auftrag, er ist Gottes Abgesandter. Wer ihn abweist, der weist Gott selber ab. Darum darf ihn auch Schmähung und Verfolgung nicht kränken und einschüchtern. „Sobald Ihr euch resolviert habt, ein Studiosus Theologiä zu werden, so bald hättet ihr euch resolviren sollen, daß ihr im Predigtampte nichts darnach fragen wollet, ob ihr reich oder arm werdet, ob ihr geehrt oder verachtet werdet. Gehet nur hin, trauet Gott und eurem ordentlichen Beruff und wisset, daß ihr ein Legat und Abgesandter seyd des Herrn der Heerscharn, und daß Gott dem Predigampte die Macht gegeben habe, nicht nur die Bauern und gemeine Mußquetier, sondern die Welt zu straffen. Drumb sagt es einem, so wol als dem andern (Holländisch Pratgen I, 383). Wann ein Prediger der auf die Cantzel steigt, Gott um seinen heiligen

Geist anrufft, und predigt was Gott in seinem Wort befohlen, so hat er sich an andre Manier nicht zu kehren. Erzürnt er dann schon die Welt, und macht, daß die Leute den Kopff schütteln, ihm feind werden, und sagen, das sey nicht Manier, so muß er lassen zürnen wer es nicht lassen kan, er wird dennoch ein frölich und gut Gewissen dabey haben" (Niniv. B.=Sp. 244 u. 245). „Ich höre", schreibt Schupp an Prediger Ries in Augsburg, „daß der Herr auch seine Verfolgung habe. Ich beklage ihn deßwegen nicht, sondern gratuliere ihm, und gefällt mir sehr wohl, denn ich sehe darauß, daß er ein treuer Diener Jesu Christi sey. „So leide dich nun, du Riese, als ein guter Streiter Jesu Christi! Sumus milites! Proinde vince, o amice, et coronaberis." (Abgenötigte Ehrenrettung I, 689). „Sags, sags, so hast du deine Seele errettet. Ich weiß gar wol, daß ich im Geschrey sey, ich predige zu schroff. Allein in einer solchen grossen Stadt kan so schroff nicht gepredigt werden, es thut noch schärffer vonnöhen.... Was wäre dir damit gedient, wenn ich mit dir zu Gesellschafft in die Hölle führe? Würdest du mir auch in der Höllen dafür dancken, wann ich hier gestanden, und nur gesagt hätte, was dir zu hören angenehm wäre. Allein wann ich den Leuten hier mit meinem Predigen beschwerlich bin, so will ich es für die allergrößte Ehr achten, wenn man mir meinen Abschied gibt ... der irret sich weit, der da meinet, daß ich so groß nach Geld und Gut, nach grossen Besoldungen frag. Das vergänglich Ding hab ich längst gelernt zu verachten. Ich hab Brod gessen, ehe ich hieher kommen bin. Ich hab auch aus Erfahrung gelernt, daß Gottes Segen nicht nur in Geld und Gut bestehe" (Niniv. B.=Sp. 270 u. 271). Allen muß es der Prediger verkündigen ohne Ausnahme, aber er muß ihnen auch Gottes Wort schlicht und einfältig predigen und nichts anderes darunter mischen, muß die unnötige Polemik mit ihrer schalen Gelehrsamkeit meiden und die Wahrheit so darlegen, daß sie jedermann fassen und verstehen kann.

„Predige fleissig," schreibt Schupp seinem Sohne Anton Meno, „nicht von hohen Dingen, etwa auß dem hohen Lied Salomos, oder von andern Sachen, sondern von und auß dem Kinder=Catechismo. Und laß das deine größte Sorge sein, wie du deine Zuhörer in den Fischerhimmel mögest bringen?" (Calender I, 580). „Sagt mir, liebe Zuhörer, wo ihr jemals gelesen, daß der Teufel

vor einem elenden Syllogismo gelaufen, du seiest gleich, wer du wollest. . . Bekannt ist, worinnen das rechte Kunststück eines rechtschaffenen Predigers bestehe? nicht in grosser Invention oder künstlicher Abtheilung der Predigt. . . Es bestehet auch nicht in prächtiger und mit Fleiß angenommener Pronunciation oder Außsprach. . . So bestehet die Predigtkunst auch nicht in seltzamer und vielfältiger Bewegung . . ., sondern stehet vielmehr in heiligem Leben und Wandel. . . Eine rechteyferig gemeinte Predigt . . . baut mehr als tausend hochkünstliche alamodische" (Von der Einbildung I, 532 und 533). „Was ists, wann ein Dorffprediger weiß, wie er einen Photinianer refutiren solle, und bekommt wohl in 10 Jahren keinen... zu sehen? Allein wie er einen Betrübten trösten, einem Epikurer die höllische Flamme recht abmahlen solle, dazu hat er alle Tage Gelegenheit. Ein Jurist der auff der Catheder von diesem und jenem lege reden kan, wie Bartholus und Baldus, der kan nicht alsobald einen reum in foro accusiren oder excusiren, wie Cicero oder andere oratores gethan haben. Eben also ist nit ein jeder Theologus, der von Controversien reden kan, geschickt, einen Epicurer zu schrecken, einen Trostlosen zu erquicken, einen Übelthäter, der jetzt sterben sol, einen Mut zuzusprechen, daß er nichts nach Galgen, Feuer oder Rad frage" (Zuschrift zu Morgen- und Abend-Lieder I, 936). Es ist verhoffentlich niemand unter meiner Gemeinde, der begehret die Beschneidung anzunehmen, und ein Jude zu werden. Ich weiß auch nicht, daß viel Arianer, Photinianer, Papisten und dergleichen unter meiner Gemeinde seyen. Allein ich weiß, daß viel gottlose und arme Leute in der Rosenstrasse, in der Steinstrasse, und anderswo in den Armenhäusern ligen, welche ihre Kinder in allem Muthwillen auffwachsen lassen, und wollen sie lieber lassen betteln, als andern Leuten lassen dienen. Dadurch wird des Teuffels Reich gebauet, und Gottes Reich zerstöret. Was wäre es, wenn ich 10 Jahr predigte und die Arianer, Photinianer, Nestorianer, die Juden, die Türken und andere Ketzer und Schwärmer widerlegte, und innerhalb zehen Jahren einen solchen Ketzer bekehrete, und liesse unterdessen so viel tausend arme Maul-Christen zum Teuffel in die Hölle fahren" (Zuschrift zu den: Sieben böse Geister u. s. w. I, 332). Der Prediger muß allen alles werden. Er muß jedem Stande das sagen können, was gerade ihm Not thut. Er darf der Mächtigen und Reichen nicht schonen ihrer Macht

und ihres Reichtums willen und der Armen, Kranken und Elenden ihrer Armut und Schwäche wegen. Viel Schaden richtet an, wer den Armen über die Reichen oder den Starken über die Schwachen predigt. Es gilt jedem Menschen nicht das Allgemeine, sondern das Besondere zu sagen, die Strafe für die besondere Sünde und die Vergebung für die besondere Sünde. „Der were ein ungeschickter Medicus, der einem, so einen Mangel an dem Kopffe hätte, wolt ein Pflaster auff den Fuß schlagen, das gut für das Rothlauffen were. . . Es muß ein Prediger es offt machen wie ein kluger Kauffmann. Ein Kauffmann bringt zu Marckt solche Wahren, die ihm wol abgehen. Wann einer wolte Hopffen in Italien führen, da man kein Bier brauet, der würde wenig Geld lösen. Wann einer zu Franckfurt in der Judengasse, den Juden wolte Speck, Schinken oder Bratwurst verkauffen, der würde wenig Geld lösen. Sondern ein Kauffmann muß ein jede Wahre dahin führen, wo sie abgehet. . . Es würde ein Prediger wenig außrichten, wenn er unter Kauffleuten stünde, und nur von den Lastern redete, welche Kriegsleut an sich haben, wann er sagte, wie sie den hochheiligen Namen Gottes, in dem sich alle Knie beugen sollen, mit Fluchen und Lastern entheiligen, wie sie den armen Mann mit Kontribution biß auff den letzten Grad außsaugeten, wie sie viel unschuldig Blut vergössen . . . wie sie sich an ihrer Kontribution, an ihrem Sold nicht begnügen lassen, sondern . . . dem Kauff- und Wandersmann das seinige raubeten; da würde ein Kauffmann gedencken: Ja, das ist recht, also machen es die gottlosen Soldaten, er würde sich aber wenig darauß bessern. Ein Prediger würde wenig bauen wenn er unter Soldaten stünde, und von den Lastern der Kauffleute redete, wie dieselbige manchmal ihren Nechsten überfortheilen im Handel. Dann da würde ein solcher gedencken: Ja, es ist recht, die Pfeffersäcke wissen nicht, wie sie ein Ding theuer gnug geben sollen, drumb müssen sie uns Soldaten unterweilens auff der Strasse unter die Hände gerathen, daß wir ihnen die Pfeffersäcke ein wenig außsteubern und sie mores lehren; allein er würde sich darauß nicht bessern. Ein Prediger würde wenig Ruhm schaffen, wenn er bey Trunkenbolden nur vom Geiz redete. Denn da würde ein Trunckenbold gedencken, ja das ist recht. Geiz ist die Wurzel alles Übels, drum spar ich nichts, ich mache mich lustig mit den meinigen, und lasse es einen guten Gesellen auch geniessen. Mein Faß hat keinen Pantzer an. Er

vergisset aber seiner, und denckt nicht was Christus saget: Hütet euch, daß eure Hertzen nit beschwert werden mit Fressen und Sauffen; daß der Apostel sage: die Trunckenbold werden das Reich Gottes nicht ererben. Wil nun ein treuer Prediger sein Ampt thun, so muß er . . . dem Geizigen sagen, was an den Geizigen zu straffen, dem Trunckenbold was am Trunckenbold zu tadeln sey. Einem Fürsten muß er nicht immer allezeit fürschwatzen, worin die Bauern und Unterthanen sündigen, sondern er muß auch denen Fürsten und Gewaltigen ihre Mängel fürhalten, und ihnen zeigen, daß sie auch Menschen seyn, daß grosse Leute auch fehlen. . . Summa, er muß sehen, daß ein jeder lerne seine, seine sag ich, und nicht eine frembde Lection" (Abgenöthigte Ehrenrettung I, 657—659 und ähnlich „rachgieriger Lucider" I, 273 und Zuschrift zu den „Sieben bösen Geistern" I, 332 und 333).

„Als Crobyle auß der Kirche kam, fragte sie ihre Tochter, was sie auß der Predigt behalten habe." Corinna antwortete: „Liebste Mutter habt ihr nicht gehört, wie der Priester schalt auff die Juden . . . wie er auff die Photinianer schalt? . . . Wann ich ich diesen Ketzern und Teufelskindern dieses Messer im Leibe herumb wenden könnte, ich wollte es thun. Crobyle antwortete: Meine gantze Seele freuet sich, in dem ich höre deinen grossen Eyffer wegen der Religion, fahre so fort meine liebste Tochter, und bleibe fromm." So spricht die Kupplerin zur Kurtisane! (Corinna, die erbare Hure I, 482).

Zur Zeit und zur Unzeit muß die Wahrheit gesagt werden, ob sie gefällt oder nicht. „Es wissen alle Huren, und sonderlich die große Schaar und Unzahl der Ammen in Hamburg, daß ich ihr Patron nicht sey. Es sagte mir einsten eine Amme ins Gesicht, wenn alle Leute den Huren so feind wären, möchte der Teuffel eine Hure werden" (Corinna Zuschrifft I, 463). „Mancher würde dencken: Warumb solt ich nicht gern Gottes Wort hören, das Wort Gottes, das ist lebendig und kräfftig? Allein das kan ich nicht wol leiden, daß die Naseweise Prediger unterweilens auff der Cantzel stehen, und die Leute also beschreiben, als ob sie mit lebendigen Farben abgemahlet werden, daß auch die geringste Magd verstehen kann, wem dieser Text gelte: Sie solten einfältig bei Gottes Wort bleyben, und solche Dinge von der Cantzel lassen; es gehöret nicht dahin? gnug ist es, wann sie einfältig bey dem Texte bleiben, und

sagen: Ihr lieben Zuhörer, Ihr solt nicht tödten, Ihr solt nicht Ehe brechen, Ihr solt nicht stehlen. Aber wenn ein Cavallier ist, der seine in der Welt so theuer erworbene Renome erhalten, und ein bey einem Trunck geredetes Wort mit Degen und Pistol verantworten wil, und kömbt in die Kirche, so redet offt ein naseweiser Prediger immer von Mord und Todtschlag, daß die Mörder das Reich Gottes nicht ererben, wenn sie nicht Busse thun ... Kommt ein höflicher Courtisan in die Kirche, welchen das Frauenzimmer wol leyden mag, so schilt und schreit der Pfaffe immer, daß die Hurer und Ehebrecher das Reich Gottes nicht ererben werden. Kömbt ein reicher Mann, der das seinige wohl weiß in acht zu nehmen, der den Seinigen wol vorstehet, und auß Steinen Brodt macht, solt es auch Gott lieb oder leydt seyn in die Kirche, so rufft der Pfaffe, der selbst kein Geld hat: Was hülffe es dem Menschen, wann er die gantze Welt gewänne, und lidte Schaden an seiner Seele! Ich gehe gern in die Kirchen, und höre Gottes Wort gern. Ich habe für mich, für meine Frau und Kinder Stüle in unterschiedenen Kirchen umb mein Geld erkaufft: Aber das Stechern und Sticheln kan ich durchauß nicht leiden, es ist auch allhier nicht Herkommens, man bleibe einfältig bey Gottes Wort, und greiffe die Leut auff der Cantzel so grob nicht an. Allein solche Zuhörer deß Wortes Gottes kommen mir eben vor wie Herodes, von welchem Matth. 6 geschrieben stehet, daß er Johannem gern gehöret habe, ... denn wir sollen nicht allein Hörer sein, sondern auch Thäter" (Abgenöt. Ehrenrettung I, 655—657).

Es genügt nicht, die Wahrheit zu sagen, „sondern ein treuer Lehrer und Prediger muß unterweilens zu dem David selbst, zu dem Ahab selbst, zu der Jesabel selbst, zu dem Herodes und seiner Hure selbst gehen, und sagen: Du, du bist der Mann, du, du bist die Frau, die das und das thut" (Corinna I, 505). Einstmals war Schupp zu einem hohen Staatsmann beschieden worden. Derselbe hatte 10 Jahre das Abendmahl nicht empfangen und lag schwer krank darnieder. Wie ihm aber Schupp das Wort vorhielt: „Thue rechtschaffene Früchte der Buße", „da wandte sich der Herr im Bette herumb und fing .. an zu reden, von dem Estat in Engelland kam endlich auff die Schweden, von denen Schweden auff den Pabst und fing solch einen Politischen Discurs an, als ob er mit dem Könige in Spanien redet, und ihm Vorschläge geben, wie er

sich zu einem Monarchen in gantz Europa machen könne. Endlich sagte er: Mein Herr Ehrenhold, vergebet mir, ich halte euch auff. Ich weiß, daß ihr viel zu thun habet, ich habe mich heute sehr übel befunden. Ich dachte, ich wolte das hl. Abendmahl empfangen. Allein es hat Gott Lob, ziemlich mit mir gebessert, ich wil es nun ansehen, biß Morgen. . . Es war aber Ehrenhold kaum auß dem Gemach kommen, da dieser Herr gesagt hatte: Ach, der Kerl hat mich ja mit seinem Catechismo wol gebrüet, ich habe vermeynet, er sey ein Höfling und ein Etats Mann, allein ich sehe, daß er auch ein Pedant ist" (Corinna I, 504). „Der Sadduceische Geist regieret heutigen Tages unter den Statisten (Staatsmännern) und Mammonisten und ist ein böser Geist. Aber der Pharisäische Geist, welcher sich in einen Engel des Lichtes verstellen kan, ist noch ein viel ärgerer Geist, die Saduceer oder die Statisten und Mammonisten lesen keine Theologische Schrifften, die Phariseer aber meynen, wenn sie nicht ihre Eltern verfolgen, wie Absolon; ihre Brüder todtschlagen wie Cain; so seien sie saubere Knäblein, und Gott müsse ihnen nothwendig den Himmel einräumen" (Corinna I, 496). „Wann man nun diesen beyden Geistern wil widerstehen, muß man es machen, wie die Bienen, welche nicht allein Honig bringen, sondern auch wann sie ein wenig gesumbset haben, einen Stachel hinter sich lassen."

„Sieben böse Geister", sind es, „welche heutiges Tages Knechte und Mägde regieren und verführen" . . . „Der Teuffel wil itzt seinen sonderlichen Spaß, seine sonderliche Lust und Freude haben unter Knechten und Mägden. Er weiß wol, daß er grosse Herrn und Potentaten, reiche Schlemmer und Hochgelährte und hoffärtige Narren leichtlich in sein Netz bringen könne. Umb solche Leute bekümmert er sich nicht viel, sondern dencket, sie werden doch wol zu ihm kommen. . . Was fragt der Teuffel darnach, ob mancher grosser Herr, der nur auf raison de estat siehet Lutherisch, Papistisch oder Calvinisch sey? Der heutigen Politicorum ratio status ist nichts anders als des Teuffels Catechismus. Drumb bemühet sich der Teuffel um arme Knechte und Mägde, daß er dieselbe in sein Garn und Netz bringen könne, und machet, daß sie nicht allein hier zeitlich, sondern auch dort ewig arm seyn mögen. Wie manche arme Hure sitzet wol itzo in der Hölle bey dem reichen Schlemmer, und ruffet: Ich leide Pein in dieser Flamme. Welche nicht in

Purpur und köstlicher Leinwand gekleidet gewesen, und alle Tage herrlich und in Freuden gelebet hat, sondern sie ist Herrn und Frauen ungehorsam gewesen, ist endlich mit einem Soldaten davon gelauffen, hat Hunger und Durst gelitten, ist von den Läussen gefressen worden, und endlich an den Frantzosen gestorben..." (Sieben böse Geister I, 335 u. 336).

„Der 1. Teuffel bildet dem gemeinen Volck ein die Süssig- und Lieblichkeit des Müssigganges und der Freyheit. Dieser Teuffel mahlet Knechten und Mägden für, was das für ein herrlich Ding sey, wann einer Niemand dürffe unterthan seyn, wann er dürffe gehn wohin er wolle, wann er dürffe reden und thun was er wolle. . . Müssige Leute hören den Eingebungen des Teuffels fleissig zu, und dencken ihm nach. . . Drumb wann der Teuffel einen Menschen verführen will, so ziehet er ihn von der Arbeit, und überredet ihn, er könne und dürfe nicht arbeiten. . . Ihr Männer eines guten Gerüchtes, ihr Männer voll heiligen Geistes und Weißheit, ich bitte und ermahne euch, daß wenn ihr arme Eltern wisset, die viel Kinder haben, ihr wollet sie ermahnen, daß sie die Kinder den Leuten lassen dienen, und wenn sie es nicht thun wollen, so gebet ihnen die Allmosen nicht, oder ihr werdet euch theilhafftig machen der Laster, welche auß solcher armen Kinder Müssigange herkommen, und wird euch dermaleinst schwer zu verantworten seyn" (I, 337 —343). „Der ander Teuffel überredet sie, daß sie nicht frommen und gottesfürchtigen, sondern vielmehr gottlosen Herrn dienen sollen. Dann bey den Gottlosen haben sie mehr Lohn, mehr Trinckgeld, besser Essen und Trincken, da halte man immer Gasterey . . . da gehet alles lustig her, da tantze man, da sänge man, da springe man, da fahre man spatzieren, da dürffe man thun und reden, was man wolle. Aber bey den frommen und gottesfürchtigen sey es gar zu still, da müsse man sich eingezogen halten in Worten und Wercken; . . . Summa, da sey es ein recht Mönchisch und Nonnisch Leben" (I, 343). „Der 3. Teuffel macht ihnen den Dienst zu wieder und weiset sie an, daß sie nicht eintreten sollen. Da schicket der Teuffel etwa ein altes Weib, und läst sagen: Was wiltu da machen? Ich weiß einen bessern Dienst für Dich . . da . . ziehen sie an andre Örter oder stellen sich als ob sie kranck seyn, und bleiben eine zeitlang daheim . . . dann gehen sie wieder hervor und sind frisch und gesund. Allein ihr

verlogene Knechte und Mägde ... das ist treulos, unredlich und unchristlich gehandelt" (I, 345). Der 4. Teuffel überredet sie, „daß sie davon lauffen, oder sich also stellen sollen, daß Herr und Frau selbst genötigt werden ihnen den Abschied zu geben. Wann die Arbeit am allernötigsten ist, und man der Knechte und Mägde am allerwenigsten entrahten kan, so sind sie am allermuthwilligsten, thun und lassen, was sie wollen" (I, 346). „Der 5. Teuffel beweget sie, daß sie in ihrem Dienst nichts thun, was sie schuldig sind... Wann ein Knecht Gott fürchtet, so darf man keine Kisten und Kasten für ihm zuschliessen. Das ist die Brunnquell aller Untreu so unter Knechten und Mägden vorgehet, daß sie Gott nicht fürchten und lieben" (I, 348 u. 351). „Der 6. Teuffel überredet das Gesinde, daß wann sie 1 Jahr gedienet, so sollen sie weiter fort... Alle Veränderung, so ohne wichtige Ursache geschiehet, ist gefährlich.. Du weist, was du habest, du weist aber nicht, was du bekommen werdest... Sonderlich stehet es den Mägden übel an, wann sie über Land von einem Dienste zum andern ziehen... Von gewanderten Handwercks-Gesellen, halte ich viel, aber von gewanderten Mägden gar nichts. Vorzeiten hielt es das Gesinde vor einen Ruhm, an einem Orte lange zu dienen, hergegen hielten sie es vor eine Schande, von einem Orte zum andern ziehen, aber jetzt will es nicht gelten. Manchem eckelt vor seines Herrn Brod, wie den Israeliten vor dem Manna, und wil in den Krieg... Was meynet ihr wol, wie mancher Handwercks-Gesell bißhero von seinem Meister gelauffen und sich in den Polnisch-dänischen Krieg begeben, der jetzo mehr Läuse als Rosenobel in den Hosen hat, und wünschet, daß er jetzo möchte bey seinem Meister zu Hamburg seyn, und auf einem Sonntage sein Hertz erquicken mit dem, was er auff einem Werckeltag nit hat fressen oder sauffen mögen" (I, 351 u. 352). „Der 7. Teuffel beweget das Gesind, das, wann sie von ihren Herrn und Frauen haben Abschied genommen, reden sie das ärgste von ihnen und ihren Kindern, und lügen noch zehnmal mehr darzu, damit es das Ansehen habe, als ob sie nicht ohne erhebliche Ursache, von ihrer Herrschaft Abschied genommen haben. .. In dem ich dieses sage.. werdet ihr liebe Leute gedencken, dieser Mann muß ein rechter Tyrann sein, er muß Knechten und Mägden nichts gutes gönnen. Wer wolte dem Manne dienen? Allein ich versichere euch, daß ich es nicht allein mit dem Gesinde in meinem Hause,

sondern auch mit dem Gesinde in der gantzen Stadt hertzlich wol meine. . . Es ist nit genug, daß man vor Knechte und Mägde sorge, daß sie satt Speck und Grütze, Kohl, Peckelfleisch und dergl. haben, sondern sie müssen wissen, daß sie dermaleinst Gott von ihrem Dienste Rechenschafft geben müssen, daß ihnen Gott ihre Treu und Untreue belohnen werde. Wer belohnet dem Josua und Joseph ihre Treue? Wer belohnte dem Gehasi seine Untreue? . . Knechte und Mägde solten billich mit danckbarem Hertzen erkennen, daß sie es heutigen Tages viel besser haben, als die Knechte und Mägde bey den Juden im Alten Testament, item bey den Römern und andern; Ja sie haben es offt besser als die Herrn. Wann ein Knecht wol gessen und getruncken hat, leget er sich nieder und schläfft, und lässet seinen Hern sich im Bette ohne Schlaff herumb wenden, und lässet ihn sorgen vor morgen. . . Versichert euch, wie einer Herrn und Frauen dienet, also wird ihm wieder gedienet werden (I, 353—355). Dadurch wird des Teuffels Reich mercklich vermehret, daß die Seminaria des Christenthumbs, heutiges Tags nicht recht in acht genommen werden, daß Söhn und Töchter, Knecht und Mägd nicht recht angeführt werden. Wer ein Hauß bauen wil der muß ein gut Fundament legen. Und wer im geistlichen und weltlichen Stand etwas gutes durch Gottes Beystand außrichten will, der muß, wann er weißlich handeln will, von unten anfangen, von Kindern, Knechten und Mägden. Wo Kinder, Knecht und Mägde wol angeführet werden, da folgen fromme Eheleut. Wo fromme Eheleut sind, da sind fromme Unterthanen, welche Gott geben, was Gottes ist, und dem Kayser, was des Kaysers ist. Wo fromme Unterthanen sind, welche Gott und ihrer Obrigkeit treu sind, da wandelt Gott mit seinem Segen, und seine Fußstapffen trieffen von Fett. Und wo die Unterthanen reich, und von Gott gesegnet sind, da hat der Regent einen unaußschöpflichen und immer quellenden Bronnen, der ihm nützlicher ist als der Chymicorum aurum potabile (Lebenselexir)" (I, 356 u. 357).

Schupp handelt hier ein Hauptstück der sozialen Frage ab; er zeigt, wie das Einzelne zum Allgemeinen führt, wie die Sünde zunächst allerdings des Einzelnen Verderben, wie aber des Einzelnen Wohl und Wehe in engster Beziehung zum Gesamtwohl stehe. Nicht nur die Fürsten, Mächtigen und Reichen können durch ihr schlechtes Beispiel Volk und Staat verderben, auch die untern Schich-

ten unterwühlen durch Untreue, Arbeitsscheu und Vergnügungssucht die Grundlagen der Gesellschaft. Des Predigers Pflicht ist beiden Teilen den Spiegel des göttlichen Wortes vorzuhalten, das beiden Teilen zuruft: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde der Leute Verderben!

Nachdem wir nun aus Schupps eigenen Worten kennen gelernt haben, wie er Predigtberuf und Predigt aufgefaßt wissen will, wird es sich empfehlen die Predigten, Predigtauszüge oder predigtähnlichen Schriften Schupps kurz zu betrachten. Dabei ist im Allgemeinen zu bemerken, daß wir bereits in der Zeit des Perikopenzwanges uns befinden. In den Hauptgottesdiensten an Sonn- oder Festtagen muß über die feststehenden altkirchlichen Bibellektionen gepredigt werden, nur für die Nebengottesdienste an Sonn- oder Werktagen sind freie Texte oder fortlaufende Bibelerklärungen gestattet. Da haben wir's nun dem viel verrufenen Nektarius Butyrolambius zu danken, daß uns Schupp in seinem „Calender" und besonders in der „Abgenötigten Ehrenrettung" (I, 638—669) eine nicht unbeträchtliche Auswahl von Auszügen aus seinen Sonn- und Festtagspredigten mitteilt. Sie enthalten Bruchstücke von Predigten, die am 8. Sonntag nach Trinitatis, am 19. März in einer Passionsandacht und am Michaelstage 1650, an einem Sonntag Judica und an einem Neujahrstage gehalten worden sind[16]).

Kurz, aber sehr charakteristisch für seine oft drastischen Redewendungen, ist die Auslassung, die uns Schupp im Nachwort zu seinem „Calender" (I, 599 u. 600) mitteilt. „Als ich erstlich nach Hamburg kam, und . . mir alles applaudierte, da kam ich einsmals auff die Cantzel, und sagte: „Ihr meine lieben Zuhörer, ich dancke euch vor die gute Affection, so ich von euch verspüret, und versichere euch das, wann ich euch auf meinem Rücken tragen kondte biß in den Himmel, ich wolte es thun. Allein ich werde euch jetzo etwas wünschen, welches euch frembd und seltzam vorkommen wird. Ich wünsche euch allesampt, grossen und kleinen; daß ihr heute lebendig möget zur Höllen fahren". Und schwiege darauff ein wenig stille. Als die Leute in der Kirche seufftzeten, und dachten, was das vor eine Rede, vor ein Wunsch seye von einem Mann, dem sie alles gutes gönnten, da fuhr ich fort und sagte: „Ich wünsche euch nochmals, daß ihr bey lebendigem Leibe heute möget zur Hölle

fahren mit Gedancken, und möget betrachten, wie groß, wie unaußsprechlich die Pein der Verdambten in der Höllen sey, damit ihr dasselbige nicht nach eurem Todt fühlen dürffet."

Die Predigt am 8. Sonntag nach Trinitatis handelte von „falschen Lehrern und falschen Zuhörern." Schupp schilderte darin vortrefflich die menschliche Scheinheiligkeit, die alles gern thut und sich mit allem gern entschuldigt, nur nicht das, was Gott von uns fordert. „Darum müssen wir also leben, als ob kein Evangelium sey, und also sterben als ob kein Gesetz sey" (I, 639). „Ihr höret, daß der Sohn Gottes im heutigen Evangelio saget: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Das ganze Pabsttum ist voll Domine, Domine. . . Da ist ein Hauffen Wachen, Opffern, Seelmessen, Wallfahrt und dergl. Aber sie thun hierinnen nicht den Willen des Vaters im Himmel. Wir Lutheraner rühmen uns der Reformation, aber wir leben offt nicht wie die Menschen, sondern wie die Teuffel, wir stincken für lauter Heucheley. Heucheley aber ist, wenn man viel gutes Dinges saget, und doch nicht darnach thut. Mancher weiß von Religions-Sachen artig zu schreiben, allein er führt ein Leben wie ein Heid, der nichts von Gott weiß." So geht nun Schupp alle Stände durch und misset sie nach ihrem Thun. Er fragt an bei den Geistlichen, kommt dann zu den Politikern und schließlich zu Hausvätern und Hausmüttern. Von den Geistlichen meint er „die werden sich am Jüngsten Tag verwundern, warumb sie in die Hölle sollen? Dann werden sie sagen: Herr Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissaget. Haben wir nicht viel schöner Bücher von der Religion geschrieben? Haben wir nicht wider die Papisten, die Calvinisten, die Juden und andere Ketzer gar scharffsinnig disputirt? Haben wir nicht manche köstliche Predigt gehalten? . . Die Statisten werden sagen: „Herr . . . haben wir nicht mit grossem Eyffer reformiret? Haben wir nicht falschen Propheten Stad und Kantzel verbohten? . . Sind wir nicht von jedermann außgeschriehn worden, daß wir rechte Priester Freunde, Patroni, Mäcenates und Beförderer der Kirchen und Schulen seyen? . . Wie manches statliches Neues Jahr . . haben wir den Priestern geschicket? . . Viele aber vom Hausstande, Männer und Frauen, werden sagen: „Herr, sind wir nicht fast alle Tage in die Kirche kommen? Haben wir nicht

in fast allen Kirchen unsere Stühle gehabt? Sind wir nicht offt genug zum Beichtstuhl, zum hl. Abendmal gegangen? .. Haben wir nicht ins Waisenhaus, ins Gasthauß, in andere Hospitalia genug geschicket? .. Diesen allen gilt: „Das machts nicht aus im Christenthum, sondern man muß auch sonst den Willen thun des himmlischen Vaters“ (I, 640—642). In der Passionspredigt am 19. März sprach Schupp über die Texteswörte, daß Christus habe leiden müssen zu der Zeit, da „Hannas und Caiphas Schwiegervater und Tochtermann, Hohepriester zu Jerusalem gewesen?“ Um Geld und durch Heirat erwarb man die Hohepriesterschaft in Jerusalem, mit Gold und Heirat erwirbt man heutiges Tages vielfach die Predigerstellen. Daraus wird ein unleidlicher Zustand; die Würdigen und Tüchtigen sind stellenlos, Mietlinge entehren das Heiligtum. „Gleichwie der ein grosser Übelthäter ist, der die Brunnen vergifftet, darauß hernach viel tausend Menschen trincken und sterben; Also ist der ein großer Übelthäter, der eine Person in geistlichen Stand befördern hilfft, und weiß, daß sie nicht geschickt darzu sey, sondern hernach viel tausend Seelen ihrer Unwissenheit oder ihres ärgerlichen Lebens halben versäumen und ruiniren werde“ (I, 643 und 644). „Ich erschrecke offtmals, wenn ich höre, daß Edelleut oder Canonici, welche Pfarr-Stellen zu vergeben haben, .. sagen: So viel hat mir der und der versprochen, wilt du mir mehr geben, oder wilt du meine Köchin nehmen, so solt du den Dienst haben. Das heißt zu Dienste kommen, wie Hannas und Caiphas. Und was ist Wunder. Daß hernach Christus und seine arme Brüder unter solchen Priestern leiden müssen? .. Denke ein jeder selbst nach, wie der Teuffel dazu in die Faust lacht“ (I, 645).

Aus der Michaelspredigt a. 1650, die er „mit eigenen Händen von Worten zu Worten concipiret“ (I, 648), haben wir oben schon vernommen, was die Hauptsache beim Prediger sein müsse, nämlich die Demut, die sich von Gott aus seinem Worte belehren läßt! Hier nur Einiges aus dem Eingange. „Sage mir aber du armer Mensch, wer ist der böse Feind? Es ist der Teufel. Wann ich mich besinne wie es in der Welt hergehe, so finde ich, daß dreyerley Teufel seyen, welche die meisten Leute in das zeitliche und ewige Verderben führen, Erstlich der Mammon oder Geitz-Teufel, zum andern der Asmodi oder Ehe-Teufel, und zum dritten der Lucifer oder Hoffarts-Teufel. . . . Was hat die ersten Eltern aus dem

Paradies bracht? Der Lucifer oder Hoffarts-Teufel hat es gethan .. Wer nun wil aus dieser armselgen Welt in den Himmel gehen, der muß sich genau vorsehen und hüten, daß er sich .. den Hoffarts-Teufel nicht reiten lasse; denn die Thür zum Himmel ist gar niedrig. Ein Stoltzer, der da gehet mit auffgerecktem Hals, wie Vorzeiten die Israelitische Jungfern, der kan mit dem Kopffe oder mit der Stirn, gar leicht an der Himmelsthür anstossen ... Es ist nichts so toll und ungereymt, so falsch, so unerhört, das müssige Leute auff Universitäten nicht vertheidigen ... Und das thun sie nur zu dem Ende, daß ein jeder seinen Verstand, sein scharffsinniges Ingenium sehen lasse: Allein wann alle scharffsinnige Disputatores und Oratores .. kämen, .. so würden sie mich doch drey Ding nicht überreden können 1) .. daß der Teuffel in der Welt ruhig sey und stille sitze 2) .. daß die Welt treu und redlich, und nicht mehr falsch sey 3) .. daß ein Hoffärtiger ein rechter Christ sey"... „Ach wir arme Bachanten, wir bilden uns offtmals ein, wir seyn grosse perfekte Christen, wir sein gelehrte Leute, wir haben den Witz mit Löffeln gefressen, und wann wir es beym Lichte besehen, so hat uns der Lucifer in die Narrenschul geführet?" (I, 648—651).

An einem Neujahrstage nach Erklärung des Evangeliums teilte er schließlich jedem seiner Zuhörer und allen Bewohnern der Stadt Hamburg je nach Stand und Beruf ihre besondern Geschenke zu: „Erstlich verehr ich einem sämptlichen hochweisen Rath ein Schwerdt, welches die Schrifft nennt Gladium Justitiae, das Schwerdt der Gerechtigkeit ... denen Frommen zu Schutz, und den Bösen zur Straffe... Gott thue ein Zeichen an euch und dieser gantzen Stadt, daß es euch wolgehe, damit es eure Feind und Mißgönner sehen und sich schämen. Wir versprechen euch abermals alle Treu und Gehorsam. Was ihr uns gebieten werdet, das wollen wir thun; Wer eurem Mund ungehorsam ist und euren Worten nicht gehorchet, der sol sterben. Viva!.." Darauf wünscht er Glück den Bürgermeistern und Syndici, dem geistlichen Ministerium, sich selber inbegriffen. „Wolauff, ihr Brüder, wenn euch euer schweres Ampt Blut sauer gemachet wird. Wann euch eure eigenen Zuhörer unter die Füße treten und Paßquillen auff euch machen: Wann euch die Menschen schmähen und verfolgen und reden allerley Übels wider euch und ligen darin, seyd frölich und getrost, es wird euch im Himmel wol belohnet werden! O wie wil

ich am Jüngsten Tage prangen mit den Paßquillen, die dieses vergangene Jahr auff mich gemacht sind! Zwar, sie haben mir manche betrübte Stunde gemacht, ich bin in diesem Jahr manchmal der Verläumbder wegen so traurig und so betrübt gewesen, daß wenn die Erde sich aufgethan, ich wolte lebendig darunter gekrochen seyn... Inzwischen aber bitte ich, du grosser Gott, du wollest meiner menschlichen Schwachheit etwas zu gute halten, und mir diese Bitte, welche ich im Anfang dieses Jahres thue, nicht versagen. Mein ehrlicher, mit blutsaurer Mühe und Arbeit erworbener Name, ist mir viel lieber als Gold und Silber, ja lieber als mein Leben. Damit ich nun in diesem Jahre, dieser volkreichen Gemeine mit desto besserem Ruhm vorstehen möge, so mache meinen Mund nun wider frölich, und verjünge gleichsam mein gantzes Gemüth... Viva! .. Denen reichen Kauffleuten und Schiffern, welche ihrer Kauffmannschafft und Nahrung halben hin und wider reißen, und oft Leib und Leben wagen, verehre ich eine Land-Karte, und erinnere sie dabey, was Christus sagt: Matth. 16. Was hälffe es dem Menschen, wann er die gantze Welt gewänne, und lidte Schaden an seiner Seelen? Wie offt reisest du über Berg und Thal, über Land, über Wasser, über Sand, und verletzest dein Gewissen, und beschädigest deine arme Seele? Zeige mir aber in der Landkarte, welche Stadt, welches Land du damit gewonnen habest? und wann du schon eine Stadt oder Land gewonnen hättest, so wäre es doch nichts gegen der ganzen Welt; und wann du schon die gantze Welt gewonnen hättest, so wäre es doch nichts gegen deiner Seele... O du edle Seele, wie wirst du doch offt von vornehmen weltweisen Kauffleuten so gering gehalten! Viva! ..... Dem löblichen Ampt der Fischer verehre ich das gesegnete Netze ihres Ambts Bruders deß Apostels Petri, welcher es nach angehörter Predigt außwarff, darnach eine grosse Menge Fische fing, und bitte, sie wollen in diesem Jahr dieses lassen ihren Morgensegen seyn: Herr in deinem Namen wil ich das Netz außwerffen. Allen andern Handwercksleuten, welche offt klagen: die Nahrung falle knapp, es sey nicht mehr in Hamburg wie zuvor.. verehre ich einen Zuber voll Fische, und erinnere sie, daß der Mann noch lebe, der in der Wüsten so viel Leut, die sein Wort liebten, mit wenig Brodt und Fischen sättigte; daß der Herr noch lebt, der so viel tausend Vögel in der Lufft, so viel tausend Fisch und

Wallfisch im Meer .. ernehre, warumb solt er nicht vielmehr die Menschen, die edle Creaturen, .. ernehren? Wo ist ein König oder Potentat, der bezahlen könne, was alle Vögel in der Welt nur ein Jahr lang fressen? der König in Spanien ist ein grosser Potentat, er hat einen Fuß stehen in Orient, den andern in Occident, und die Sonne gehet nimmer unter, daß sie nicht in etlichen seiner Länder scheine. Allein ich halte dafür, wenn der König in Spanien solte 10 Jahre lang nur die unnützen Raben und Sperlinge in der gantzen Welt speisen und ernehren, sie würden ihn zu einem armen Könige machen. Aber wann der grosse Gott seine milde Hand aufftʰut, so wird alles, was da lebet, gesättiget mit Wolgefallen... Sehet euch umb, ihr fromme und fleissige Hausväter, wie gesegnet der Mann sey, der den Herrn fürchtet? Wie offt hat Gott in Hamburg aus frommen und armen Kindern grosse und reiche Leute gemacht? Viva! .. Denen Frauen verehre ich die Mütze oder die Haube der Sara, welche wußte, daß der Mann des Weibes Haupt sey... Ich verehre ihnen das Ohrgehencke der reichen Kauffmanns-Fraue der Lydia, welche der Predigt des Apostels Pauli mit allem Fleiß zuhörete. Ich verehre ihnen die güldene Kette, welche Christus Matth. 11 allen seinen Brüdern und Schwestern umb den Hals warff und sagte: Nehmet auff euch mein Joch und lernet von mir. .. Ich verehre ihnen ferner den Spiegel der Judith, der Ester, der Rebecca, der Susanna, der Hanna, darinnen sie sich besehen können, was ihnen an ihrem Schmucke und Zierrath mangele. Ich verehre ihnen auch den Sammet der Frömmigkeit, den köstlichen subtilen Leinwand der Heiligkeit, den Purpur der Scham, Zucht und Keuschheit, darin mögen sie sich kleiden, wie es dem Allamode-Schneider wolgefället, der unsern Eltern im Paradis die ersten Kleider gemacht hat. . .

Du arme Wittwe .. sey getrost, es sind keine Leute, die grössere Verheissungen haben in hl. Schrifft, als Wittwen und Waysen... Ich entsetze mich mehr über die Thränen einer frommen gottesfürchtigen Witbwe, wann sie wider mich weinen wil, als wann mir ein Curassirer mit einem blossen Schwerd in einem wilden Walde begegnete. Dann Witbwen haben einen gewaltigen grossen Patron an Gott dem Herrn .... Viva! .. Denen Studenten .. verehre ich zum Neuen Jahr, eysene Köpffe, güldene Beutel, bleyerne Hosen, und gelichte oder gewüchste Stuhlkissen, und bitte, sie

wollen damit wieder auff die Universitäten ziehen, und etwas redliches lernen... Denen Kindern und Jungen-Gesellen verehre ich einen jungen Storch, von demselben sollen sie lernen, wie sie ihre Eltern lieben, ihnen dienen, und gegen sie danckbar sein sollen .. Viva! Denen armen Leuten in den Hospitalen verehre ich eine Goldwage. Mancher wird dencken, was sollen sie mit der Goldwage thun? Die Reichen werden ihnen wenig Ducaten verehren, und wenn sie es schon thäten, so würden sie dieselben schon annehmen, wenn sie schon ein wenig zu leicht wären. Allein ich bitt, sie wollen .. in die eine Schale legen, ihr Creutz, in die ander die Freude der Kinder Gottes in dem ewigen Leben und sehen, was es vor ein Unterschied sey? Was gilt's, sie werden sagen, daß dieser Zeit leiden nicht werth sey der Herrlichkeit, die an ihnen soll offenbaret werden. Viva! .. Denen Knechten und Mägden wünsche ich ein Schweins-Maul, Esels-Ohren, Rehefuß und Hände, daran kein Pech ist .. und dann eine grosse Brill, daß die Knechte sehen auff ihrer Herrn, und die Mägde auff die Hände ihrer Frauen. Viva! .." (I, 661—669).

Unter allen Predigten Schupps hat die am Freitag nach Mariä Heimsuchung 1656 gehaltene Katechismuspredigt auf seine Zeitgenossen den tieffsten Eindruck gemacht. Man drang so lange in Schupp, bis er sie seiner Gewohnheit zuwider in Druck gab. Sie ist in 3 Auflagen 1656, 1657 und 1659 erschienen und später mit verschiedenen Zusätzen in die Gesamtausgaben übergegangen. In der Zuschrift an die Rats- und Kirchspiel-Herrn zu St. Jakob, die der Predigt vorangeschickt ist, thut Schupp der ernsten Drohung Erwähnung, die Jehova Israel angekündigt, falls es des Sabbathsgebotes vergäße. „Ich wil ein Feuer unter ihren Thoren anstecken, daß die Häuser zu Jerusalem verzehren, und nicht geleschт werden soll... Es soll keine Feuer-Ordnung, keine Wassersprützen, kein Segen der alten Weiber, kein Fleiß der arbeitseligen Bürger helffen, sondern wenn sie wollen an einem Ort leschen, so wird es am andern Ort desto hefftiger anfangen zu brennen. Gott behüte die Edle Stadt Hamburg für allem Unglück, und gebe allen ihren Einwohnern, was ich mir und den meinigen wünsche. Wann aber Gott die Stadt Hamburg mit grosser Feuers-Brunst straffte, wie könte sie härter gestrafft werden?" (I, 185). Die gewaltige Predigt hat auf Jahrhunderte hin gewirkt. Als Hamburg 1842 von

dem großen Brande heimgesucht wurde, da erinnerte man sich Schupps prophetischer Stimme. „Gedenck daran Hamburg“ erschien zum Besten der Abgebrannten in erneuter Auflage, und in der wieder erstandenen St. Nikolaikirche prangt als ein Denkmal der Dankbarkeit der Jahrhunderte unter den Büsten anderer um Hamburg verdienter Kirchenmänner auch die seines ernsten Mahners J. B. Schupps [17]).

Die Predigt, die in dieser Länge kaum wirklich gehalten worden ist, hat in besonderm Maße die Berücksichtigung der Biographen gefunden. Sowohl Oelze 1861, wie Beste 1886 geben sie in wörtlichem Abdrucke, Baur 1888 widmet ihr den fünften Teil seiner 55 Druckseiten zählenden verdienstlichen und geistreichen Abhandlung. Man kann also von einer Litteratur über diese Predigt sprechen. Es wird mir daher gestattet sein, mich um so kürzer über dieselbe zu fassen. Bei aller Vorzüglichkeit, die ihr eignet, bietet sie doch kein neues Moment für die Betrachtung Schuppscher Predigtweise. Wir finden auch bei ihr, was wir schon gesehen haben, das Packende und Persönliche, das Spielende und Tiefernste, gepaart mit der gründlichsten Schriftkenntnis im Gewande schlichten Wortes und doch mit durchschlagender Wirkung. Beste urteilt: „Sie ist ein Geist und Leben sprühendes Originalstück homiletischer Kunst, durch und durch naturwahr, treffend individualisirend, frei von allen Luftstreichen mit tiefer Menschenkenntnis scharf in's Herz dringend, tief in's praktische Leben greifend, echt humoristisch und eben deßwegen aus dem Ernst geboren, in synthetischer Form. Ihre Sonderbarkeit wird durch ihre Genialität gedeckt“ [18]). Die Predigt hat zum Text exodus 20, 8—11: „Gedenke des Sabbaths u. s. w.“ Schupp gebraucht, wie gewöhnlich, die Lokalmethode. Zehn Forderungen stellt er diesmal, nicht dogmatischer, sondern religiös-sittlich-praktischer Natur. Dabei zögert Schupp auch hier keinen Augenblick dem Guten die Ehre zu geben, wo er es findet, bei den Juden oder den andern christlichen Konfessionen. Er lobt die Juden des Sabbaths wegen, den katholischen Kaiser und die Stadt Wien, den calvinistischen Landgrafen von Hessen-Cassel, die puritanischen Engländer. Zum Beschlusse ruft er Himmel und Erde zu Zeugen an, daß er unschuldig am Verschulden der Stadt. „Zwar ich mache mir leicht die Rechnung, ich werde Hamburg nicht reformiren

oder anders machen. Diejenigen, welche vor mir auff dieser Cantzel gestanden, haben gerufen: Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Meine Collegen ruffen und schreyen: Gedenke des Sabbaths u. s. w. Und ich sorg, ich werde mich auch einmal daran zu todte rufen, und Hamburg wird doch bey ihrem Schlendrian, bey ihrem Bocksbeutel bleiben. Aber ich nehme heute zu Zeugen an Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, die hlg. hochgelobte Drey-Einigkeit, Gott Vater, Sohn und hlg. Geist, Engel und Menschen, und sonderlich euch meine Zuhörer, daß ich kein stummer Hund gewesen, sondern meine Stimme laut erhoben hab wie eine Posaune, und hab euch zugeruffen: Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest, und hab also in diesem Stück meine arme Seele errettet. Ihr mögt hören oder nicht, so ruff und schrey ich abermals: Gedencke des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Gedenck daran Hamburg!" (I, 189—214).

Eine Fortsetzuug zu dieser Predigt bildeten die im Sommer 1656 gehaltenen fünf weiteren Wochenpredigten über das 3. Gebot, die 30 Jahre nach Schupps Tode von seinem Sohne Anton Meno unter dem Titel „der schändliche Sabbathschänder" 1690 (S. 610) herausgegeben wurden. Diese Predigtsammlung ist sehr selten geworden. Kirchenrat Baur erhielt während seines Hamburger Aufenthaltes von einem Vierländer Fruchthändler ein Exemplar zum Geschenk.[19]) Ich kann daher nur in Kürze das Baursche Urteil recapitulieren. In der 1. Predigt wird gezeigt, „wie der Sabbath in allen Ständen durch Verrichtung der Berufsarbeiten und weltlicher unnöthiger Geschäfte entheiliget werde," und zwar geschieht dies in 25 Punkten von der Obrigkeit angefangen bis zum Frauenzimmer; in der 2. (Nr. 26—40) geht Schupp von der festen Ordnung Gottes in der Natur aus, „wie Himmel und Erde, Pflanzen und Thier in ihrer Weise ihren Schöpfer preisen. Nur der Mensch verletzt diese heilige Ordnung." Im Verlaufe kommt Schupp auf den Prunk der Hochzeitsfeste, der Gastereien und Leichenbegängnisse, auf Jagd, Ausfahrten, Tanz und Würfelspiel zu sprechen. Die 3. Predigt (Nr. 41—58) spricht von den Unterlassungssünden wider das 3. Gebot, die 4. (Nr. 59—79) handelt von denen, die zwar äußerlich zum Gottesdienst kommen, aber innerlich sich ganz anders verhalten, und in der 5. und letzten (Nr. 80—90) tadelt Schupp „das ungeziemende Verhalten bey Verrichtung des

öffentlichen Gottesdienstes in der Kirche“. Durch die Menge der Punkte leidet die Einheit und Übersichtlichkeit. Sicherlich ist später dem Concepte viel zugefügt worden, wie schon die ungebührliche Länge der Predigten und die Fülle der Auszüge aus den Schriften angesehener Theologen bezeugen. Es stehen demnach diese „Fortsetzungen“ dem „Gedenk daran Hamburg“ formell sehr nach.[20]) Der „Ninivitische Bußspiegel“ ist seiner Form nach eine Homilie über die 4 Kapitel des Propheten Jonas. In dem sehr schönen Hamburger Separatabdrucke, der mir vorlag, umfaßt die seltene Schrift 478 Seiten. Ich habe in der Lebensskizze der Marburger Abhandlung „von der Kunst reich zu werden“ ausführliche Erwähnung gethan und habe dieselbe gleichsam als die Programmrede Schupps bezeichnet, weil sie schon alle die Töne anschlägt, die Schupps Schrifttum durchklingen. Mit dem gleichen Rechte kann man den „Ninivitischen Buß-Spiegel“ Schupps litterarisches Testament nennen, in dem er noch einmal in eindringlich mahnender Weise all’ das seinen Hamburgern an’s Herz legt, was ihm zeitlebens das Wichtigste gewesen ist, den ganzen Fluch und Segen des Ebal und Garizim. Ein Gang durch die überreiche Schrift wird uns das erweisen. Ich sehe dabei ganz von allen Übergängen ab und gebe nur die Hauptgedanken in knappster Fassung. Flüchtige „lakonische Priester“ (d. h. holsteinische Geistliche) kommen zu Antenor, beklagen sich über ihr Leid und bitten um Trost und Unterstützung. Beides wird ihnen zu teil. Um ihnen zu zeigen, wie Gott von jeher die Seinen geprüft und heimgesucht, wenn sie sich aber ziehen und führen ließen, auch schließlich gerettet hat, bespricht A. mit ihnen die Geschicke des Propheten Jonas. Von S. 8—16 spricht A. von eignen Erlebnissen, was ihm Hamburg versprochen und wie viel es davon gehalten hat, von seinen wechselnden Erfahrungen als Hofprediger. — S. 21 bespricht er die Notwendigkeit ordnungsgemäßer Berufung zum Predigtamte. — Große und Mächtige wollen sich nicht warnen und strafen lassen, ja nicht einmal Bauernschultheißen! (S. 25). — Vom Fluch des unrechten Gutes handeln S. 39—44. — Was alle Seestädte groß machte, ist der Segen der Schiffahrt (S. 49—52). Was aber Hamburg insbesondere erhob, hatte seinen Grund darin, „daß die Holländer der Spanier Handlung durch ihre (der Hamburger) Hand geführt haben“ (S. 53 u. 54). — Wie verhält sich des Menschen

Eigenwille zur göttlichen Sendung? (S. 55 u. 56.) Und wie der Mensch in Glück und Unglück? (S. 58 u. 59.) — Ein seltsames Gastmahl, den feilen Räten des Reichskammergerichtes bereitet, schildern S. 90 u. 91. — Sehr förderlich für rechte Selbsterkenntnis sind 3 Gedanken: „Ein jeder gedenke, wer er sey, wer er gewesen sey, wer er sein werde" (S. 97 u. 98). — Die unvernünftige Kreatur rächt die beleidigte Majestät Gottes (S. 116 u. 117). — Ein schwerer Seelsorgerfall: Es will einer seine Stiefmutter heiraten (S. 122—126). — Wichtiges Thema für alle Zeiten: Beten zur Zeit und zur Unzeit, Anhalten am Gebet (S. 153—173). — Vom Kreuz, das allen nötig (S. 187). — Damit wendet sich Schupp der Familie zu. S. 191—194 hören wir vom Lobe der ehelichen Liebe und Treue, während S. 194 u. 195 Witwenleid und Trost behandeln. Die Frage: Wer kann eine Frau ernähren? wird beantwortet auf S. 202—204. — Die guten und schlimmen Erfahrungen anderer sind das beste Tagebuch (S. 204—205), Melancholie aber des Teufels Badestube (S. 205 u. 206). — Nun geht's zurück zum Predigtamte. Wir hören S. 239—240 vom Segen des Berufs im Predigtamte, S. 242—245 was es um die rechte Predigtmanier sei, S. 269 vom Teufelchen zu Braubach und Antenors beabsichtigter eigener Fahnenflucht aus Hamburg. Hierauf folgt die Glanzpartie des Buches: Die Predigt des Jonas in Ninive (S. 275—289). Damit ist auch die geistige Höhe der Schrift überschritten, von jetzt an treffen wir nur noch auf einige wichtigere Punkte. Wie halten es viele mit den göttlichen Geboten? (S. 303—305). — Eingehende Erklärung der Worte: Gott ist gnädig, barmherzig, langmütig und von großer Güte und Treue (S. 359—364). — Über die Unsterblichkeit der Seele und ihre Läugner unter den Diplomaten zu Münster und Osnabrück handelt S. 377. Die ratio status ist eben so alt wie die Welt, schon Kain und Jehu hatten sie. — Schupp kann nicht schließen, ohne auf sein Lieblingsthema zu kommen. Vom Nutzen der Schulen für's Leben handeln S. 456—459, und wie ein rechter Lehrer sein müsse, ergibt die Betrachtung über die 4 Beispielszeitwörter Donats, wozu noch fero, volo und sum kommen (S. 462—470). —

Schupp zeigt sich durch die ganze Schrift als einen Meister der Schrifterklärung, die sich stets an den Menschen wendet. Da ist nichts von der Unnatur oder Schwächlichkeit der Art, die oft

fälschlich „erbaulich" genannt wird. Nicht um fromme Worte handelt es sich, die geistlos in ermüdender Wiederkehr aneinander gereiht werden, die weder Schrift noch Leben sind, sondern Manier und Schablone. Schupp verfällt aber ebensowenig in den Fehler mancher Schriftausleger, die vor lauter Vergangenheit zu keiner Gegenwart kommen. Leidet das Falscherbauliche an Schalheit und Leere, so diese zeitgeschichtlich-rationale Behandlung an Kälte und Abstraktion. Beide sind in gleichem Maße unpraktisch und daher unerbaulich. Schupps Meisterstück ist die Bußpredigt des Jonas. Es ist gewiß an sich ein origineller und kühner Gedanke, diese Bußpredigt rekonstruieren zu wollen, aber Schupp will keine Imitation des Originals, er will die wirkliche Predigt selbst, wie er sie für seine Hamburger brauchen kann. So werden unter der Hand aus Ninive Hamburg, aus den Ninivitischen Sünden die Hamburger, aus der Vergangenheit die Gegenwart. Er hält der Stadt ihre fleischliche Sicherheit vor, ihren Mangel an Sündenerkenntnis, ihre Scheinheiligkeit. „Ihr haltet alle Sünden für gering, Gott für hoch und groß (S. 280). . . Summa, wie viel tausend Sünden werden zu Ninive begangen, die man für keine Sünde hält, sondern meint, es seyen lauter Tugenden" (S. 285). Dafür sagt er den Niniviten auf den Kopf Gottes Strafgericht zu.

Wenn auch nicht so reich an Ausbeute, wie der Ninivitische Buß-Spiegel, so doch immerhin höchst beachtenswert ist „der geplagte Hiob" I, 129—180. Diese Schrift behandelt homiletisch die Episode der Geduldsprobe. Vorzüglich und wieder ganz aus dem Leben ist der Ansturm von allen möglichen Interessenten auf den durch sein Unglück bankrott gewordenen Hiob I, 167 — 172, und wie er alledem nichts entgegen zu setzen hat als nur Geduld. Wie ergreifend, ähnlich dem viva in der Neujahrspredigt, erklingt hier das stätige „Patientia!" Und wie nahe mußte besonders einer Seestadt solch plötzlicher Glückswechsel liegen! Wie vieler reichen Leute Hoffnung schwamm auf dem trügerischen Meere! Heute reich, morgen arm, bestürmt von Forderungen, überschüttet von Vorwürfen und Verwünschungen, wie oft mag dieses Unglückslos Unschuldige betroffen haben!

Als Schupp noch Prediger an der Elisabethkirche in Marburg war, sollte bei einer Renovation der Kirche dieselbe mit Denk-

sprüchen nach dem Wunsche des Kirchenpatrons ausgeschmückt werden. Schupp sammelte damals passende Worte, aber der Plan zerschlug sich wieder. Diese Denksprüche nun, in denen Schupp seine Seelsorgerweisheit zusammenfaßte, vermehrt und nach Bedürfnis verändert, wurden bei einem Umbau der St. Jakobskirche in Hamburg in Wort und Bild zur Verwendung gebracht. Es mag nicht sehr künstlerisch ausgesehen haben, aber es war sicherlich wohl gemeint und entschieden praktisch. Uns interessiert hier nur der Inhalt dieser Worte. Im Ganzen sind es 262 Sprüche, von denen 229 auf das Innere der Kirche, 32 auf das Äußere des Schulhauses fallen (II, 339—392). Eine kleine Auswahl mag uns genügen.

(14) „Zu Gott hincken die Leute, zum Teuffel lauffen sie." (II, 344).

(22) „Die Leute lassens ihnen über die massen sauer werden, daß sie zum Teuffel fahren, betrachte nur die Geitzige, die Buhler, die Todschläger, und die Rachgierige, all ihr Thun ist mühesam und gefährlich" (II, 344).

(39) „Die Schmertzen und die Wollust, sind zween sehr böse Rathgeber." (II, 346).

(57) „Ein Hund ist gegen dem der ihn ernärt mehr danckbahr als ein Mensch gegen seinem gnädigen liebreichen Gott im Himmel." (II, 348).

(81) „Der Todt hat keinen Calender, weder Neuen noch Alten, Ursach ist diese: Im Zunehmen nehmen wir ab, und sterben gemählig alle Tag." (II, 350).

(109) „Die Leute lernt man nicht in der Kirche bey dem Gebet, sondern in ihrem täglichen Handel und Wandel kennen." (II, 354).

(112) „Es ist gar keine Kunst mit frommen Leuten umbgehen, sondern das ist erst rechte Kunst, mit bösen Leuten offt und stets umbgehen, und doch nicht böse werden sampt ihnen." (II, 354).

Auf dem Wege zur Orgel stand Schupps Wahrspruch:

„Domine da mihi Nosse te Nosse me Nosse mundum"

„Gib o mein Gott daß ich vor allen Dingen dich
Mag kennen und die Welt, wie auch erkennen mich" (II, 356).

(181) „Christus hat wol viel Diener, aber wenig Nachfolger, Er sagt aber, wer mir dienen wil, der folge mir nach." (II, 386).

(189) „Es hat einer zu Hamburg so nahe zum Himmel als zu Rom, und auch so nahe zur Hölle." (II, 386).

(202) „Der Herr Christus gab Petro zween Nachen voll Fische, allein er mußte arbeiten" (II, 388).

(206) „Viel Leute sind also: daß sie mit einem ein Mitleyden haben, wie der Raab mit dem Aaß, derselbe beklagts und frists." (II, 388).

(225) „Geld und Gut macht niemand reich, sondern das Gemühte, das vergnügt ist." (II, 390).

(277) „Derjenige hat und besitzet alles was in der Bibel verborgen und offenbar ist, der in seinem Leben und Wandel die christliche Liebe übet." (II, 390).

Schupp will jedem Kirchengänger damit ein Kompendium alles dessen in die Hand geben, was er ihm von der Kanzel gepredigt. Was das Ohr hört, soll das Auge sehen. Beider Weg führt zum Herzen. „Es sollen die Steine schreien" wörtlichst genommen.

Man wird als Hauptkanon für die Würdigung der Predigerthätigkeit aufstellen können, daß die Bedeutung eines Predigers sich darnach bemißt, wie er die uralten und ewig jungen Themata der Schuld, der Sinnesänderung und der Erlösung seinen Zeitgenossen überwältigend nahe zu bringen versteht. Je origineller im Sinne der Zeit dies geschieht, desto durchschlagender wird die Wirkung sein müssen. Für alle Menschen bleiben die gleichen sittlichen Forderungen, und doch haben jede Zeit und jeder Mensch wieder ihre besondern sittlichen Bedürfnisse. Der wahrhaft bedeutende Prediger wird mit feinem Takte das Allgemeine mit dem Besonderen, das seiner Zeit nötig ist, stets so innig zu verbinden wissen, daß beides gleiche Befriedigung findet.

Es gab Zeiten, die einem Hange zur Veräußerlichung des Kirchlichen gegenüber des Hinweises auf die Innerlichkeit dringend bedurften. In diesem Sinne wirkten die großen Volksprediger des Mittelalters und — wie man jüngst erwies — die Ketzerpredigt. Es gab aber wieder andere, wie die Zeiten der Reformation, die eine wesentlich lehrhafte Predigt erforderten. Was für eine Zeit gut war, wirkt oft schädlich auf eine andere. Aus der Lehrpredigt der Reformationszeit war die polemisch-dogmatische des 17. Jahrhunderts geworden. Daraus erklärt sich die Sehnsucht der Zeit nach einfacher, kräftiger Kost christlicher Realitäten. Schupp bot ihr dieselbe in

origineller, mit Humor gewürzter Predigtweise. Aber schon war der einen Einseitigkeit gegenüber eine andere im Anzug; die polemisch-begriffliche Weise ging über in die subjektiv-gefühlige des Pietismus. Beachtete die erstere zu wenig die subjektiven Bedürfnisse des Herzens, so die zweite sicherlich die allgemeinen sittlichen Bindemittel der menschlichen Gesellschaft. Das Ideal des Pietismus, die ecclesiolae in ecclesia, mußte, konsequent durchgeführt, zu einer Auflösung des Volkskirchentums mit allen seinen äußern und innern Gefahren führen. Schupp hält die richtige Mitte zwischen dem überlebten Alten und dem extremen Neuen, dessen Vorboten sich bereits fühlbar machten. Betont er mehr die Gefahren der kirchlichen Veräußerlichung, so liegt der Grund eben in dem noch vorwaltenden Einflusse des Alten. Übrigens läßt er es durchaus nicht an Warnungen vor einer falschen Verinnerlichung fehlen, die damals noch mehr im Verborgenen zu schleichen pflegte. Das lichtscheue Separatistentum mit seiner sauersehenden Miene war seinem gesunden Sinne nicht minder zuwider, wie der cynische Epikuräismus und die scheinheilige Orthodoxie.

Wie war nun Schupps Predigtweise? Einfach, schlagend, eine „demonstratio ad hominem". Erst Schrifterklärung, wobei er häufig von Wort zu Wort geht, dann Anwendung, belebt durch Erzählungen und Gleichnisse. Er liebt es dabei einzelne Punkte herauszugreifen und zu besprechen, ehe er wieder zum Ganzen zurückkehrt. Den Schluß bildet gern eine eindringliche Mahnung mit Androhung der Höllenstrafen kraft seines geistlichen Amtes. Das alles macht sich so frei, so ungezwungen, daß man gar nichts von einer Redekunst zu bemerken glaubt. Und doch stellt Schupp selber dieselbe so hoch! Die wahre Beredtsamkeit liegt eben nicht in der künstlerischen Form der Rede, sondern in der Anpassung des Redners an das Verständnis des Hörers. Das Geheimnis der Wirkung aller großen Redner liegt in erster Linie in ihrer Menschenkenntnis, die ihnen die Gedankenwelt ihrer Hörer offenbart, und dieselbe nun zu klären und zu sichten, nach eigenem Ermessen umzugestalten und zu bestimmen, ohne daß der Hörer die Gewaltthat unangenehm verspürt, ist die weitere Aufgabe der wahren Redekunst. Je einfacher in Wort und Bild, in Aufbau der Sätze und der Satzgefüge sich der Redner hält, je weniger Beiwerk und Zierrat er braucht, um so unmittelbarer ist die Wirkung, um so größer ist der Redner. Wir

sind allzusehr geneigt in anatomischer Weise aus dem Redebau Wert und Unwert der Rede und des Redners feststellen zu wollen. Wir bedenken viel zu wenig, daß wir nur den Leichnam der Rede vor uns haben, zu deren wahren Beurteilung die Zuhörer und der Redner selbst als die Seele der Rede gehören. Die Wirkung der Rede auf die Zeitgenossen ist ein Hauptgradmesser rednerischer Bedeutung. Nach dieser Seite hat die Redekunst viel Verwandtschaft mit der Schauspielkunst. Nicht umsonst war Satyros der Lehrer des Demosthenes. Wir, die später Geborenen, sind schlechte Beurteiler, wir müssen dem Lobe der Zeitgenossen Glauben schenken. Jeder Redner gehört seiner Zeit, seinem Volke an, ihre Denk- und Gefühlsweise sind für ihn allein bestimmend. Es gibt daher keine Universalredner für alle Zeiten, sie sind alle Gelegenheitsredner. Wir können sagen, je klarer und ergreifender ein Redner die Bedürfnisse seiner Zeit zum Ausdruck brachte, je dauernder wird sein Nachruhm sein müssen.

Daraus ergibt sich für uns Schupps Würdigung als Kanzelredner. Er hat seinen Zuhörern in vollem Maße entsprochen, weil er ihr Verständnis zu klären, ihr Gefühl anzuregen, ihren Willen zu bestimmen verstand. Seine schlichte, kräftige Sprache, bald ruhig dahin fließend, bald sich erhebend zu hoher dramatischer Kraft, ergriff ihr Herz; wie lehrreich waren doch seine Fabeln und Gleichnisse, wie anmutig und interessant seine Erzählungen! Mit diesem Wechsel von Ernst und Humor hielt Schupp seine Zuhörer in Spannung und beugte sie unter die Macht seines prophetischen Geistes.

Viel von dem, was seiner Zeit gemäß war, würde für uns störend und unpassend sein. Aber nähmen wir das weg, so würde Schupp der Wirkung bei seinen Zeitgenossen verlustig gegangen sein. Nun verlangt im Grunde jede Zeit das Gleiche, aber sie verlangt's in sehr verschiedener Mischung. Ein Redner ohne Kraft der Darstellung verfehlt seinen Beruf. Aber wie anders muß dieses Drastische doch heutigentages sich geben, als im 17. Jahrhundert. Ich glaube nicht, daß ein Prediger der Gegenwart mit Pochen auf seine geistliche Autorität, mit Teufels- und Höllenanekdoten, und wären sie, wie die Schuppschen, auch noch so moralischer Natur, eine ernsthafte Wirkung erzielen würde. Und doch muß es der geistliche Redner verstehen, Vertrauen zu seinem Worte zu erwecken, das nicht menschlicher, sondern göttlicher Weisheit dient, das Böse

in seinen Abgrundstiefen dem erschreckten Blicke zu offenbaren, um das beängstigende Gefühl des Versinkens darein in das beglückende der Errettung daraus wandeln zu können.

Unser billiges Schlußurteil über Schupp als Prediger wird daher lauten müssen: Schupp war seinem Zeitalter ein Prediger der Gerechtigkeit inmitten einer ungerechten Welt, ein erquickender Quell in der Dürre und Öde des Daseins, ein leitender Stern in den Finsternissen und Wirrsalen der Zeitläufte, allen Zeiten aber ist er ein leuchtendes Vorbild dafür, daß des Predigers Beruf nicht besteht in hohen und klugen Worten, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft!

Anmerkungen.

1) Nebe S. 8. u. 9.
2) Nebe S. 24 u. 28.
3) Zöckler-Zezschwitz III, 313.
4) Beste III, 8, Zöckler-Zezschwitz III, 323 u. 324.
5) Nebe S. 96 u. Schmidt S. 128.
6) Schmidt S. 131.
7) Beste III, 5.
8) Zöckler-Zezschwitz III, 328 u. 331.
9) Beste III, 1.
10) Beste III, 6.
11) Zöckler-Zezschwitz III, 331 u. 332.
12) Schupp, Gedenk daran Hamburg I, 218.
13) Strieder S. 69.
14) Baur S. 19.
15) Derselbe wurde den Frankfurter Gesamtausgaben von 1784 und 1719 einverleibt und erschien zudem noch in Hamburger Sonderabdrücken 1693 u. 1706. Ein solcher lag mir vor.
16) Baur S. 40.
17) Baur S. 55.
18) Beste III, 207.
19) Baur S. 9.
20) Baur S. 36—39, besonders S. 37.

III. Anhang.

Auszüge aus Schupps Schriften.

Aus „Freund in der Noht"

nach dem Neudruck ed. Braune.

Summa, warte jedermann fleißig auff, begegne ihm höflich. Aber halte niemand für deinen Freund, du hast ihn dann in der Not probiret. Ich dencke jetzo an einen vornehmen alten aufrichtigen Hessischen Edelmann, einen Schatzel von Geschlecht, welcher ein Exemplar und ein Spiegel eines alten Adeligen Teutschen war. Welcher dem Predigtampt wol gewogen, und damals Ober-Forstmeister, und Amptmann zu Romrod war. Der war einsmals aus der Predigt kommen, hatte die Gemeine zusammengefordert, und gesagt: Ihr Nachbaren, es ist ein Schreiben von Darmstadt kommen, daß ein Fürstlich Fräulein gestorben sey, und soll innerhalb drey Monaten alles Seitenspiel eingestellt werden, Ob aber die Mauldrummen (deren die jungen Bursch zu Romrod des Nachts auf der Strassen gebrauchte) auch unter das Seitenspiel gehörten, das weiß ich nicht. Gehe hin in die Welt. Du wirst auf Universitäten, an grosser Herrn Höfen, in grossen und kleinen Städten, noch manchen finden, der sagen wird: Ich hab deinen Vater wol gekandt. Du wirst auch manchen finden, der wird bekennen müssen, daß ich ihm treulich unter die Arme gegriffen, und ihm in Nöthen mit Raht und That beygesprungen hab. Ob sie aber deine oder meine Freunde sein werden, ob sie Mauldrummel seyn, ob sie unter das Seitenspiel gehören, oder nicht, das weiß ich nicht.

Ob Maultrommeln zum Saitenspiel gehören? S. 21.

Ich beichte und bekenne dir, daß so lang ich gelebt habe, sey ich viermal extraordinari hoffärtig gewesen. Erstlich war meine Hoffart sehr groß, als ich aus dem Pennal Jahr kam, und ein Student wurde. Ich war damals ein Knab von sechzehn Jahren. Wann ich nun einen alten Studenten sahe auf der Catheder stehen, der dem Prisciano ein paar Ohrfeigen gab, das gefiel mir besser, und ich hatte mehr Lust daran, als wann ein Feldmarschalk höret,

Die vier Hochmutsanfälle. S. 25–27.

daß seine Leut eine Parthey vom Feind geschlagen haben. Es war ein hochgelährter Mann auff der Universität, welcher in vielen Wissenschaften incomparabel war. Allein es mangelte ihm ein wenig im Latein. In dessen Lection gieng ich offt, nicht zu dem End, daß ich etwas von ihm lernen, sondern daß ich hören möge, wie manche Ohrfeig er dem Prisciano geben werde. Ich meinte alle Weißheit seye an die Lateinische Sprache gebunden, und wer den Syntaxin nicht verstehe, der könne nicht in Himmel kommen. Es gieng mir eben, wie jenem Westphälischen Pennal, welcher nach Giessen kam, und einen Weltberühmten Theologum hörte, und sagte: Es sey nicht ohn, er sey ein gelährter Mann, allein, er rede doch nicht so gut Latein, als der Rector von Lemgow. In meinem Pennal-Jahr, war ich in meinem Sinn viel gelährter, als jetzo. Ich ging nicht mit einem, sondern mit zwey oder drey Doctorn schwanger, Es gieng mir wie jener Frauen, welche für hundert Reichsthaler Kinderzeug machen ließ, und das Kinder-Bett ein gantzes Jahr lang zubereitet hatte, aber endlich wurde doch nichts daraus. Allein je älter ich werde, je mehr sehe ich was mir mangele. Zum andern bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, da ich zu Rostock Magister wurde, und primum locum hatte. Wann ich damals einen hoffärtigen Kärl auff der Strassen sahe, da dacht ich, du magst dir einbilden was du wilt, so bist du doch kein Magister. O wie spitzte ich die Ohren, wann nach der Promotion bey dem angestelten Convivio, mein Promotor und grosser Freund, der Edle Petrus Lauremberg, ein Glaß mit Wein nahm, und sagte: Salus, Herr Magister. Da dachte ich alsbald, das gilt mir. Der Mann bin Ich. Zwey gantzer Tag übte ich mich, biß ich ein schönes M. machen kunde. Mein Pitschafft muste alsbald geändert werden, und bey meinem Nahmen ein M. stehen. Wann mein Jung, der mich zuvor Philander genandt hatte, hernach nicht sagte, Herr M. Philander, so bekam er Ohrfeigen. Wann ich hernach an einen vornehmen Mann schrieb, so wolt ich nicht heissen M. Philander, sondern Philander M. Dann ich dachte, ich sey keine geringe Sau, sondern ich sey primus bei der promotion gewesen. Allein ich versichere dich, daß ich jetzo wünschen möcht, daß all das Geld, welches ich auf solche Titul spendirt hab, die armen Weiber im Hospital zu S. Elisabet in Marpurg hätten, und ließen ihnen warm Bier dafür machen, und beteten ein Vater Unser für

mich. Zum dritten, bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, da du auf die Welt kamest. Es gieng schwer daher. Ich schickte in die Schuel, und ließ die Kinder beten, und war sehr melancholisch. Ich hatte nicht vermeint, daß dieses Werck so nahe seye. Und hatte nicht mehr als einen einzigen Ducaten im Sack. Als aber meine Magd kam, und sagte: Herr Philander, Glück zum jungen Sohn! Da warff ich ihr diesen Dukaten alsbald zu, und sagte: Sihe da, da hast einen Trinkpfenning für dieses Wort. Als hernach der vornehme Politicus, und nunmehr Chur-Fürstl. Raht, Herr Johann Lüncker, ein extraordinari schönes und sinnreiches Carmen, deiner Geburt halben machte, und mir von so vielen vornehmen Leute gratulirt wurde, welche allerhand Complemente machten, wie du würdest deines Großvatern famam propagiren, und eine Seul meiner gantzen Familiae werden, und ich solche Ding hörte, da wurde ich noch hoffärtiger, und hielte dich so groß, als den Infant in Spanien. Ich bauete grosse Häusser auf dich, und dachte bey mir selbst: Nun hab ich einen großen Serviteur, der mir aufwarten soll und muß. Allein, ich hab dir bißher manchen bunten Rock machen lassen, und du hast mich gleichwol nicht tractiren können, wie Joseph seinen Vater und Brüder in Egypten. Zum vierten, bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, als ich in diese große Stadt kam, und die Leut einen Narren an mir gefressen hatten, und thäten, als wenn sie einen Abgott aus mir machen wolten. Die Kirche nahm an Zuhörern gewaltig zu, man muste neue Stüle machen lassen, dafür die Kirche viel tausend einnahm. Sie bekamen jährlich etzlich tausend mehr in den Klingelbeutel, als zuvor geschehen war. Ich war in meiner und anderer Leut Einbildung ein kleiner Joseph in Egypten, der seinen Herrn reich machte. Ich gieng einmals über einen vornehmen Platz, da stunden etzlich Leut, welche ihre Hüt abzogen, und sehr tiefe Reverentz gegen mich machten. Einer unter ihnen sagte, da gehet ein Mann, der ist so viel Rosenobel wehrt, so viel Haar er auff seinem Kopffe hat. Das ist ein Mann, der einem die Thränen aus den Augen predigen kan. Ich bekenne dir, daß mich damals eine Theologische und subtile Hoffart überfallen hat. Merke und lerne itzo von mir, was für ein Unterschied sey, zwischen der Politischen und Theologischen Hoffart. Die Theologi fliehen offtmals für die Ehr. Allein sie haben nichts liebers, als daß man sie mit der Ehr jage.

Ich sage nicht, daß es alle thun, sondern ich bekenne offenhertzig, Wie mir damals zumuth gewesen sey. Ich kondte mich in mich selbst nicht schicken. Ich gedachte offt bei mir selbst: Philander, bist du ein solcher Kärl, wie die Leut sagen, und du hast es bißhero nicht gewußt? Ich glaub, wann mir damals einer für eine Lauß, welche ich des Morgens aus den Haaren kämte, zwey Ducaten hätte geben wollen, ich hätte mich besonnen, ob ich sie ihm verkauffen wolle. Allein itzo ist kein Mensch, der mir für ein Dutzent Läuse, begehrt einen Doppelschilling zu geben.

Aus „Salomo oder Regenten-Spiegel".

Wider die Sonn- und Festtags-märkte. I, 64 u. 65.

An dem Tag/ sag ich/ wird in der vornehmen Fürstl. Residentz-Stadt Schwerin ein Jahrmarkt gehalten/ da wir bettrachten solten/ wie der Sohn Gottes im Garten/ am Oelberg sey herumbgangen/ wie ein einsames Vögelein/ davon David geweissaget hat im 102. Psalm/ da er sagt: Ich wache und bin wie ein einsamer Vogel auff dem Tache. Da wir betrachten solten/ wie diese vortreffliche Nachtigal die Büsch/ und den gantzen Garten mit ihrer lieblichen Stimm erfüllet hat. Wie ihre Seufftzer seyn gewesen der Baß/ ihr Schreyen/ der Alt/ ihr Weinen/ der Tenor/ ihr Gebet/ der Discant/ und die Lieb uns zu erlösen/ hab den Tact gehalten. O liebliche Music, O süsse Melodey/ Eben um die Zeit da wir die allergröste Wolthaten betrachten solten/ welche dem Menschlichen Geschlecht begegnet sind/ ist der Zahlungs-Termin in der Frankfurter Meß. Da laufft Judas mit seinem Spieß durch alle Strassen Frankfurt/ da redet man nur von dreyssig Silberlingen/ da läufft mancher nach dem Römer zu/ und begehret da Arrest bald auff diesen, bald auff jenen. Da heist es: O cives cives, quaerenda pecunia primum, virtus post nummos. Were es Wunder/ daß Gott der Herr einmahl mit Donner und Blitz unter solche getauffte Juden schlüge/ oder daß er eine Peitsche machte/ und sie tractirte/ wie die Käuffer in dem Tempel zu Jerusalem? Allein/ Er braucht die Leutseligkeit bey ihnen/ wie er bey dem Verräther Juda brauchte/ welcher dreyssig Silberling höher achtete als seinen Erlöser und Seligmacher. Zu diesem Geitzhals sagte der Sohn Gottes/ als er im Garten am Oelberg zu Ihm kam/ und nichts guts im Sinn hatte: Freund warumb bistu zu mir kommen? O wunderbare Gedult und große Barmhertzigkeit des

HERRN! Er siehet diesen Verräther und Bösewicht kommen/ und zürnet nicht über ihn/ Er drohet ihm auch nicht/ sondern Er redet ihm mit freundlichen Worten an/ und nennet ihn einen Freund. Freund/ sagt Er/ warumb bist du kommen? Hab ich das umb dich verdient? Was hab ich dir zu Leid gethan? Hab ich dich damit offendirt, daß ich mich für dich gebücket/ und dir die Füß gewaschen und getrucknet habe? Oder hab ich dich offendirt, daß ich dir meinen Leib zur Speiß gegeben/ und dich mit meinem Blut geträncket hab? O Juda! wie hast du mich so verächtlich gehalten/ daß du mich umb kahle dreissig Silberling meinen Feinden verkauffet hast?

Welches Pferd/ welcher Ochs wird im Jüdischen Land verkauffet umb dreissig Silberling? O daß doch die Kaufleut zu Frankfurt umb diese Zeit recht betrachten wolten/ daß die dreissig Silberling dem Juda endlich nichts nutz gewesen seyn/ daß er es selbst für ein Blutgeld gehalten hab/ daß er endlich gehangen hab zwischen Himmel und Erden! Den Himmel hat er verlohren/ des Irdischen konte er auch nicht gemessen. Mich dünkt/ der Sohn Gottes/ der zur Rechten seines himmlischen Vaters sitzt/ habe noch heutiges Tages von solchen Kauffleuten solche Gedancken/ und dencke: Mein Freund/ warumb bist du kommen? Warumb bist du von Hamburg/ von Leipzig/ von Straßburg/ von Nürnberg nach Franckfurth kommen/ und treibest deine Schacherey/ deinen Jüdischen Wucher eben zu der Zeit/ da du betrachten soltest die Allerhöchsten Wolthaten/ die ich dir und dem gantzen Menschlichen Geschlecht erwiesen habe/ die größte Schmach die mir von den Jüden umb deinet willen begegnet ist?

Da du betrachten soltest/ wie ich umb deinetwegen sey gepeitschet worden biß aufs Blut/ wie ich um deinetwillen hab eine Dornen-Crone getragen/ wie ich umb deinetwillen am Stamm des Creutzes hab gehangen/ angenagelt an Händen und Füssen? Wie umb deinetwillen mir ein Speer sey durchs Hertz gangen? Mein Freund wie bistu eben umb diese Zeit hieher nach Franckfurt kommen umb deiner Schacherey willen/ eben umb die Zeit/ da du mit deinem Weib und Kindern diese dir erzeigte Wolthat betrachten/ und mir dafür dancken solltest. Mein Freund dencke was thust du? Wann andere Leut in der Kirchen sitzen und singen/ Christ ist erstanden/ von der Marter alle/ des sollen wir alle froh

seyn/ Christus will unser Trost seyn/ so bleibest du zu Hauß und packest ein/ und machst dich bereit zu der Reise nach der Leipziger Messe zu. O grosser Greuel! O schändliche Undanckbarkeit.

Aus „der geplagte Hiob“.

Wie Hiob nicht war. I, 144.

Hiob war nicht wie die Hofleute/ wie die heutige Politici/ die Statisten/ die böse Christen/ welche alle ihr böse Stücklein anfangen in nomine Domini, und muß der theure Name Gottes ihrer Schalckheit Deckel seyn/ und die grosse Wort von der Religion müssen eine Brill seyn/ welchen sie dem gemeinen Mann auff die Nase setzen/ daß er ihre böse Stücklein nicht sehen solle. Es war auch Hiob nicht wie die Pharisäer/ welche Christus Matth. 23 hefftig schalt/ und das Wehe über sie schrie. Dann sagt er/ dicunt et non faciunt, sie sagen viel und thuns nicht/ sondern er war schlecht und recht/ er hatte ein ehrlich Hertz und ein aufrichtiges Maul/ und was er sagte/ das meynte er auch.

Wen der Teufel am liebsten verschlingt. I, 163.

Ich erinnere mich jetzo an einen vornehmen Herrn in Deutschland/ der diese böse Gewonheit an sich hatte/ daß er meint/ es würde ihm auch sein Cammerdiener/ sein Page, sein Laquey nicht ein Wort glauben/ wann er nicht zu einem jeglichen Wort sagte/ der Teufel hole mich. Diesem Herrn hörte einsmals ein vornehmer Grav/ ein gantz ernsthafter Herr/ in einem vornehmen Convivio mit höchstem Verdruß zu/ und redet ihn endlich an mit diesen trucknen Worten/ und sagte: Wetter/ ich halte dafür/ der Teufel muß ein fauler Bernhäuter seyn. Dann ihr begehrt sein des Tages so offt/ daß er euch holen soll/ und er kompt doch nicht. Allein versichert euch Herr Parmenio/ daß der Teufel nicht faul und verdrossen sey. Sondern wie ein hungeriger Löw gehet er herum und suchet/ welchen er verschlinge. Der Teufel/ sag ich suchet/ welchen er verschlinge. Er fragt nicht viel nach Seelen/ die er alle Tag haben kann/ sondern er fähret in der Welt herum von einem Ort zum andern/ und will gern etwas rares haben. Er will gern delicate Leckerbißlein haben. Er hätte wol 1000 und aber 1000 Araber und Chaldäer verschlingen können/ allein er dacht/ das sey wie geräuchert Fleisch/ Speck/ Mettwürste/ Stockfisch/ Schollen/ geräucherter Lachs/ Hering/ Bickling und dergleichen. Das könne sich wol über Sommer halten/ und entgehe ihm nicht. Aber wann er den Hiob hätte

verschlingen können/ das wäre ihm/ als einem hungerigen Löwen/ ein delicates Leckerbißlein gewesen.

Aus „Der rachgierige und unversöhnliche Lucidor“.

Man sagt/ daß ein Italienischer Münch zu Rom gewesen sey/ zu welchem viel Schweitzer in die Beicht kommen seyn/ und haben gemeiniglich gebeichtet, daß sie sich offt voll gesoffen haben. Da habe der Münch gedacht/ es müsse das Vollsauffen ein sonderliche Kurtzweil sein. Habe sich demnach auch einmal voll gesoffen. Allein deß andern Tages/ habe er befunden ein solches Hauptwehe daß er nicht habe gewust/ wo er sich hinwenden solte. Wann nun widerumb ein Schweitzer zu ihm in die Beicht kommen sey/ und geklaget habe/ daß er sich voll gesoffen/ habe er ihm zur Pönitentz alsobald auferlegt/ er solte sich noch einmal voll sauffen. Und hab vermeynet/ damit habe er Straff genug auff den Hals geladen. Ich will dieses Mönches Namen/ dieser Action halben/ zwar nicht unter den Heiligen im Calender suchen. Allein wann ich einem/ der einen Rechtshandel gegen mich führet etwas böses wünschen wolte/ und vermöge meines Christenthumbs wünschen/ könnte/ so wolt ich ihm wünschen/ daß er einen Rechtshandel nach dem andern führen müste. Ich erinnere mich/ daß einsmals ein vornehmer vom Adel zu mir sagte? Er habe viel Unglück.

Was ist schlimmer ein Katzenjammer oder ein Rechtshandel? I, 280 u. 281.

1. Habe er eine böse Frau.
2. Habe er viel Landgüter und kein baar Geld/ und sölle in wehrenden Kriegswesen viel Contribution geben/ und die Güter tragen nichts ein.
3. Sey er nicht gesund.
4. Habe er einen Rechtsproceß mit seinem Vettern. Allein bey dem Rechtsproceß machten ihm die Procuratores und Advocaten so viel zu schaffen/ daß er der andern Unglück/ leicht vergesse.

Es ist ein großer Unterscheid/ zwischen einem ordentlichen Ampts-Zorn/ und einem ordentlichen Privat-Zorn. Es ist auch ein grosser Unterscheid zwischen Ampts-Personen und andern gemeinen Leuten. Ein ordentlicher Ampts-Zorn ist nicht verboten/ sondern vielmehr geboten. Der H. Geist ist über Christum den Herrn kommen in Gestalt einer Tauben/ über die Apostel aber in Gestalt feuriger Zungen. Dieses hat vielleicht seine sonderbare

Vom Amts-zorn und vom Privatzorn. I, 290.

Bedeutung/ daß wir nemlich in etlichen Dingen sollen sanfftmütig seyn/ wie die Tauben/ in etlicher aber sollen wir mit einem heiligen Zorn und Eyfer entzündet seyn. Sanfftmütig sollen wir seyn in Dingen die uns nicht allein angehen/ aber zornig und eyferig in Dingen/ dadurch nicht allein Menschen/ sondern auch Gott im Himmel beleidigt wird. Man findet offtmalen Leute/ die sich bald erzürnen/ aber sie sind auch bald wiederumb zu begütigen. Es gehet der Zorn fürüber gleichwie der Wind. Der Poet sagt:

Et faciles motus mens generosa capit.

Die alleredelsten Gemüther haben gemeiniglich den Gebrechen an sich/ daß sie sich leichtlich erzürnen lassen/ aber sie sind auch bald wiederumb gut. Wer mit solchen Leuten umgehen will/ dem gibt Salomo der weise König einen weisen Rath und sagt Prov. 15. Mollis responsio frangit iram. Das ist/ eine gelinde Antwort stillet den Zorn/ oder/ wie wir Teutschen zu reden pflegen/ ein gut Wort/ findet eine gute Stete. Salomo will sagen/ man solle einem solchen erzürnetem Gemüth antworten/ und solle nicht trotzen/ sauer sehen/ und ein Spanisch Gesicht machen. Man soll ihm aber antworten mit Höfligkeit und Bescheidenheit/ so werde alles gut seyn. Mit Leuten die hastig sind/ und bald zornig werden/ mag ich gerne conversiren und umbgehen. Aber für den heimlichen Schleichern/ für den Katzen/ die forne lecken und hinten kratzen/ hüte sich Roß und Mann.

Von des Teufels Leibgericht. I, 305 u. 306.

Ich erinnere mich/ daß ich einsmals ein Büchlein gelesen hab/ welches ein hochgelahrter Jurist in seiner Jugend geschrieben/ darin er gedenkt einer Fabul/ daß der Teuffel einsmals sey krank gewesen/ da sey er gefragt worden was ihm doch beliebe zu essen? Ob er Lust hab zu einem Grammetsvogel/ oder zu einem Bißlein von einem gebratenen Hasen? Oder zu einem Essen Gründeln oder Forellen? Da hab er geantwortet Nein/ sondern er hab kürtzlich einen Hauffen gottloser Procuratoren gesehen auff der Cantzeley/ die haben so artig liegen und die Leut betriegen können/ wann er eine Pastete hätte von Procurator-Zungen/ so wolt er sich recht damit erquicken.

Wie groß ist die Höllenpein? I, 317 u. 318.

Wann das gantze Baltische und Oceanische Meer lauter Dinten wäre/ wann ein Pappier oder Pergament wäre so groß als Himmel und Erden/ wann so viel gelehrte Leute wären als Sterne am Himmel/ und hätten so viel Federn als im Sommer Graß und

Blumen auff dem Felde/ und Blätter auff den Bäumen sind/ so könten sie in langer Zeit nicht beschreiben/ wie groß die Pein der Verdammten in der Hölle sey. Wann jetzo der reiche Mann auß der Hölle anhero käme/ nicht mit Purpur und köstlichen Leinwand/ sondern mit höllischem Feuer bekleidet/ ja wenn der Teufel selbst jetzt in die Stube käme/ wie er vorzeiten unter den Kindern Gottes erschienen ist/ als er den Hiob fälschlich verklagte/ so würde nicht allein der reiche Mann/ sondern der Teufel selbst/ der doch ein Lügner von Anbeginn ist/ endlich gestehen und bekennen müssen/ daß das Elementarische oder Küchenfeuer gegen dem Höllischen/ wie ein gemahltes Feuer sey. Was wäre das für Pein/ wann einer eine gantze Stunde lang einen Finger halten solte in ein brennendes Wachsliecht? Was wäre das für eine Pein/ wann einer eine ganze Hand einen Tag lang solte in einer Feuers-Glut halten? Was wäre das für eine Pein/ wann einer mit seinem gantzen Leibe in einem feurigen Ofen hundert Jahr nach einander brennen/ und doch nicht verbrennen solte? Allein was sind hundert Jahr gegen die Ewigkeit? Ich weiß daß ihr in der Rechenkunst wol erfahren seyd. Allein vergebt mir/ daß ich euch einmal examinire in dem Stück/ darinn die Rechenmeister am ersten ihre Schüler exerciren. Saget mir ob ihr auch eine große Summe Zahlen außsprechen könnt? Ich wil euch ein Exempel auffgeben: Sagt mir/ wann ein großer breiter Zettel wäre/ so lang daß er umb den ganzen Erdkreiß gieng/ und stünden darauff 123456789 und so viel Nullen dabey als auff diesen Zettel gehen könnten/ meynt ihr wol daß ihr diese Zahl außsprechen woltet? Wann aber ihr sie außsprechen köntet/ so wäre diese von dem allerbesten Rechenmeister so schwerlich ausgesprochene Zahl/ gegen der Ewigkeit zu rechnen/ eben als wann euch einer zehenmal hundert tausend Reichsthaler schuldig wär/ und wolt euch einen Pfenning auff Rechnung geben.

Wie viel Tuch braucht Gott zu einem Kleid? I, 321.

Fragt ihr Lucidor, wann der grosse Gott/ dessen Stul der Himmel ist/ und die Erde ist sein Fußschemel/ wolt ein Kleid machen lassen/ wie viel Tuch er haben müsse? Ich wolte fast sagen/ daß ein paar Brabandische Ehl genug seyen. Dann Christus sagt/ was einem unter seinen geringsten Brüdern geschehe/ das geschehe ihm selbst. Wann ihr umb Christi willen ein armes Kind hättet kleiden lassen/ were es so viel gewesen/ als ob ihr es Gott selbst gethan hättet. Allein ihr seyd ein schöner Schneider. Ihr habt

Gott zu Ehren keine Kleider machen lassen/ und durch euer Zancken habt ihr auch verhindert/ daß ihm andere keine haben machen lassen. Habt also auß euren Wercken spüren lassen/ daß weder Glaub oder Lieb bey euch gewesen sey.

Aus: „Von der Einbildung".

Wer spricht wie Cicero? I, 536.

Es unterwindet sich mancher andere zu unterrichten wie und welcher gestalt man den auffrührschen Pöbel/ rebellische Kriegsfahnen stillen und tuschen solle/ der doch zu Hauß seine Margareta nicht weiß zu beruhigen/ und wann man etwas reden solte das nicht alles Ciceronianisch/ das wäre die Majestäten gelästert. Erasmus wurde einmal gefraget/ wem er imitirete im Peroriren? antworte den Erasmum: nach meiner Meynunge ist der dem Redener Ciceroni am allerehnlichsten/ der da auß einer rechten Schlußrede seine Sache behaupte. Es kann ein Cicero wol geboren/ aber nicht gemacht werden. Und sind diejenige außlachens werth/ und schaden ihnen und ihren studiis, die da in deß Ciceronis Wort gleichsam geschworen haben; alles was in Cicerone stehet ist gut Latein: allein nit alles stehet in Cicerone.

Wie sieht's aus im Schlaraffenland? I, 539.

Ich werde berichtet/ daß in Schlaraffen-Land alle Dinge besser stehen/ als in dem Paradiß vor dem Fall Adä. Da die Senatores, das ist/ die Herrn Richter uff der Pfaltz werden nicht genennet Senatores ab assentiendo, daß sie blosse Ja-Herrn seyn/ sondern Verständige/ und Verschwiegene/ und nicht Wäscher und Plauderer. Die Herrn vom Adel tapffer und Mannhafft/ nicht aber uffgeblasen und hoffärtig. Die Hoffschrantzen nicht Fuchsschwäntzer und Trunckenbolde. Die Herrn Geistliche bekümmern sich nicht so sehr umb den Zehenden/ denn umb den Martins-Groschen/ kommen auch nicht zu andern per Genitivum und Dativum, das ist durch Gifft/ Gaben und Schwägerschafft. Ihre Zuhörer haben auffmerckende Ohren und nicht wäschafftige Zungen. Die Herren Juristen hätten Sorge für ihr Gewissen/ nicht aber für den Seckel/ wie der zu füllen. Die Medici hätten der Patienten und Kranken Affecten und gute Wissenschafft/ und wären nicht mißgünstig. Die Politici wären alle auffrichtige Leute und der grossen Religion/ das ist da nichts geglaubet wird/ nicht zugethan. Die Philosophi wären verständig/ nicht aber stoltz und hochmütig. Die Historienschreiber vorsichtig/ nicht aber Fabel und Wäschhafftig.

Die Studenten lesen viel und verschwätzten hingegen wenig. Die Unterthanen beteten fleissig für ihre Obrigkeit/ und kügelten nicht alles so genau auß. Die Bürger lästerten nicht/ sondern wären gehorsam. Der Bauersmann wäre freundlich/ und nicht treuloß. Die Ehemänner gedultig gegen ihre Weiber/ und nicht eyffersüchtig. Die Weiber wären nicht herrisch/ und wüsten zu schweigen. Die Bettler wären Arbeitsam/ und erfülleten nicht die Dörffer/ Flecken und Städte mit unzehlichen Kindern. Die Musikanten und Buchbinder wären nicht so nasse Brüder und wendeten alles an die nasse Wahre. Die Apotheker verkaufften nicht quid pro quo Mäusedreck für guten Pfeffer. Die Handwercksleute ziehen die Leute mit der Arbeit nicht 6 Wochen umb. Die Handelsleute wären nicht so in Geitz ersoffen. Die Goldmacher schnitten nicht so mit dem grossen Messer. Die Richter liessen sich nicht so greulich schmieren und bestechen. Der aber vermeinen wolte/ daß diese guten Sitten und Regeln überall in Europa einzuführen und in Schwang zu bringen wären/ der wird von der Opinion betrogen.

Aus „Eilfertiges Sendschreiben".

Und mein lieber Herr Calenderschreiber/ wann ihr euren Rachen wieder mich auffsperren/ und mich fressen wolt/ wie Magister Bernd zu thun vermeint hat/ so bitte ich euch/ ihr wollet mir doch die Gnad anthun/ und wollet an den Füssen zu fressen anfangen/ damit ich noch ein Zeit lang mit euch reden könne biß daß ihr mir das Hertz fresset. Ihr kennet mich vielleicht nicht/ Ich bin ein Corpulenter Kärle. In einem Tag fresset ihr mich nicht auff. Wann ihr etwas wider den zu Wolffenbüttel getruckten Calender schreiben wolt/ bit ich euch daß ihr nicht auff einem lahmen Pferd auffgezogen kommet und den Kalender zu Markt bringet/ wie M. Bernd Schmidt/ Studiosus ille inconsideratus seinen Discurs de reputatione Academicâ anbracht hat/ welchem es neben dem Butyrolambio wird ergehen wie der Butter an der Sonnen/ welche gegen den Frühling besser scheinen wird/ als im Winter. Zu Giessen im Hessenland werden etliche Jahrmärkt auff dem Feld gehalten. Als ich ein kleiner Knab war/ wolt ich einsmals sehen/ was auf dem Jahrmarkt passire. Ich kam zu einem Buchbinder/ welcher neben dem kleinen Gieser Grammatik und andern Büchern/ welche im kleinen Paedagogium zu Giessen gebraucht

Probe Schuppscher Polemik. I, 615.

werden/ etzliche Calender feil hatte. Endlich kam ein Dorfschultheiß und kaufft die kleine Grammatik für seinen Sohn/ und wolte auch einen auff das zukünfftig Jahr gerichteten Calender kauffen. Seine Frau aber stunde dabey und sagte/ ey Johannes seyd ihr dann doll? Ihr habt mir einen Habermann verehret da ich euch genommen hab/ und diesen Habermann hab ich noch. Wie viel Calender habt ihr unterdessen gekaufft? Zerreisset oder verbraucht doch die erste Calender/ ehe dann ihr neue kaufft u. s. f. Versichert euch mein lieber Herr Calenderschreiber/ wann ich euern wieder den Wolffenbüttlischen gemachten Calender sehen werde/ so werde ich einen Calender schreiben/ der nicht nur ein Jahr/ sondern mit und neben Gieser Grammatic unzerrissen bleiben wird/ Ich bin sonsten zu Wasser und zu Land Euer Diener

J. B. Schupp. D.

Aus „Abgenötigte Ehrenrettung“.

Wie es bei der „göttlichen Amtsberufung“ öfter gehalten wird. I, 646.

Es sagte einsmals ein vornehmer Theologus zu mir/ Er könne sich in allen Glaubens-Articuln wol finden. Allein in dem Articul de vocatione ministrorum Eccletiae habe er einen und andern Scrupulum. Er möchte gerne wissen/ unde debeat agnoscere Deum vocantem: Ist es nicht wahr/ sagte er/ daß offtmals einem zu einer Zeit[2]) Conditiones, offeriret werden/ und er erwehlet gemeiniglich diejenige, welche ihm am meisten Eyer und Geld bringet? Er proponirte mir darauff etliche Casus, auff welche ich ihm nicht antworten konnte. Er sagte unter andern es sey ein General-Superintendens gewesen/ der habe einen Tochtermann gehabt/ es habe aber ein Special-Superintendens sollen erwehlet werden/ da habe der General-Superintendens einen frommen einfältigen Prediger von dem Lande zu sich kommen lassen/ und gesaget: Herr Johann/ ihr wisset daß ein neuer Superintendens sol vorgeschlagen werden/ Lieber schlaget meinen Tochtermann für/ lobet ihn nicht zuviel/ scheltet ihn auch nicht/ es sol euer Schade nicht seyn. Als die Wahl angegangen/ habe einer diesen/ der ander jenen vorgeschlagen. Da nun das Votum an Herr Johann kommen war/ hat er gesaget/ Ihr lieben Herrn/ warumb suchet ihr doch die Leut ausser dem Land haben wir nicht Leut genug in dem Lande? Da ist des Herrn General-Superintendens Tochtermann/ der ist zwar noch jung, allein er hat schöne Gaben.

Der General=Superintendens hatte die Hände gewunden und empor gehoben und gesaget Divina vocatio? und das hatte hernach divina vocatio seyen müssen/ es möchte dem Fürsten oder dem Land lieb oder leid seyn. Ich lasse solche Dinge an ihrem Ort stehen.

Aus: „Die Almosen=Büchse".

Es ist schad daß ich nicht gelernet habe auff der Posaunen blasen; Wann ich auff der Posaunen blasen könte/ so wolte ich mit herumb gehen/ wann wiederumb für die Waysen=Kinder gesammelt würde. Und wann wir für des reichen Manns Hauß kämen/ und er wolte wiederumb mit acht Schilling Brotes auffgezogen kommen/ so wolte ich alsobald zu einem hochweisen Rath schicken/ und bitten lassen/ daß Sie mir doch möchten ein Pferd auß ihrem Marstall lehnen. Do wolte ich dann diesen Mann mit höfflichen Complementen nöthigen/ daß er sich auff das Pferd setzen möge. Hanns der Kühlen=Gräber solte das Pferd führen/ wie Haman das Pferd führte/ darauff Mardachai saß/ und solte fein sacht gehen/ damit der gute Mann nicht herunter fiele. Jochim Voigt solte vor dem Pferd hergehen und ruffen: Hie kompt ein Mann her der alle Quartal dem König aller Könige/ dem Herrn aller Herren/ vor acht gangbare wichtige Schilling Lübsch Brod creditirt/ zu Unterhaltung sechs hundert armer Waysen=Kinder/ welche täglich vor seine und dieser gantzen Stadt Wohlfarth beten. Darauff wolte ich auff der Posaunen blasen/ daß der Heuchler/ der unbarmhertzige Maul=Christ solte seine Lust daran hören.

Schupp als Posaunenbläser. II, 19.

Es kame einsmahls eine Arme vom Adel zu mir/ und grüste mich von einem fürnehmen reichen Kauffmann allhier/ und erzehlete mir ihren elenden Zustand/ und sagte sie habe diesen Kauffmann umb ein Allmosen gebeten/ da habe er geantwortet: Er gebe in die Arme=Häuser/ wann alle Quartal gesammelt werde. Sie solle zu mir gehen/ und sich bey mir anmelden/ ich werde ihr schon etwas geben. Indem die Frau mit mir redete/ kam ein bekannter Kauffmann zu mir/ als bate ich die Frau/ sie wolle so lange warten/ biß ich mit diesem guten Freunde geredet hätte. Ich führte den Kauffman in ein Gemach/ und ehe er sein Gewerb anbrachte/ bate ich ihn/ er wolle mir doch offenhertzig und vertraulich sagen/ wie hoch sich N. N. seines bekanten und anverwandten Freunds Capital erstrecke. Der Kauffmann verwunderte sich über diese Frage/ und

Bestrafung eines Mammonisten. II, 20 u. 21.

sagte endlich: Das ist einer von den Principalsten Leuten allhier/ wann er innerhalb 24 Stunden hundert tausend Thaler haben wil/ so kan er sie bekommen. Ich sagte: Ich habe all genug Bericht. Als der Kauffmann sein Gewerb abgelegt hatte/ und ich ihn biß an die Thür geleiten wolte/ Da stunde die Frau noch dar; Als griff ich in den Sack/ und gabe ihr einen Reichsthaler/ und sagte in Gegenwart des Kauffmanns. Sehet da meine gute Frau/ dieses gebe ich Euch aus blosser Hoffarth/ dann es gefällt mir wol/ und meine Phantasey belustigt sich damit/ daß der reiche Schrabhalß davor hält/ daß ich reicher seye als er/ und Gott leichter etwas auf Renthen lehnen könte/ als er/ Ich bitte Euch/ gehet wiederumb hin/ und saget es dem Schrabhalß/ oder ihr mein Freund/ wann ihr auf die Börsch kompt/ so sagt doch dem Mammonisten/ was ihr gesehen und gehöret habt.

Aus: „Der geistliche Spatziergang".

Fabel vom Guten und Bösen. II, 82 u. 83.

Es fällt mir itzo eine Fabel bey/ welche ich einsmahls von einem Schulmeister habe erzehlen hören. Der sagte/ daß der grosse Jupiter eine neue Welt geschaffen/ und benebenst den Einwohnern derselben/ habe er auch das Gute und Böse gemachet. Unter dem Guten aber wird verstanden Alles dasjenige wornach die Menschen streben. Derhalben habe jedermann gestritten/ welcher das Gute auffnehmen und beherbergen solte. Jedermann habe das Gute zu sich gebethen/ und gleichsam gezogen und gezwungen/ habe ihm statliche Mahlzeiten angerichtet/ auch über Nacht auffs beste/ als er vermocht/ bewirthet hergegen aber das Böse/ welches von menschlicher Natur und Sinnen gehasset und gemeidet wird/ sey zu keiner Gasterey beruffen worden/ sondern als ein Frembdling Arm/ Elend/ Dürr und Mager hin und her gewallet/ und habe bald auff dem Rath-Hause geschlaffen/ bald in der Kirchen/ bald in der Schulen/ bald in den Werkstätten der Handwerker/ oder da es sonsten hinkommen können/ und habe sich müssen behelffen und über Nacht bleiben wo es gekönt/ nicht wo es gewolt. Endlich seyen beyde solches Lebens müde worden/ das Gute darumb/ weil es allzu köstliche Tage hatte/ bald von diesem/ bald von jenem eingeladen/ und zur Mahlzeit/ vielmahls wann es ihm ungelegen gewesen/ gleichsam gezogen worden. Das Böse aber sey des Lebens überdrüssig worden/ weil es immer darben/ und ein armes mühsames

Leben führen müssen. Sey derowegen das Gute gen Himmel geflogen/ sein Rock aber sey ihm/ weil es selbigen nicht fest umbgeschnüret/ entfallen/ welchen das Böse/ als es einsmahls in der Irre herumb gangen/ ungefehr gefunden und angezogen habe. Also seyen die menschen Kinder häfftig betrogen worden/ indem sie fälschlich vermeynet/ das Böse/ mit des Guten Rock bekleidet/ sey das Gute. Und weil sie umb den betrieglichen Kleider-Tausch nichts gewust/ haben sie selbiges eben/ wie vorhin das Gute/ zu sich gebeten/ und tractiret/ also/ daß das vermummte Böse biß auff diese Stunde die Leute betrogen hat.

Aus: „Vom Schulwesen."

Man sagt, daß der alte ehrliche Grammaticalische Cavalier Goclenus, eines nachts Ordre bekommen/ daß er mit seinen sieben Regimentern/ der Grammatic/ der Dialectic/ der Rhetoric/ der Music/ der Arithmetic/ der Geometrie und der Astronomi eylends solle auf Cassel zu marchiren: Als nun der gute alte Cavalier zu Pferde blasen lassen/ und vermeynet/ sein Quartier deß Abends zu Frankenberg zu nehmen/ da habe er die Zeit zu vertreiben nicht wollen ein altes Reiter-Liedlein singen/ Als: der Guckuk auff dem Zaume saß/ es regnet sehr und er ward naß. Sondern habe ein Buch/ und zwar seine Analecta/ welches er einsmahls in seinem hohen Alter in einer Gasterey/ als ich noch ein kleiner Knabe war/ rühmte und sagte: Es sey das beste Buch unter allen/ die er jemahls geschrieben/ in die Hand genommen/ und habe darinn gelesen. Es habe sich aber zu allem Unglück das Pferd herum gewendet und damit haben sich seine sieben Regimenter zugleich herum geschwenket. Als er nun vermeynet/ das Hauptquatier solle über Nacht zu Frankenberg seyn/ da habe er das Buch zu/ und die Augen auffgethan/ und befunden/ daß er und seine sieben Regimenter wiederumb vor dem S. Elisabeth Thor zu Marburg stehen/ da sich denn jedermann verwundert/ wie sich der Marche so wunderlich geändert habe. Ew. Hochedl. Exell. wissen/ daß/ als ich noch in dem bello Grammaticali unter dem Commando des General-Leutenants Prisciani gedienet/ ich auch unterweilens ein Fuß-Turnier/ jungen Grammaticalischen Cavallieren zu Ehren und Gefallen angestellt habe. Allein sie werden mir das Zeugnüß geben/ daß ich kein Schulfuchs seye/ sondern an dem Orte/ den Ew.

Nicht aristotelische Gelehrsamkeit, sondern praktischer, welterfahrener Sinn gehören zum Schulmann. II, 120 u. 121.

Hochedel. Exell. mit einem sonderbahren Teutschen Liede eingeweyhet haben/ offt gedacht habe/ daß ein grosser Unterscheid sey zwischen einem Fecht-Boden und einer Feld-Schlacht; Daß ein edles Pferd/ das in Turnier- und -Ritter-Spielen sollte gebrauchet werden/ viel anders müsse abgerichtet werden/ als ein gemeines Bauern Pferd/ das im Pfluge gehen solte. Daß ein Schwerdfeger einem Cavallier wohl könne einen Degen machen/ allein er könne den Feind nicht schlagen; Daß offt einer ein guter Oberster sey/ und sein Devoir thue/ wann er Ordre habe und kommandirt werde/ aber er sey kein guter General; Dagegen sey mancher ein guter General/ welcher niemals auff der Schildwacht gestanden/ und seye doch ein guter General. Eine Schule/ eine Schuel/ sage ich/ recht zu dirigiren/ dazu gehört etwas mehr als Pedanterey. Es gehöret eben so viel Kunst und Weißheit darzu/ als zu guter Direction einer Armee. Da König Nebucadnezar eine Ritter-Schule anstellen wolte/ da nahm er keinen Pedanten/ keinen Schulfuchs zu einem Inspektorn/ sondern den Aspenas welcher/ wie ich dafür halte/ am Königlichen Hofe gewesen ist/ wie ein Hoff-Marschall/ oder Groß-Hoffmeister. Da dieser König Nebucadnezar deß Danielis Qualitäten recht kennen lernte/ gab er ihm viel und groß Geschenke/ und machte ihn zum Fürsten über das gantze Land zu Babel. Deß Königs Sohn und Successor im Reiche/ ließ den Daniel in Purpur kleiden/ ließ ihm eine güldene Kette an den Halß hängen/ und decretirte/ daß er der dritte Herr im gantzen Königreiche sein solle. Und eben dieser Daniel war Inspector über die Schule.

Daß gelehrte Prediger oft sehr schlechte Hofmeister. II, 124 u. 125.

Ich erinnere mich/ daß einsmals ein großer vornehmer Herr wollte seinen Sohn informiren lassen/ und fragte seinen Hoffprediger umb Rath/ der Hoffprediger recommendirte seiner Schwester Sohn/ dessen Vater ein Metzger war/ in dessen Hause der Sohn nichts anders gesehen hatte/ als wie man Würste machen/ einen Ochsen vor den Kopff schlagen/ und die Kaldaunen rein machen solle. In der Schule war er von seinem Rectore nicht anders angeführt/ als wann er einmahl Rector werden solle. Er war 3 Jahr auff Universitäten gewesen/ da er sich zu einem Magister gesoffen/ und mit den Schulfüchsen sich herumb gezanket hatte: an Logica sit ars? an sit scientia vel habitus instrumentalis practicus? an particula benè abundet in definitione Logicae? an vox disserendi sit Metaphorica? Und was dergleichen heilige und dem Römischen

Reiche nützliche/ den Türken und Tartern aber schädliche Dinge mehr sind. Dieser Magister noster nosterq.; Magister wurde mit Rathe des Hoffpredigers aus der Sauff-Schule solenniter beruffen/ daß er des jungen Herrn praeceptor sein solle/ wie Nathan des Salomons. Magister noster nosterq.; Magister kame an/ und damit der Hoffprediger erweise/ daß er einen gelehrten Magistrum recommandirt habe/ der Mannsgenug sey den jungen Herrn zu unterrichten/ wie Aristoteles den grossen Alexandrum/ als ließ er ihn auff die Cantzel steigen/ und in Gegenwart deß alten/ Herrn predigen. Magister noster nosterq.; Magister solte predigen von dem grossen Abendmahl/ da wolte er nun in Acht nehmen die Circumstantias: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? und fing endlich an: quis? Wer hat das grosse Abendmahl gemachet? Antwort: Es hat es nicht gethan Cyrus der Persische Monarch/ dessen Leben der hochweise Xenophon sehr artig beschrieben non ad fidem verae historiae, sed ad exemplar justi imperij. Es hat es auch nicht gethan/ Alexander der Grosse/ domitor ille orientis, welcher dafür hielte/ die Welt könne so wenig zwey Alexandros ertragen/ als der Himmel könnte zwey Sonnen haben. Es hat es auch nicht gethan Julius Caesar/ der 50 Feldschlachten gehalten/ und allezeit den Sieg davon getragen hat; sondern es hat gethan Gott selbst ꝛc. ꝛc.

Als nach geendigter Predigt der Hofprediger zur Tafel kam/ fragte er den Hoffmeister heimlich/ und endlich den Herrn selbst/ ob nicht Magister noster nosterq.; Magister ein guter Historicus sey? Ein junger Herr/ der Land und Leute regieren solle/ müsse nothwendig ein guter Historicus seyn. Es war ein vernünfftiger Secretarius/ welcher dem Herrn sehr artig remonstrirte/ daß das Pedanterey sey/ daß einer könne auß den Postillen oder auß dem promptuario Exemplorum/ particulär-Historien erzehlen; Sondern wer ein Historicus seyn wolle/ der müsse in der Chronologie und Geographie perfect seyn. Wer von der Chronologie nichts wisse/ der lebe in der Zeit/ und wisse nicht/ was die Zeit sey. Wer in der Geographie nichts wisse/ der lebe in der Welt/ und wisse nicht/ was die Welt sey/ das ist/ er sey und bleibe immer ein Kind. Wer ein rechter Historicus seyn wolle/ der müsse wissen/ was von Erschaffung der Welt vorgegangen sey/ was vor Veränderungen sich in den vornehmsten Königreichen haben zugetragen/ und was

solche Veränderungen verursachet haben. Ein Kerl/ der das wisse/ und hernach durch die Welt gehe/ und in dem großen Welt-Buche studiere/ der könne hernach vorlängst geschehene Dinge mit den Gegenwärtigen conferiren/ und von den Zukünfftigen recht judiciren. Allein der Hoffprediger drung darauff/ daß Nathan Davids Hoffprediger den weisen Salomon erzogen habe/ und Salomo hab gleich wohl discurtiren können von Cedern in Libanon biß in den Isop. Darauff muste Magister noster nosterq.; Magister deß jungen Herrn praeceptor werden.

Aus: „Der deutsche Lehrmeister."

Lob des Kanzlers Wolf von Totenwart. II, 189.

Als ich noch ein junger Student war/ kam ich auß Holland/ und suchte Occasion/ ihm auff dem Fürst. Schloß zu Marpurg auffzuwarten. Vielleicht hat ihm damahls der Kopff nicht recht gestanden. Er thät mir einen kahlen Bossen/ und trilte mich wie einen Tantz-Bäer. Mich dauchte seine Zunge sey nicht eine Peitsche/ sondern ein Scorpion. Als ich wiederumb auß dem Schloß gieng/ spatzierte ich nach der Rennbahn zu/ über den Dammelsberg und fieng für Zorn an zu weinen/ und dachte bey mir selbst: Bistu ein Adler und kanst über die Cedern-Baüm fliehen/ so will ich einmahl ein Scarabaeus werden/ und will dir die Eier zerbrechen/ wenn du sie auch dem Jovi in den Schoß geleget hättest. Allein ich dorffte mich nicht viel merken lassen. Daß der Herr Cantzler bey mir in Ungnaden war. Es gieng mir eben wie jenes Goldschmieds Jungen/ welchem sein Herr ein paar Ohrfeigen gab/ da sagte der Jung zu der Magd: Ja mein Herr thäte mir heute morgen den Possen/ und gab mir Ohrfeigen. Allein ich habe ihm Pravade gnung dargegen gethan. Die Magd sagte: Was thätstu denn? Der Jung antwortete: Ich schlug ihm einen Schnelle nach der andern. Die Magd sagte/ sahe es denn unser Herr? Der Jung antwortet nein. Wann er es hätte gesehen er wäre toll und rasend worden. Wann ich schlagen wolte/ steckte ich immer die Hand in den Sack. Fast eben also gieng es mir/ mit dem Herrn Cantzler Wolffen. Im Sinne wechselte ich offmahls Kugeln mit ihm. Allein es schiene/ daß es ihn selbst gereuet hatte/ daß er mich etwas zu hart und zu rau tractirt hatte. Acht Tage hernach liesse er mich wieder zu sich fordern/ empfing mich mit großer Höfflichkeit und fieng an so mayestätisch zu peroriren/ daß er mir

gleichsam das Hertz stahl. Ich hörte ihm zu mit höchster Verwunderung. Ich verliebte mich also in ihn/ daß ich dachte/ wann ich Römischer Kayser wäre/ ich wolte ihn alsobald in den Grafen-Stand setzen. Allein das muß ich darneben gestehen/ daß ich etzliche Concepten gesehen habe/ welche er in Lateinischer Sprach auffgesetzt hatte/ darin allbere Grammatikalische Chosen waren. Wann er sich bey dem General Heinsio angegeben hätte/ und hätte eine Charse begehrt/ er hätte ihn nicht für einen Corporal angenommen. Aber in teutscher Sprach war er der andere Cicero/ und in 100 Jahren hat Hessenland einen solchen teutschen Oratorem nicht gehabt als er war.

Aus: „Der unterrichtete Student.“

Höre/ ich muß dir noch eine Historie erzählen. Es kame einsmals ein Student von Universitäten zu mir/ sein Vater war mein sehr werther Freund gewesen/ und seine Mutter war eine ehrliche Gottesfürchtige Witwe/ und hatte Geld auff pension entlehnet/ das sie dem Sohn auff Universitäten geschicket hatte/ und wolte offtmals ihrem eygenem Leibe nicht so viel zu gute thun/ daß sie in ihrem Alter bey vielen Schwachheiten etwas gutes und verdäuliches gessen oder getrunken hätte/ sondern sparete alles für den Sohn/ und dachte/ derselbige würde dermahleins seyn eine Säule ihres gantzen Hauses/ und würde allen seinen Geschwisteren zu Beforderung/ zu Ehren Brodt helffen. Als er zu mir kame/ behielte ich ihn bey der Mahlzeit/ tentirte ihn ein wenig/ wie weit er mit seinem Darapti Felapton kommen sey/ und merkte/ daß er mit seinem Compendio Logicae welches er kaum halb auff Universitäten vor das viele Geld gelernet hatte/ dem Moscowiter wenig Zobelen in Ziberien würde fangen können/ viel weniger würde er einem Teutschen Fürsten oder Herren damit Füchse/ Hasen oder ander Hoch Wildprät erjagen. Sagte demnach zu ihm: Monsieur/ ich will ihm einen treuen Rath geben. Er gehe alle Tage ein paar Stunden zu Hans Wächtern/ und lerne eine gute Hand schreiben/ und sehe/ daß er jemand bekomme/ der ihn in der Arithmetic und in dem Italiänischen Buchhalten anführe. In diesen beyden Dingen übe er sich Tag und Nacht/ so will ich sehen/ daß ich ihn zu einem abgetheilten Herrn bringe/ daß er demselben als ein Secretarius auffwarte. Der Student nahme darauff Abschied von mir. Als

Vom Nutzen der Arithmetik und des Italienischen Buchhaltens. II, 223–226.

er nach Hauß kommen war/ hatte er im Zorn den Degen auff den Tisch geworffen/ und gesagt/ er wisse nicht/ ob Antenor gar toll werden wolle. Er sey ein rechtschaffen Kärl/ er wisse/ wie er seinen Degen führen solle/ und sey allbereit auff einer vornehmen Universität relegiret. Alle seine Landsleute würden ihm Zeugnüß geben/ daß er deß Nachts in mancher gefährlichen Occasion gestanden habe/ wie ein rechtschaffener Kärl/ es haben offtmahls vier oder fünffe für ihm lauffen müssen. Und es komme Antenor nun auffgezogen/ und rathe ihm/ daß er wiederumb in die Schule gehen/ und solle lernen rechnen und schreiben/ eben als wenn er ein Kind von 12 Jahren wäre. Ein solcher Schimpff sey ihm nicht wiederfahren/ seit er auß seinem Pennal-Jahr kommen sey. Etzliche Monat hernach kame ein abgetheilter Fürst anhero/ und liesse mich zur Tafel fordern. Nach gehaltener Tafel sagte er zu mir: Mein Antenor ich bin eines Secretarij benöthigt/ und ich weiß/ daß sich offt Studenten bey euch anmelden. Schicket mir doch einen feinen Kärl zu/ den ich darzu brauchen kan. Ich dachte alsobald an meinen Herrn Urian/ und vermeynete/ er würde meinen Rath befolget und sich im Schreiben und Rechnen wol geübet haben/ und sagte: Gnädiger Fürst und Herr/ ich will Ew. Fürstl. Gn. einen Studenten zuschicken/ welcher von guten ehrlichen Leuten ist/ und Ew. Fürstl. Gn. treu sein wird. Allein er ist kürtzlich von Universitäten kommen/ hat den Schulsack noch nicht weggeworffen/ und ich weiß nicht/ ob ihm der Hoff- und Cantzeley Stylus recht bekand sey. Ew. Fürstl. Gn. wollen im Anfang ein wenig Gedult mit ihm haben/ und ihm vergönnen/ daß er Ihr Archiv durchsehen und allerhand Schreiben lesen könne. Die Übung wird ihm alsdann mit der Zeit eine Lehrmeisterin seyn. Der Fürst antwortete: Ey so viel ich zu schreiben habe wird er leicht verrichten können. Ich fertigte Herr Urian ab mit einem wolgespickten Recommendation Schreiben. Als er bey Hofe ankommen/ hatte der Fürst befohlen/ man solle ihm eygen Gemach eingeben und ihn auff den Abend lassen zur Tafel kommen. Bey der Tafel hatte ihn der Fürst/ welcher den Trunk sehr liebte/ gar gnädig tractiret/ und ihm unterschiedene Gesundheiten zu gebracht/ darinnen er ihm extraordinaire gute Satisfaction gethan hatte. Als der Fürst einen Rausch bekommen/ hatte er zu seiner Gemahlin gesagt: Das ist ein rechtschaffen Kärl welchen mir Antenor zugeschicket hat. Wir

beyde wollen wol mit einander zu recht kommen. Es gilt eins auff Antenors Gesundheit. Deß andern Tags hatte der Fürst meinen Herrn Urian lassen ins Gemach kommen/ hatte ihm einen Zettul gegeben/ darauff unterschiedener Fürsten und Grafen Nahmen gestanden/ und hatte gesaget: Sehet da/ machet mir Neu-Jahrs Schreiben an diese Herren, Da habt ihr das Titular-Buch/ darin werdet ihr sehen/ wie ihr einen jeden tituliren müsset/ und mein Kammerdiener soll euch in die Archiv führen/ da werdet ihr unterschiedene convolut Neue-Jahrs-Schreiben finde/ welche hiebevor an mich geschicket sind/ darauß könnet ihr ein oder ander Formular nehmen. Des Abends war mein Herr Urian zu dem Fürsten kommen/ und hatte ihm mit einem tieffen Bückling etzliche Neue-Jahr's-Schreiben präsentirt zu unterschreiben. Es gienge ihm aber wie jenem Küster auff einem kleinen Dörfflein/ der sagte: Nos Docti malè scribimus. Der Fürst war zu seiner Gemahlin kommen und hatte gesagt: Ew. Ld. sehen doch/ was mir Antenor für einen Possen gethan habe. Da hat er mir einen Kärl zugeschicket/ der schreibet eben/ wie Anne die Küchenmagd. Wenn ich ein solches Schreiben an euren Bruder schickte/ so würde er vermeynen/ ich wolle ein guter Haußhalter werden/ wolle ersparen die Unkosten welche auff einen Secretarium gehen/ und lasse die Correspondenz-Schreiben durch meine Küchenmagd auffsetzen. Deß andern Tages hatte der Fürst ihm fürgenommen einen Rausch zu trinken/ hatte alle seine Leute lassen zur Tafel kommen/ und befohlen/ den Küchen- und Korn-Schreiber über meinen Herrn Urian zu setzen. Das hatte nun H. Urian/ welcher es zuvor/ ehe er die Schreiben gemacht hatte/ nicht gewohnet war/ hefftig verdrossen/ daß ein gemeiner Laicus solle einem Clerico vorgezogen werden/ der auff Universitäten so ritterlich gefochten haben/ daß er deßwegen sey relegiret worden. Den nachfolgenden Tag hatte ihn der Fürst zu sich kommen lassen/ und hatte gesagt: Ihr müsset einer Sachen halben daran mir viel gelegen ist nach N. zu Antenorn. Es ist ein Wagen und ein Frühstück fertig/ und ich habe dem Küchen- und Korn-Schreiber befohlen/ daß er euch Geld zur Reise geben solle. Grüsset Antenorn/ und gebt ihm diesen Brieff/ er wird euch weiter sagen/ was ihr thun sollet. Mein Herr Urian war etwas hoffartig worden/ daß ihm alsbald im Anfang seines Officii eine Fürstl. Ambassade auffgetragen würde/ und hatte vermeynet/

ich würde etwa Befehl haben ihn zu instruiren/ daß er auff der Post solle nach Constantinopel ziehen/ und den Türckischen Kayser in Ihr. Fürstl. Gn. Nahmen salutiren. Als er zu mir kame/ machte er ein Ampts-Gesichte/ als wenn er zehen Cantzeler und fünff und zwantzig Secretarios gefressen hätte. Ehe ich das Schreiben erbrach/ fragte ich nach Ihrer Fürstl. Gn. Zustand/ und wie es ihm bey Hoff anstehe. Er rühmete die grosse Gnade und Höfflichkeit/ damit ihm der Fürst und die Fürstin/ begegneten. Allein er fienge an zu fluchen und schelten auff den Küchen- und Kornschreiber/ der sey ein grober und hoffärtiger Esel. Der Teuffel solle ihn holen/ wo er glaube/ daß dieser kahle Küchenschreiber wisse/ cujus generis oder declinationis Musa sey. Gleichwohl sey er so hoffärtig/ daß er sich jüngst bei der Tafel habe über ihn gesetzet. Das könne und wolle er vor seinem Todt nicht leyden. Er sey ein rechtschaffner Kärl der seinen Eltern viel gekostet habe/ und solle sich nun einem solchen Idioten unterwerffen/ das werde ihm kein verständiger Mann anmuthen. Er bitte/ ich wolle ihm darin die Hand bieten/ und deßwegen an Ihre Fürstl. Gnaden schreiben. Ich erbrach darauff das Fürstl. Schreiben und sagte: Monsieur, ich merke/ daß der Küchen- und Korn-Schreiber Ihrer Fürstl. Gn. in den Dingen darzu Sie ihn zu gebrauchen nöthig haben/ so gute Satisfaction thue/ als wenn er Doctor und Magister auff Universitäten worden wäre. Des Comptens-Streit halber dürfft ihr hinfüro sicher und ruhig schlaffen. Der Küchenschreiber wird hinfüro weder über noch unter euch sitzen. Ich will euch kurtzlich sagen/ was der Inhalt dieses Schreibens sey. Ich habe Befehl im Nahmen Ihrer Fürstl. Gn. euch einen gnädigen Abschied zu geben/ als einem Kärl/ der zu einem Secretario so geschickt ist/ als die Kuhe zum Capreol schneiden und Tantzen, Das soll mir eine Warnung seyn/ daß ich hinfüro nicht einen jeden an grosse Herren recommandiren werde/ ne incutiant altera peccata mihi pudorem. Ich werde mich hinfüro vor diesem Fürsten scheuen und schämen/ als ob ich ein Beutelschneider wäre. Hättet ihr meinem treuen wohlgemeynten Rath gefolget/ und hättet gelernet wohl schreiben und rechnen/ so wäret ihr itzo ein Fürstlicher Secretarius/ und hättet euer Brod so wohl die Licentiaten/ welche zu N. loopen up der Straten. Nun aber weiß ich euch nicht zu helffen. Herr Urian trotzete immer darauff/ daß er ein Academicus sey/ und ich müßte

ihn befordern/ wie ich seinem Seel. Vater versprochen habe/ Ratio, er sey auf Universitäten gewesen.

Es sind drey Dinge welche Antenorn allezeit bey Universitäten in Teutschland mißgefallen. Erstlich/ sagt er/ halte er die Deposition für eine Thorheit. Zu Leyden in Holland wurde einsmals ein Teutscher deponiret/ dabey war eines vornehmen hochgelahrten Mannes Tochter/ die sahe das Ding mit Verwunderung an/ und sagte: Wel/ wat Gecken-Werk is dat: Ich frage/ ob dergleichen geschehe in Frankreich/ in Italien/ in Spanien/ und ob diese Völcker nicht eben so wol gelährte Leute erziehen/ als wir Teutschen? Ich möchte gern wissen/ was ein junger Knab vor Lehre/ Trost und Ermahnung von dem Depositore erlange? Wenn er ihm eine Ohrfeige giebt/ und fragt: Hastu auch eine Mutter gehabt? Der Knab antwortet: Ja. Der Depositor giebt ihm noch eine Ohrfeige/ und sagte: Nein Schelm/ sie hat dich gehabt. Er fragt weiter/ wie ist die Erbse auff die Welt kommen? Der Knab sagt/ er wisse das nicht: Da muß er abermahl eine Ohrfeige haben/ und der Depositor sagt: Du Schelm sie ist rund auff die Welt kommen. Sage mir ferner/ wie viel Flöhe gehen in einen Scheffel? Der Knab antwortet mit Zittern und Beben: Ach das hat mich mein Präceptor nicht gelehret; ich habe nur die Grammatic und ein Compendium Logicae et Rhetoricae gelernet. Was sagt der Tyranische Pedell/ du must mehr wissen wenn du nicht mehr ein Bachant sein wilt. Lerne das heut von mir/ daß die Flöhe nicht in den Scheffel gehen/ sondern/ sie hüpffen hinein. Ist das nicht eine grosse Platonische Weißheit? welche man von den Pedellen lernen muß/ ehe man zu der Mayestätischen Hoheit gereichen kan/ daß man ein Pennal genennet werde.

Der Unsinn des Deponirens. II, 228–229.

Zum andern eickelte ihn auff Universitäten das verfluchte Pennalwesen. Treiben die Holländer/ die Engländer/ die Frantzosen/ Italiäner und Spanier solche Thorheiten? Thun es die Papisten in Teutschland? Und ich frage/ ob sie nicht eben so wol gelahrte Leute erziehen/ als die Lutheraner? Antenor discurirte einsmals hiervon in meiner Gegenwart/ und erzählte mir unter andern was sich mit ihm zugetragen. Als ich auff die Universität N. kam und mein Pennal-Jahr anfieng/ waren allda etzliche Lumpehunde/ Ertz-Pennalputzer/ welche mich in meinem Pennal-Jahr einsmahls besuchten/ und sahen, daß ich die Horas succisivas

Fluch des Pennalismus. II, 230–231.

Camerarij in der Hand halte/ und lese darin/ da sagte einer/ sehet was das für ein hoffärtiger Pennal sey, daß er da alsbald in den grossen Büchern lesen will! Du kleiner Pennal/ verstehest du was du lesest: Ich erstummete/ und machte eine tieffe Reverentz. Endlich kam einer zu mir/ und sagte mir in ein Ohr: Habt ihr Geld: Ich sagte Nein. Da antwortete er so schickt den Camerarium auff den Weinkeller/ und lasset ein paar Viertheil Wein bey Flandes Kirschbaum holen/ ich will euch geduldig davon helffen. Ich schickte nicht allein den Camerarium, sondern auch meinen Mantel/ welchen ich am Sontag pflog zu tragen/ auff den Weinkeller/ und bate Flandes wolle mir doch in dieser Noth zu Hülff kommen/ biß ich meinem Vater schreiben könne. Als mein Camerarius und mein Mantel auf den Keller kommen waren/ war Herr Bürgermeister Conr. Lüncker/ ein ehrlicher redlicher Teutscher/ welchen ich damals noch nicht kante/ wie ich ihn hernach hab kennen lernen/ in dem Rathkeller/ als Wein-Herr gewesen/ hatte den Camerarium durchblättert/ und gesehen/ was ich in margine annotirt hatte/ und hatte erstlich zu der Magd gesagt: Das muß ein feiner gelahrter Herr seyn/ der dieses Buch gelesen hat. Und zu dem Wirth hat er gesagt: Hellfrich/ gebt ihm was er haben will. Ach wer war so frohe als Ich/ da die Magd kam/ mit einem grossen Krug voll Wein/ daß ich diese Wetterauische Milch-Bengel contentiren konte? Ich wartete ihnen so fleissig auff/ als wann ich Page bey dem Hertzogen von Friedland wäre/ und dachte wann ich einmahl zu wenig in das Glas schenkte/ so würde ich alsbald hören die erschreckliche Stimme/ lasset die Bestie auffhängen. Attila der grosse Tyrann/ welcher als er in Franckreich kame/ gefragt wurde wer er seye/ und antwortete/ Sum flagellum Dei, hat gantz Franckreich so grossen Schrecken nicht gemacht/ als mir damals diese Milch-Dölpel machten in meiner Stuben. Allein zwey unter eben diesen Lummeln/ kamen zehen Jahr hernach zu unterschiedenen Zeiten zu mir und buckten sich so tieff/ und war nichts als Ew. Excellentz Lentz.

Der Knabe Magnus Gärtner ein geborener Theologe. II, 233 u. 234.

Es kam vor zweyen Jahren ein Knab zu mir/ von ungefehr 11 Jahren/ mit Nahmen Magnus Gärtner/ der thäte nach dem Sonntag Laetare eine Predigt vor mir und meinen Haußgenossen/ von diesen Worten: Es ist ein Knab hier/ der hat fünff Gersten-Brot/ und thäte es mit einer solchen praesentia animi, mit solcher

lieblicher geistreichen Stimm/ und mit so andächtigen Geberden/ daß mir die Thränen die Backen herabflossen/ und dachte: das Himmelreich leydet Gewalt/ die Kinder reissen es zu sich: Ich dachte/ wann es Gottes Wille wäre/ daß ich den zehenden Theil Geldes haben möchte/ als mancher unersättlicher Geitzhalß in Hamburg hat/ so wolte ich diesen Knaben alßbald zu mir nehmen/ und ihn nicht allein in der H. Schrifft selbst informiren/ sondern auch zu andern guten und gelahrten Leuten schicken/ welch ihn informiren könten/ wie die alte Kirchen-Väter von Kindheit an nicht nur in der Lehre/ sondern auch im Leben sind informirt worden. Ich habe manchen Kerl gekant/ welcher zehen Jahr auff Universitäten gefressen und gesoffen/ und seinem Vater seinen sauren Schweiß und Blut durchgebracht hat/ und wann er endlich einen Pfarrdienst durch Geschenke oder Heurath erlanget/ und seine Prob-Predigt hat thun sollen/ hat er gestanden und gezittert wie des Kaysers Adriani animula blandula, undula, vagula hospes comesque corporis, und ist so freudig und getrost nicht gewesen als dieser Knab Magnus Gartner. Und wo hat es Magnus Gartner gelernet? Nicht auff Universitäten/ sondern auf einem Dorff bey Harburg.

Gespräch Axel Oxenstjernas mit Richelieu II, 242.

Als dieser in aller Welt berühmte Politicus der alte Reichskantzler Ochsenstirn nach der Nördlinger Schlacht war in Franckreich kommen und hatte den Cardinal Richelieu besucht/ da hatte ihn der Cardinal von der Fußsohlen an biß auff den Hauptscheitel angesehen/ sich verwundert/ und endlich gesagt: Ist das der grosse Politicus von dem die gantze Welt zu reden weiß? Und hatte ihn gebeten/ Er wolle ihm doch entdecken/ worinn seine Politische Weißheit bestehe. Der Herr Reichskantzler hatte geantwortet: Ich wil Euer Eminentz kürtzlich sagen/ was die Summe meiner Politic sey. Ich betrachte erstlich diejenige/ welche über mir sind. Zum andern diejenige/ welche neben mir sind. Zum dritten diejenige/ welche unter mir seynd. Diejenige welche über mir sind/ ehre und respectire ich auffs allerdemüthigste/ und thue/ was meine ordentliche Obrigkeit mir befihlt/ und meines Vaterlands Fundamental-Gesetz erfordern. Diejenige welche neben mir sind/ tractire ich freundlich/ und höflich/ so lange sie mir mit Raison begegnen. Denjenigen/ welche unter mir sind/ thue ich gutes/ so vil ich kan/ und so lange sie thun/ was ihre Schuldigkeit erfordert. Thun sie

dasselbe nicht/ so trette ich ihnen auff die Köpffe/ daß sie mir nicht schaden können.

Aus: „Der Hauptmann von Kapernaum".

Der Hauptmann von Kapernaum, wie er leibt und lebt. II,281 u. 282.

Ich sage/ daß ein Soldat der Gott vor Augen hat/ und dienet in einem rechtmäßigen Krieg/ der kan mit seinem Degen und Pistolen Gott wolgefällige Dienst leisten/ ja es kan ein Christlicher Cavalier mit seinen christlichen Ermahnungen/ mit seinem Gott wohlgefälligem exemplarischen Leben und Wandel bey einer Armee/ mehr außrichten als wenn der Feldprediger kömpt/ und etwas aus der Postill daher schwatzet. Sehet an den ehrlichen Cavalier zu Capernaum/ der war ein Soldat/ er dienete dem Römischen Kayser/ welcher kein Christ oder Jude/ sondern ein Heyd war. Das gantze Jüdische Land hielte davor/ daß alles so den Juden von den Römern geschahe/ daß sie mit einem Kriegsheer überzogen/ und in Contribution gesetzt worden/ sey lauter Tyraney/ Gewalt und Unrecht. Gott werde die Römer deßhalben exemplariter straffen/ und hofften sie noch einmahl Rom einzunehmen/ und auff dem Capitolio Rath zu halten/ wie sie Italien und die gantze Welt unter ihre Gewalt bringen können/ denn es sey ihnen von den Römern Gewalt und Unrecht geschehen. Aber die Juden vergassen damals, was ihnen Gott durch Mosen Deuter. 28. gedrohet hatte/ wie er sie/ wenn sie seinen Geboten nicht gehorchen wolten/ straffen wolte/ und sagt unter andern: Du solt Gewalt und Unrecht leyden Dein Leben lang/ und solt dir niemand helffen. In diesem Krieg/ welcher die Römer wider die Juden führten/ dienete der Hauptmann von Capernaum. Er war ein ehrlicher Cavalier/ und von dem was er mit seinem Degen verdienete/ legte er so viel zurück/ daß er den Bürgern zu Capernaum/ deren Commandant er war/ ein Schule bauen liesse. Gegen seine Soldaten und andere Diener war er gutherzig. Da sein gichtbrüchiger Knecht in grossen Schmertzen lage/ ließ er ihn nicht liegen, wie einen Hund/ er schickte ihn nicht in das Hospital/ sondern nahm sich seiner an/ als wenn er sein Sohn wäre. Er bemühete die Aeltesten/ das ist Bürgermeister und Rath zu Capernaum daß sie beym grossem Arzte Christo Jesu eine Vorbitte vor seinen krancken Knecht thun wolten daß er ihm helffe. Als der Sohn Gottes sich resolvirte/ er wolle zu seinem krancken Knecht kommen/ und ihm helffen/ da

erkante er seine Unwürdigkeit/ bekante daß er ein Soldat sey/ und unter sich Kriegsknechte habe/ welche seinem Commando folgen müsten/ er sagte nicht/ daß er abgedanket habe/ und weil er die Schul zu Capernaum erbauet/ wolle er hinfüro das Kriegswesen quitiren und Schulmeister zu Capernaum werden/ sondern ich sehe daß er in würcklichen Kriegs-Diensten deß Römischen Kaysers gewesen sey. Ich kan aber nicht sehen/ daß Christus ihm befohlen habe/ seine Waffen niederzulegen/ und hinfüro in diesem Krieg welchen das gantze Jüdische Volck vor unrechtmässig hielte/ nicht zu dienen/ sondern er hielte ihn vor einen redlichen Christen. Er erhub ihn über die hohen Priester und Schrifftgelährten/ und sagte er habe seinesgleichen in Israel nicht gefunden.

Ich halte gäntzlich darvor/ daß ein Obrister der in der Religion recht informiret ist/ und ein Christliches ehrbares Leben führet/ seinen Soldaten eine tägliche Hauß Postill sey/ und offt mehr ausrichte als fünf Feldprediger. Zwar muß ich bekennen und beklagen/ daß an den meisten Kriegern nicht viel geratens sey. Wie offt wird das Te deum laudamus gesungen da so viel Christen-Blut von Christen unnöthig vergossen/ und dem Teuffel der gröste Reuter-Dienst geleistet wird?

Aus: „Der beliebte und belobte Krieg“.

Mancher der im wärendem Krieg alles vollauf gehabt/ muß nach wieder-erlangten Frieden entweder betteln/ oder einem Bauern helffen arbeiten/ ein Küh oder Schweinhirt werden/ oder aber sich mit Rauben und Stehlen ernähren/ die Strassen unsicher machen/ und zulezt Galgen und Rad zieren helffen. Man sagt/ daß ein Lieutenant/ nachdem er sein im Krieg erworbenes Guth/ so er ewig zu wären vermeynet/ herdurchbracht/ habe in einem Dorff müssen ein Vieh-Hirt werden/ damit er ein Stück Brods zu essen gehabt. Einsmahls sei einer seiner Cameraden des Orts durchpassiret/ und er ihn im Felde bey dem Viehe gesehen und erkant/ habe er ihm zugeruffen: Glück zu/ Bruder/ wie gehet diß zu? Wie hat sich dein Commando das du im Krieg führtest/ so verändert? Der Lieutenant habe geantwortet: Mein Bruder/ ich bin des Commandirens im Krieg gewohnet/ habe derhalben gedacht/ ich müsse also in der Gewohnheit bleiben/ und zu dem Ende diese Compagnie angenommen. Allein ich weiß nicht/ wie die Leute

Was ein Lieutenant vom Frieden denkt. II, 331.

nunmehr ihre Sprache so sehr verändert haben. Wann ich vor diesen in einem Dorff das Viehe ließ wegnehmen/ kam bald hier bald dort ein Weib/ und bathe mich: Ach Herr Lieutenant/ last mir doch meine Kühe wiedergeben/ ums Gottes willen. Jetzunder aber/ wann ich des Morgends die Kühe außtreibe/ ruft bald hier bald dort eine alte Hure: Herr Lieutenant/ nehmt meine Kuh auch mit. Dieses sind die Früchte des Friedens!

Aus: „Ninivitischer Buß=Spiegel“.

Nach einem Sonderabdruck. (1693?)

Lob der ehelichen Liebe und des Hausfriedens. 191—194.

Woher kompt es, daß mancher sein altes, heßliches eißgraues Weib, das für Alter gantz krumme und buckelicht worden, das daher kreucht an seinem Stecken, das kaum kein Zahn mehr im Mund hat, das ein paar blaue Lippen, ein paar rothe triefende Augen, und eine ungestalte verruntzelichte Stirn hat, das Tag und Nacht fast nichts mehr thun kann als Husten, woher kompt es, sag ich, daß ein Ehemann eine solche alte Creatur gleichwohl liebet, ehret und in seinem Hertzen so hoch hält, als wenn es die allerholdseligste, die allerschönste und edelste Jungfrau wäre? Das macht eheliche Lieb und Einigkeit. Woher kompt es, daß mancher in seiner Haußhaltung so content ist, als wann er des Fuggers Gut, oder der Venetianer Geld hätte, daß ihm sein Stück Butter und Brod so wol schmeckt, als wann er lauter Schneppen und Krammets=Vogel hätte? Woher kompts dann, daß mancher unter seinem Strohdach mit seiner armen Crethen sich lustiger macht, als ein ander in seinem steinern Hauß? Woher kompt es, daß mancher in seinem Sinn so vergnügt ist? Das macht treue Lieb und Einigkeit, Es ist besser ein Gericht Kraut mit Lieb, als ein gemästeter Ochs mit Haß, sagt Salomon Prov. 15 . . . Wo rechte Lieb und Einigkeit unter Eheleuten ist, da hat Gott selbst seinen Lust und Plaisir zu wohnen . . . Hergegen wohnt der Teuffel nirgend lieber, als wo Eheleut uneinig sind, und er kan nichts weniger im Ehestand leiden, als den Haußfrieden. Daß Eheleute reich seyen, daß sie schön seyen, daß sie etwas gutes zu essen und zu trincken haben, daß sie ein gut Kleid anzuziehen haben, daß sie in einen hohen Ehrenstand gerathen, das alles kann der Teuffel gar wol leiden, aber kan nicht leiden, daß sie einig seyen, und gönnet ihnen den Haußfrieden nicht, sondern fichtet denselben an bey Jungen und

Alten, bey reichen und armen Eheleuten, und bemühet sich mit aller Macht, daß er denselben zerrütte oder zerstöhre. Wilt du nun dem Teuffel einen angenehmen Dienst thun, wilt du ihm einen Spaß machen, wilt du ihn gleichsam zu Gast bitten und wohl tractiren, so setze dich einmahl hintern Ofen, sey traurig und melancolisch, und weine ein Gesetzlein, daß dein Mann nur ein Kaufmann und nicht ein Bürgermeister sey, daß er dir nur Tausend und nicht Zehen Tausend Thaler erworben hab. Lieber, denck ihm selbst nach, wie doch das dem Teuffel so wohl gefallen müsse, wie er doch werde stehen und lachen, daß du ein solcher Narr seyest?

Ich bin noch nicht alt, allein es ist mir leid, daß ich nicht den Tag, da ich zum erstenmahl meines Vatern Kachelofen quitirt und Resolution gefaßt mich in frembden Landen umbzusehen, hab ein eigen Buch gemacht, und drin geschrieben all das Unglück, so mir von der Zeit an biß hieher, bald an diesem, bald an jenem Ort begegnet ist, und wie mir der liebe Gott offt so wunderlich wieder geholfen hab; diß solt mir das allerliebste Buch seyn in meiner gantzen Bibliothek ... Wann ich traurig bin, so denck ich an die vornehmsten Leute, die ich in der Welt kenne, und denck, siehe, wie gehet es dem und dem, dem Grafen, dem Herrn, dem Edelmann u. s. w. und finde alsdann offt, daß mein Kreutz viel leichter sey als das, damit sich hohe Leut schleppen müssen, daß mein Kreutz so beschaffen sey, daß ich mit andern, die höhers Stands sind als ich, nicht dauschen wolt. Gott hat eines jeden Rücken gemessen und weiß, wie viel er tragen könne. —

Das beste Tagebuch. 204 u. 205.

Melancoley ist des Teuffels Badstube. Wann sich der Teuffel baden will, so setzet er sich in einen melancolischen Kopff, und wältzet sich in den närrischen melancolischen Gedancken herumb, wie in einem Wanne-Bad. Und je mehr man der Melancoley nachhängt, je mehr krowet man dem Teuffel, je besser bekompt ihm das Bad ... Mein, höre doch einmal auff den Teufel zu krowen, er hat lang genug bey dir gebadet. Höre doch einmal auff, ihm zu hofieren, denn du wirst doch nichts anders als des Teuffels Dreck, davon haben.

Melancholie, des Teufels Badestube. 205 u. 206.

In der Welt gibt man manchen Menschen grosse Titel, und ist sonst nichts darhinter. Mancher wird ehrbar genannt, und sind doch wenig ehrbare Stücke bey ihm zu finden. Mancher wird hochgelahrt tituliret, und verstehet die Grammatik nicht recht. Manche

Große Titel, kleine Mittel! 365 u. 366.

Jungfrau wird züchtig und tugendreich genannt, wann mans aber beim Lichte besiehet, so ist sie eine Ertzhur. Jener Churfürst wurde von einem Cantzley-Schreiber gefragt, was man dem Land Vogt für einen Titul geben solt? Ey sagt der Churfürst, geb ihm Titul satt, ich wills ihm an der Bestallung wieder abziehen. Wann man hiebevor in einer vornehmen Reichs- oder See-Stadt, einen gantzen Rath tituliren wolt, und sagte ein Ehrbarer Rath, so war es Titels genug, jetzo aber würden ihre geringste Schreiber sauer sehen, wenn man sie nicht Wohl Ehrenrecht, und Hochwohlgelehrt, oder gar Edel, hochwohlgelehrt titulirte. Zuvor wurde des Königs in Dänemark ältester Herr Sohn. Item die Teutsche Fürsten, die nicht im Regiment sahsen, nicht anders genennet, als Juncker. Jezt will ein jeder Stieffelschmierer ein Juncker sein. Gleichwie aber die Schatten groß werden, wenn die Sonn untergehen will, also wachsen auch die Titul und andere Raritäten, wenn die Tugend und Künste sich zum Untergang neigen. Da man einen vornehmen Rathsherrn noch schrieb, dem Ehrbarn und Frommen, da stunds wol in Teutschland. Aber seyt die grosse Titul auffkommen sind. seyt hat es nirgend recht fort gewolt.

Jonas vor Ninive. 390 u. 391.

Mich dünkt, ich sehe, wie der zornige, murrende, kurrende, neydische Jonas sich an dieser Hütten so müd gearbeitet hab, daß ihm der Schweiß außgebrochen. Als sie nun fertig gewesen, und er sich darinn gesetzt hat, wird er die Stadt Ninive angesehen und gedacht haben: Nun straff, lieber Herr Gott, straff. Was läst du doch die böse Buben, die Fresser und Säuffer, die Hurer und Ehebrecher unter der Hoffbursch zu Ninive, und die geizige Wucherer und Schacherer auf der Börsch daselbst länger leben? Laß sie miteinander zu Grund gehen, es geschiehet den heydnischen Hunden recht. Also wird man sehen, daß du der wahre Gott seyest, und daß deine Drohung, die du durch deine Propheten thun läst, gewiß und wahrhafftig erfolgen.

Den meisten Streit in der Kirche veranlaßt nicht die Theologie, sondern verursachen die Theologen. 403 u. 404.

Wann ich gedencke an das Gezänck, das heutigs Tags unter unsren Theologis in Deutschland ist, da es einer mit den Helmstättern, der ander mit den Wittenbergern und Leipzigern hält, so erinnere ich mich alsbald an den Kürbsstreit (Kürbisstreit), davon die gewaltige Männer, Augustinus und Hieronymus einen so grossen Allarm gemacht, und betrachte, daß zu aller Zeit, die vornehmste Lehrer der Kirchen, auch Menschen gewesen seyn,

und ihre Gebrechen gehabt haben. Drumb sollen wir uns nicht befrembden oder ärgern lassen, wenn noch heutiges Tages offt über geringe Sache, Zwyspalt unter den Gelehrten entstehet. Die Sache wäre offt leicht zu vergleichen, wenn nur die Leute zu vergleichen wären.

Ein Hofnarr .. des Churfürsten von Brandenburg .. hab gesagt: O daß ich doch reich wäre, ... ich wolte mir ein langen langen Spieß kauffen, .. (und) wolte den proprium commodum erstechen .. denckt ihm selbst nach, ihr weisen Leute, was der Eigennutz an grossen Herrn Höfen und Cantzeleien, in grossen Städten, in Rathshäusern, in Kirchen und Schulen vor Schaden bringe?... Das muß ich aber bekennen, daß Eigennutz im Geistlichen Stand eine rechte Pest sey. Wann ein Prediger schon eine Englische Zungen hätte, und reden könnt von Cedern in Libanon, biß an den Isop, und wäre daneben eigennützig, so ist er verdorben... Sehet mir den Propheten Jonam an, der bekümmerte sich mehr umb seine kahle Hütten, und meynte, es sey mehr daran gelegen, als an der gantzen gewaltigen Stadt Ninive. Er hätte nichts darnach gefragt, daß das Kayserliche Schloß, das Rathhauß, die Börse, die Thürme und Mauern, und alle vornehme Bürgerliche Häuser zu Ninive wären zu Grund gangen, und daß viel tausend an Menschen und Vieh wären verdorben, wenn er nur in seiner Lumpen-Hütten hätte Schatten gehabt. O Eigennutz, Eigennutz, wie manche edle Stadt, wie manchen braven Mann hast Du ins Verderben bracht?

Eigennutz — der größte Weltschaden. 419—421.

Die Welt hat immerdar Sorge, sie müsse Hungers sterben, es müsse einer den andern fressen, wann sich eine Gemeine vermehrt, und an Volck zunimmt. Mancher arme Hauß-Vater fühlet bißweilen große Anfechtung wenn er fast alle Jahr tauffen läst, und immer stärcker zu Tisch wird. Da denckt er offt, wo will das hinauß? Das Kloster ist arm, und der Brüder sind viel. Wo werde ich endlich den Hauffen Kinder wahren? Aber solche Leute sollen diesen Trost mercken, daß Gott ihr Anliegen wol bewust sey. Er weiß gar wol, wie viel Kinder in einer jeden Stadt, und in einem jeden Hause seyn. Er weiß auch wol, was sie bedürffen und wie er sie erhalten und wahren solle. Viel Kinder, viel Vater Unser, viel Vater Unser, viel Stücker Brodt. Wir Alte essen mit den Kindern, und nicht die Kinder mit uns.

Die Welt ist um der Kinder willen, nicht der Erwachsenen wegen da. 454 u. 455.

Aus: „Morgen- und Abendlieder“.

Von Schupp gingen 3 Lieder in das Nürnberger Gesangbuch vom Jahre 1677 über, die dann 1684 auch im neuen Hamburger Gesangbuch Aufnahme fanden. Außer dem unten Folgenden waren es die Lieder: „Lob und Dank sag ich dir, du meines Herzens Zier“, und „O heilige Dreieinigkeit, du großer Gott der Ehren“. (E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesanges III, 460.)

Melodie: „Vom Himmel hoch da komm ich her“, oder „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort“.

I, 937 u. 938.

1. Das walte Gott! so ist die Nacht
Auch wider aller Feinde Macht
Nun abermal fürbey/ und Ich
Bin noch gesund und freue mich.

2. Das ist/ O allerhöchstes Gut
Ja freylich Deine Vater Hut
Und Deiner Gnadenflügel Wacht
O unerschöpfte Gottes Macht.

3. Ach Herr/ Du einig und allein
Kannst unser rechter Hüter seyn/
Du bist alleine unser Hort
Und Deiner Christen Gnadenport.

4. Drum komme ich in wahrer Buß/
Und fall Dir abermal zu Fuß/
Und bitte/ ach schütz mich auch heut
Du Vater der Barmhertzigkeit.

5. Die Seele/ welche Du erkaufft/
Mit Deinem Blute hast getauft
Laß Dir zu Deiner Gnaden Schein
O JESU anbefohlen seyn.

6. Daß sie nicht in Unglauben sich
Ach HErr/ vergriffe wider Dich/
Noch etwa vor der Tugend Straß
Zum Sünden-Weg verleiten laß.

7. Send ihr/ O JESU/ Deinen Geist
Damit er ihr Gesellschaft leist/
Und sie von aller Boßheit-Bahn
Zu Glaub und Tugend führe an.

8. Insonderheit daß seine Hand
Mein Hertz und dessen Unverstand
Zur wahren Lehr und Weißheit führ
Und mit der Himmel Gnaden rühr.

9. Damit ich/ was ich heut studir
Red'/ hör/ leß/ thu und laß'/ in dir
Verrichte/ und daß es dabey
Gesegnet/ und erwünschet sey.

10. Befiehl der lieben Engel Schaar/
Daß sie für Unglück und Gefahr/
Für List und Macht/ für aller Noth
Mich wohl behüten starker Gott.

11. Du weist es Herr/ und siehest schon
Weil Du allwissend/ Gottes Sohn/
Was Glück und Unglück heute mir
Vorstehe/ ich befehl es Dir.

12. Bleib du HErr JESU/ bleib in mir
Und laß mich unverückt in Dir
Durch diese Welt/ und Sünden Zeit
Durchdringen in die Seeligkeit.

13. Dir sey allzeit Lob/ Ruhm und Ehr/
Dir müsse aller Himmel Heer/
Und dieser grosse Erden-Kreiß
Unendlich singen Ruhm und Preiß.

14. Dein ist die Krafft/ die Herrligkeit
Dein ist die Herrschafft allezeit/
Dein ist die Macht/ Du kanst allein
Der große Helffer's Helffer seyn.

15. Dir bringe aller Engel Chor
Und alle Heiligen bevor/
So wohl die Märter Ehr und Ruhm
Und unser gantzes Christenthum.

16. Ach Heylig/ Heylig/ Heylig ist
Der Gott der Allmacht/ JEsus Christ
Mit Vater und dem h. Geist
Sey ewig von nun an gepreist.

Druckfehlerverzeichnis.

S. 5	Zeile 7	von	oben	lies	statt	1690 : 1693.
S. 6	„ 1	„	„	„	„	Karlsen : Karlson.
S. 6	„ 8	„	„	„	„	bistoricum : historicum.
S. 17	„ 9	„	„	„	„	Hamburg : Marburg.
S. 33	„ 14	„	„	„	„	reine : rein.
S. 36	„ 21	„	„	„	„	Umwandlung : Anwandlung.
S. 47	„ 7	„	„	„	„	Pflanzstätte : Pflanzstätten.
S. 51	„ 2	„	„	„	„	1668 : 1618.
S. 52	„ 30	„	„	„	„	1562 : 1592.
S. 72	„ 37	streiche „sich".				
S. 74	„ 25	von	oben	lies	statt	Septertrion : Septentrion.
S. 76	„ 1	„	„	„	„	Metophysik : Metaphysik.
S. 77	„ 16	„	„	„	„	Elequontiae : Eloquentiae.
S. 93	„ 37	„	„	„	„	regen : engen.
S. 94	„ 5	„	„	„	„	Gustavs : Gustav.
S. 113	„ 29	„	„	„	„	auch : euch.
S. 115	„ 1	„	„	„	„	II,10 : I,10.
S. 134	„ 36	„	„	„	„	Politicoren : Politicorum.
S. 142	Anmerkung 20			lies	statt	Mangel : Mantel.
S. 143	„ 37			„	„	sitzet : sihet.
S. 149	Zeile 6	von	oben	lies	statt	nun : uns.
S. 153	„ 18	„	„	„	„	den : einen.
S. 168	„ 22	„	„	„	„	fragt : fängt.
S. 183	„ 7	„	„	„	„	Ode : Öde.

Naturhistorische Bestrebungen Nürnbergs

im

XVII. und XVIII. Jahrhundert.

Leben und Werke ihrer Beschützer und Vertreter.

Von

Ernst Spiess,

Professor.

Wenn ich es unternehme, anlässlich der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens unseres Realgymnasiums obiges Thema zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen, so geschieht es in der Absicht, unser liebes Nürnberg, das in künstlerischer, gewerblicher und merkantiler Beziehung schon sehr früh als eine Perle unter den deutschen Städten galt, in naturhistorischer Hinsicht ins richtige Licht zu stellen und zu zeigen, dafs es auch nach dieser Seite gar manche hervorragende Leistung aufzuweisen hat.

Hier, wo neben den Männern der Kunst und des Kunsthandwerks, wie *Albrecht Dürer, Adam Kraft, Veit Stofs, Jamitzer* etc. Buchdrucker und Verleger, wie *Koberger* und später *Frauenholz* und *Hohmann* thätig waren, wo auf der eigenen, benachbarten Universität Altdorf die Pflege der Naturwissenschaften einen für die damalige Zeit grofsen Ruf genofs, war es unausbleiblich, dafs sich auch Männer fanden, zumeist aus den Kreisen der Ärzte und Apotheker, nicht minder auch der Künstler, die für die Natur und ihre Wunder ein offenes Auge hatten, sich die Beschreibung von Naturkörpern, sowie deren Pflege zur Aufgabe setzten und dadurch ganz besondere Verdienste um ihre Vaterstadt und die Wissenschaft sich erwarben.

Schon im Jahre 1592 hatte der zu Nürnberg 1534 geborene und 1598 verstorbene Arzt *Joachim Camerarius* das Collegium medicum gegründet, das sich die Aufgabe stellte, in hiesiger Stadt für botanischen Unterricht zu sorgen. Er selbst als „der Erste, der nach italienischer Sitte in Deutschland botanische Gärten einführte, in denen man fremde und einheimische Gewächse ständig unter den Augen haben und

vergleichend beobachten konnte", hatte auch in seiner Vaterstadt einen solchen angelegt und diesen „zu hohem Ansehen gebracht" *(Reess)*.

In dem 1588 zu Frankfurt erschienenen, mit seinen eigenen und *Gesnerschen* Holzschnitten gezierten Werke:

„*Hortus medicus et philosophus, in quo plurimarum stirpium breves descriptiones, novae icones non paucae, indicationes locorum natalium, observationes de cultura earum peculiares, atque insuper nonnulla media euporista, nec non philologica quaedam continentur.*" 4⁰.

hat er eine Beschreibung seines Gartens mit Angabe der von ihm gemachten Beobachtungen bezüglich der Kultur seiner Pflanzen gegeben.

Nach Camerarius' Tod kam ein Teil seiner Pflanzen nach Eichstätt, wo 1609 der kunstsinnige Fürstbischof *Johann Konrad von Gemmingen* um die Willibaldsburg herum grofsartige Gartenanlagen herstellen liefs.

Und wieder war es ein Nürnberger, der „Apotheker, gute Chymikus und Botanicus" *Basilius Besler*, dem es vorbehalten blieb, diesen Garten zu schaffen. Er war als der zweite Sohn eines evangelischen Geistlichen in dem benachbarten Wöhrd 1594 geboren. Zufolge seiner „aufserordentlichen Liebe zur Kräuterwissenschaft" legte er sich als Apotheker auch einen botanischen Garten an und wurde dadurch „den gröfsten und berühmtesten Leuten" bekannt; insbesondere lernte ihn Gemmingen kennen und schätzen und befahl ihm, die Beschreibung der kostbaren Gärten auf der Willibaldsburg herauszugeben. Sonst war Besler auch mit dem berühmten Leibarzt und Vorsteher der kaiserlichen Gärten *Karl Clusius (Charles de l'Ecluse)* [1525—1609] sehr befreundet und durch diesen mit dem kaiserlichen Leibarzt und Professor zu Wien, *Joh. Aichholz,* bekannt, den er dahin zu bewegen wufste, dafs dieser das berühmte „Stipendium aureum" von 100 Goldgulden für Medizin-Studierende nach Nürnberg vermacht hat.

Besler legte aufserdem ein Naturalienkabinett an, das sein Neffe *Michael Ruprecht,* Sohn seines Bruders *Hieronymus,* fortsetzte. *Basilius* starb 1629. Der französische Botaniker *Carl Plumier* nannte nach ihm eine Pflanze „*Besleria*".

Die von *Basilius Besler* im Auftrag des Eichstätter Fürstbischofs herausgegebene Beschreibung der dortigen Gärten hat folgenden Titel:

Hortus Eystettensis sive diligens et accurata omnium plantarum, florum, stirpium, ex variis orbis terrae partibus, singulari studio collectarum, quae in celeberrimis viridariis arcem episcopalem ibidem cingentibus, olim conspiciebantur, delineatio et ad vivum repraesentatio. Nor. 1613. in max. fol.

Sie erschien im Jahre 1640 wieder in demselben Format; von dieser II. Auflage sagt *A. v. Haller*[1]), dafs sie mehr Tafeln enthalte, aber „minus nitida" sei. Von der I. Ausgabe befand sich ein „gar prächtig" gemaltes Exemplar, wahrscheinlich von der Hand einer *Magdalena Fürst,* der Tochter des Buch- und Kunsthändlers *Joh. Fürst,* illuminiert (cf. Will.) in der Altdorfer Bibliothek. Die Vorrede zum Werk schrieb der Bruder des Basilius, *Hieronymus* (geb. 1566, gest. 1632), weil jener „nicht Latein verstunde".

Der Löwenanteil an dieser wahrhaft grofsartigen Leistung, welche *Reess* als „das erste botanische Prachtwerk in Deutschland", *A. v. Haller* als „omnium operum botanicorum, quae hactenus prodierant, splendidissimum", bezeichnet, traf den Altdorfer Professor *Ludwig Jungermann,* obgleich der Letztere von Besler nicht genannt und angeführt wurde, weswegen auch der Altdorfer Professor *J. J. Baier* den Besler „einen hochmütigen und undankbaren Mann" nennt, „der nicht viel besser als ein Plagiarius wäre".

Dafs Jungermann mitgearbeitet hat, bestätigt ein Brief von ihm an *Caspar Hofmann* in Altdorf; auch erwähnt der fürstbischöfliche Archiater *Sthenander* (Starkmann) dieses in der Vorrede zur III. Auflage (1713) des „Hortus".

Ein ähnliches Dunkel, wie bezüglich des oder der Verfasser, besteht leider auch in Hinsicht des Künstlers, der die prachtvollen Stiche gemacht hat. Keine der 360 grofsen Kupfertafeln trägt ein Stecherzeichen; nur der schwülstige Titel aller drei Ausgaben ist mit dem Zeichen „*Wolfgang Kilian, August.* sculpsit", versehen. Es ist kaum anzunehmen,

---

[1]) Geb. 1708 zu Bern, war Botaniker und Physiolog; gest. 1777.

dafs von dem Augsburger *Kilian* auch die übrigen Stiche herrühren, viel wahrscheinlicher aber, dafs dieselben hier unter den Augen des damit beauftragten Herausgebers gefertigt wurden.

Dem sei nun, wie ihm wolle; das Werk ist für die damalige Zeit eine hervorragende Leistung und „ein der fürstlichen Pracht des Gartens entsprechendes Bilderwerk, welches Zeugnis von der einstigen Herrlichkeit mit seinem unerschöpflichen Reichtum an Zierblumen der alten und neuen Welt, zumal gefüllten Blumen aller Art, aber auch seltneren und eigentümlicheren einheimischen Pflanzen“ gibt. *(Reess.)*

Weitere Auflagen erlebte der „Hortus“ noch 1727 und 1750.

Von *Basilius Besler* rührt noch ein Opus her, das aber ausschliefslich Bilderwerk ist, mit dem Titel:

Fasciculus rariorum et adspectu dignorum varii generis, quae collegit et aeri incidi curavit. Norib. 1616. 4⁰ max.

Dieser, in einem Exemplar der hiesigen Stadtbibliothek mir vorliegend, zeigt auf seinem Titelblatt den Basilius, wie ihn „*Petrus Iselburg* ad vitam delineavit“ im Begriff, einem sein Museum Besuchenden die Schätze desselben vorzuführen.

Das Buch ist den Senatoren der freien Stadt Nürnberg gewidmet, bez. übergeben vom „Civis“ *Basilius Besler*. Es enthält auf 24 Kupfertafeln Abbildungen von Tieren, wie Eidechsen, Lurchen, Säugetieren, Schlangen, Fischen, Schildkröten, Krebsen, Seeigeln, Seesternen, Muscheln, Schnecken, Korallen, Schwämmen, aber auch solche von Mineralien, Petrefakten und Früchten. Die Kupfer, ohne Namensangabe des Stechers, sind mit wenigen Ausnahmen recht primitiv, zum Teil abenteuerliche Formen zeigend, und die Nomenklatur steht hier noch auf tiefer Stufe. Er bringt eine Quercus marina oder Meer-Eiche, eine Erica marina (Meerheide) und eine Reseda marina; das Papierboot ist als „Nautilus et testaceus polypus (ein Farkuttel oder Schiffkuttel mit seinem Schnecken)“ aufgeführt.

Unter den „Lapides“ figurieren neben Abbildungen wirklicher Mineralien solche von Petrefakten, wie ein „mineralischer Bezoar“, ein Luchstein (Dactylus Ideus), i. e. ein Belemnit,

die Encriniten als „Reder- und Sternsteine“ (Entrochius und Asteria vera fissilis) etc.

„Erdschnecken, so Stein geworden sind (Conchae terrestres in lapides conversae)“, sind bei ihm die Ammoniten, die er auch a. a. St. Schlangen nennt („. . . ein Stein, worauf viel Schlänglein häufig über einander zu sehen“); die Abdrücke von Tierfährten solche einer Menschenhand u. dergl. mehr. Auch unter dem Titel: „Fructus“ kommen manche kuriose Formen vor; am besten sind noch die Koniferenfrüchte abgebildet.

Das Werk steht, namentlich was die Tierwelt anlangt, im scharfen Kontrast zum „Hortus Eystettensis“, sicher ein Zeichen, dafs im XVII. Jahrhundert die Flora vor der Fauna — von den Mineralien gar nicht zu sprechen — geehrt und gepflegt wurde. —

Von dem oben schon erwähnten Neffen des Basilius, *Michael Ruprecht* (geb. 1607, gest. 1661), der hier Arzt war, rühren folgende in Nürnberg erschienene, naturhistorische Werke her:

Gazophylacium rerum naturalium e regno vegetabili, animali et minerali depromtarum nunquam hactenus in lucem editarum fidelis cum fig. aen. ad vivum repraesentatio. Nor. 1642. fol. regal.

und

Mantissa ad viretum stirpium, fruticum et plantarum in diversis peregrinis telluris partibus sponte repullulantium, Eystettense admirandum celeberrimum Beslerianum. Norib. 1646.

Beide Schriften waren mir nicht zugänglich, und ich erwähne sie nur der Vollständigkeit halber. — Das Beslersche Museum fand im XVIII. Jahrhundert einen Beschreiber in der Person eines Nürnberger Arztes, *Michael Friedrich Lochner von Hummelstein,* geb. zu Fürth 1662, gest. 1720 zu Nürnberg. Der Titel lautet:

Rariora musei Besleriani, quae olim Basil. et Mich. Rupertus Besleri collegerunt, aeneisque tabul. ad vivum incisa evulgarunt, nunc commentariolo illustrata. Nor. 1716. fol. (Es enthält dieselben schlechten Kupferstiche wie jenes des Basilius Besler von 1616.)

Hieher dürfte auch von *Lochner* zu zählen sein:

Dissertatio epistolica de novis et exoticis Thee et Cafe succedaneis, Botry mexicana ambrosioide, Caprasia Peruviana s. Thee de Lima, herba de Paraguay, Cafe à la Sultane, oleo Siree aliisque. Nor. 1717. 4°.

Dem XVII. Jahrhundert entstammt noch das Werk einer Dame namens *Maria Sibylla Gräffinn, „Matthäi Merians,* des Aelteren, seel. Tochter", welches folgenden Titel führt:

Der Raupen wunderbare Verwandelung und sonderbare Blumennahrung, worinnen durch eine ganz neue Erfindung der Raupen, Würmer, Sommer-Vögelein, Motten, Fliegen und anderer dergleichen Thierlein Ursprung, Speisen und Veränderungen, samt ihrer Zeit, Ort und Eigenschaften, den Naturkündigern, Kunstmahlern und Gartenliebhabern zu Dienst fleissig untersucht, kürzlich beschrieben, nach dem Leben abgemahlt, in's Kupfer gestochen und selbst verlegt. In Nürnberg zu finden bei *Johann Andreas Graffen,* Mahlern, in Frankfurt und Leipzig bei *David Funken.* Gedruckt bei *Andreas Knortzen.* 1679. kl. 4°. Mit 1 gest. Titel und 50 Kupfern.

Das Buch beginnt mit einem Lobgedicht eines gewissen *C. Arnold* auf den Fleiſs der Tochter des „werten *Merian*", der 1593 zu Basel geboren, bei *Dietrich Meyer* in Zürich und bei *Joh. Th. de Bry,* seinem nachmaligen Schwiegervater, zu Oppenheim lernte und längere Zeit in Paris, später als Radierer in Frankfurt a/M. lebte. Er starb zu Schwalbach 1650. Seine Tochter, obengenannte *Maria Sibylla,* wurde im April 1647 zu Frankfurt a/M. geboren und machte sich gleichfalls als Künstlerin berühmt. Sie lernte bei ihrem Stiefvater *Jacob Morrels* oder *Marrel* und erlangte einen groſsen Ruf durch die ausgezeichnete Weise, mit der sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken etc. in Wasserfarben, meist auf Pergament, malte. Im Jahre 1665 verheiratete sie sich zu Frankfurt a/M. an einen Nürnberger Maler, *Joh. Andr. Graf* oder *Graff,* mit dem sie 1670 nach Nürnberg übersiedelte. In diese Zeit fällt die Ausgabe obigen Werkes. Aber schon 1684 zogen sie wieder nach Frankfurt, wo Sibylla ihren Gatten verlieſs, um mit ihren beiden Töchtern aus Religionseifer nach Westfriesland zu gehen; von da reisten

sie 1699 nach Surinam, um die dort einheimischen Insekten zu beobachten und zu zeichnen. Nach 2 Jahren kehrte sie mit vielen Naturschätzen zurück und gab ihre Abbildungen in Amsterdam 1705 heraus, wobei sie „die mehresten Exemplare mit einem ganz besonderen Vorteile künstlerisch ausführte, so dafs sie mehr gemalt, als illuminiert zu sein schienen“. Diese Schrift war mit vielen schönen Anmerkungen und unter Beihilfe des berühmten *Caspar Commelinus* in holländischer und lateinischer Sprache zugleich verfafst und hatte 60 Kupfer.

Doch kehren wir wieder zu ihrem ersten Werke zurück; seine Vorrede ist von der Verfasserin an den „hochwerten, kunstliebenden Leser“ gerichtet. Sie sagt darin, dafs sie bei ihren Blumen- und Tiermalereien darauf gekommen sei, „mittels der Seidenwürmer der Raupen Veränderung“ zu beobachten, dafs es aber auch „Würmer“ gebe, die „nichts nutzende“ Seiden spinnen, ja dafs sogar aus manchen Raupen und Würmern „Fliegen oder Mucken“ werden; — weiter „dafs Gottes Allmacht die Würmlein mit solcher Weisheit begabt hat, dafs sie in gewissen Stucken die Menschen fast zu schanden machen, indem sie nemlich ihre Zeit und Ordnung fleifsig halten und nicht eher hervorkommen, bis dafs sie ihre Speise zu finden wissen“.

Sie schildert hier, welche grofse Mühe ihr das Sammeln der Tiere gemacht, wie sie dieselben oft viele Monate lang habe füttern müssen. Sie habe bei jeder sichtbaren Veränderung, also bei der Einspinnung oder Einpuppung, wo diese sich „ganz in einen Dattelkern, so hangend als liegend verändert“, dieselben immer wieder gezeichnet und gemalt, sowie auch „falsche Veränderungen, so sich dabei ereignet“ abgebildet, endlich „mit wohlgeleister Hilfe ihres Eheliebsten dero nach dem Leben abgemalte Speisen“, also die Futterpflanzen hinzugefügt.

Es folgt nun eine allgemeine Beschreibung über Biologie und Metamorphose der Insekten vom Ei (oder wie Sibylla sagt, vom „Samen, aus dem die oft kaum sichtbaren Räuplein hervorkommen“) an; sie bespricht die Häutung „eben wie ein Mensch über den Kopf ein Hemd auszieht“, dann die Verpuppung oder die Bildung des Dattelkerns, „der von oben herab henkt“, aus

welchem bald früher bald später die „Sommervögelein“ hervorkommen, zum Unterschied von den „Mottenvögelein“, deren Raupen sich „in Gestalt eines Ey's oder Dattelkerns, der platt auf etwas ligt,“ verändern. Die letzteren erkennt man „bei ihren dicken Köpfen“. Alles Übrige aber nennt sie „Mucken oder Fliegen“. Schliefslich erwähnt die Verfasserin noch die Entfaltung der Flügel bei den eben ausgeschlüpften Schmetterlingen.

Das Werk selbst besteht aus 50, leider nicht kolorierten Kupferblättern, auf denen die Futterpflanze für jedes der Tiere, sowie diese selbst in den verschiedenen Stadien der Entwicklung mit einer für die damalige Zeit jedenfalls grofsen Genauigkeit und Wahrheit wiedergegeben sind.

Die von Frau Sibylla jeder Tafel beigegebene Beschreibung erstreckt sich auf diese eingehendst; die Pflanzen sind mit botanischer Nomenklatur, die Tiere (darunter auch Käfer etc.) ohne jede wissenschaftliche Benennung angeführt. Ein System ist natürlich nicht vorhanden; das ganze Werk ist das einer Dilettantin auf naturhistorischem Gebiet und hat nur bezüglich seiner Abbildungen wissenschaftlichen Wert.

Zuletzt versichert die Verfasserin, dafs sie dieses alles lediglich zur Ehre Gottes gethan, indem sie verhofft, dafs sein Ruhm und Lob auch aus diesen sehr geringen und bei manchen vielleicht verächtlichen Dingen unter uns irdisch gesinnten Menschen desto heller und herrlicher hervorleuchten möchte.

Von demselben *C. Arnold,* der oben erwähntes Poëm auf die Verfasserin beigefügt hat, ist am Schluss „das Raupenlied“ zugegeben, „im Ton: Jesu, der Du meine Seele“ etc., das damit endigt, dafs der Poëta sich „als armes Würmelein“ Gott lässet empfohlen sein.

Sibylla Graf hat noch ein zu Nürnberg 1680 in fol. ediertes *neues Blumenbuch* etc., zu finden bei *J. Andr. Graffen,* Mahlern, geschrieben.

Die bibliographischen Leistungen auf dem Gebiet der Naturgeschichte im XVIII. Jahrhundert sind selbstverständlich auch in Nürnberg von bedeutenderem Umfang und Wert, als im vorhergehenden, fällt ja doch in dieses Säkulum der Beginn der epochemachenden Ära des Naturforschers *Karl von Linné.*

Als Förderer naturwissenschaftlichen Sinnes erscheinen zunächst Männer aus dem alten, von Kaiser Karl V. geadelten Patrizier-Geschlecht derer *von Volckamer,* von denen in erster Linie der hochangesehene Nürnberger Kaufherr und Besitzer einer Seidenfabrik in Roveredo, *Johann von Volckamer,* der am 10. März 1576 zu Lobenstein geboren wurde, zu nennen ist. Er beschäftigte sich bis in sein hohes Alter mit Wissenschaft und schönen Künsten, besonders aber mit „Chymie" und Botanik und legte den unter seinem Enkel und durch ihn später so berühmt gewordenen Volckamerschen Garten in Gostenhof an. Er starb 1661.

Der zweite von seinen Söhnen, *Johann Georg*, ein berühmter Arzt und Gelehrter zu Nürnberg, der auch 1686 zum Vorsteher der Akademie der Naturforscher gewählt, vom Kaiser mit einer goldenen Kette infolge seiner Verdienste beschenkt und „in die Ehren und Würden Dero Leibartztes, Rathes, Hof- und Pfalzgrafen und des Heiligen Römischen Reichs-Edlen" erhoben wurde, hinterliefs 12 Kinder, von denen zwei Söhne uns hier besonders beschäftigen:

Der Älteste: *Johann Christoph von Volckamer,* geboren zu Nürnberg am 7. Juni 1644, hatte sich dem Kaufmannsstand gewidmet.

„Er besafs ungemeine Wissenschaft von der Ziehung und der Kultur der Agrumi, Blumen und Gartengewächse, verschaffte sich aus den entlegensten Gegenden die seltensten Früchte und Stämme, wovon er die ersten meist selbst nach dem Leben malte und in Kupfer stechen liefs; er wufste sie in dem grofsväterlichen Garten zu ziehen und erbaute als der Erste ein Pomeranzenhaus, worin er die I. Aloë gezogen, die bald geblüht hat." *(Will.)* Er starb am 26. August 1720.

„Ein Zeugnis von seiner Gartenwissenschaft" sind die von ihm 1708 und 1714 herausgegebenen:

„Nürnbergische Hesperides oder gründliche Beschreibung der edlen Citronat-, Citronen- und Pomeranzenfrüchte, wie solche in selbiger und benachbarten Gegend, recht mögen eingesetzt, gewartet, erhalten und fortgebracht werden, samt einer ausführlichen Erzählung der meisten Sorten, welche theils zu Nürnberg wirklich gewachsen, theils von verschiedenen fremden Orten dahin gebracht worden, auf das Akurateste in Kupfer gestochen, in vier Theile eingetheilt und mit nützlichen Anmerkungen erkläret. Beneben der *Flora* oder *kuriosen Vorstellung verschiedener raren Blumen* samt einer Zugabe etlicher andrer Gewächse und ausführlichem Bericht, wie eine richtig zutreffende Sonnen-Uhr im Gartenfeld von Buchs anzulegen und die Gärten nach der Perspectiv leichtlich aufzureissen, wie auch einem Bericht von denen in des Authoris Garten stehenden Columnis Milliaribus; herausgegeben von J. C. V. Nürnberg, bei Joh. Andr. Endres seel. Sohn und Erben. 1708. fol.“

In diesem „schwülstigsten, weitschweifigsten und verschnörkelsten botanischen Werk seiner Zeit“, wie *Reess* sagt, hat Volckamer „mit besonderem Prunk seine Kulturen, seine Citronen und Pomeranzen, sowie die Gegenden Südeuropas, die er ihretwegen besucht, und aufserdem einige der damals berühmtesten Gärten beschrieben.“

Im ersten Teil zeigt der Verfasser, wie man Pomeranzenhäuser anlegt; wie das Wasser zum Begiessen der hier aufgeführten Bäume beschaffen sein und angewandt werden mufs; von welcher Art die Erde, die zum Einpflanzen dient, sein soll, und welchen Einflufs die Luft auf solche Kulturen hat. Er spricht über Versetzung, Vermehrung und Veredlung, über die Krankheiten und die Kur dieser exotischen Pflanzen und erwähnt die daran schmarotzenden Tiere, wie Schildläuse etc.

Im zweiten Teil, der *Aegle,* der Ältesten der drei Hesperiden als „Gartenpatronin“ gewidmet, behandelt er die Citronat-Pflanzen (heute Citrus medica-macrocarpa), hebt den botanischen Unterschied zwischen Citronat und Citrone hervor und führt die in Italien, wie auch hier gewachsenen Citronat-Arten in Beschreibung und Abbildung auf.

Im dritten Teil, der anderen Hesperide *Arethusa* gewidmet, bespricht der Verfasser die Citronenpflanzen (heute Citrus medica Risso.); im vierten Teil, der dritten Hesperide *Hesperthusa* dediciert, ebenso die italienischen und hier gezogenen Pomeranzenarten (heute Citrus aurantium L.).

Aufserdem gibt er, wie schon im Titel erwähnt, Anleitungen zur Anlage von Sonnenuhren, zur Herstellung von Gartenzeichnungen etc. Er erwähnt der Prunkgärten in Schönbrunn, in St. Georgen am See bei Bayreuth und Christian-Erlangen und gibt am Schlufs noch eine Beschreibung der „Columnae Milliares“ und eines auch in dem erwähnten Gostenhofer Garten stehenden Obelisken, der einem in Konstantinopel befindlichen nachgebildet ist. Als originell für das Buch mag erwähnt sein, dafs *Volckamer* den Abbildungen der verschiedenen Früchte gewissermafsen als Hintergrund Ansichten von Nürnberger Gärten und Landschaften, Herrensitzen und Schlössern aus der Umgebung dieser Stadt, sowie von Gärten, Palästen und Gegenden Italiens gibt.

Die Kupfer sind von Künstlern wie *J. C. Steinberger, C. F. Krieger, L. C. Glotsch, P. Decker, J. à Montalegre, W. Pfan, J. C. Dehne, J. A. Delsenbach, H. Bölmann, F. P. Lindner* und *T. G. Beckh* ausgeführt.

Die „Bibliotheca Norica Williana“ setzt hinzu: „Auf Verlangen der Ausländer hat Volckamer das Hauptwerk, oder den I. Teil der Hesperidum Nor. durch den berühmten *Ehrhart Reusch* in's Lateinische übersetzen lassen.“ Diese Übersetzung erschien 1713 unter dem Titel:

Hesperidum Norimbergensium sive de Malorvm Citreorvm, Limonvm Avrantiorvmqve cultvra et vsv Libri IV etc. Quibus subiuncta est Flora. — Accessit de horologii solaris buxo describendi ratione, de horto ex opticorum regulis delineando, de columnis item Milliaribus et obelisco Theodosiani simulacro in auctoris viridario erectis, brevis commentatio auctore J. C. V. omnia e lingua germanica in latinam nunc translata. Norimb. fol.

Wenn man bedenkt, welche Summen auf den Garten, welche weiter auf die Herstellung dieses luxuriös ausgestatteten Werkes verwendet wurden, so wird man von Staunen erfüllt

und freut sich über das Streben des Volckamer, die Vaterstadt zu schmücken und ihr Ansehen zu heben.

Der Bruder dieses grossen Hortologen,

Johann Georg von Volckamer II., wurde am 7. Mai 1662 zu Nürnberg geboren, hier, in Kloster Heilsbronn und Ansbach erzogen, studierte darauf zu Jena, wo er unter der Leitung „des grossen Chymisten“ *Joh. Ernst Stahl,* des Begründers der phlogistischen Theorie (geb. zu Ansbach 1660), dessen Stubengeselle Volckamer war, sich in Chemie unterweisen liefs; dann hörte er in Altdorf Physik, Chemie, Mathematik und Anatomie und besuchte darauf Padua, Rom und Neapel. Im Jahre 1685 wurde er Mitglied des Collegium medicum dahier, sowie der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher. „Er war ein berühmter Arzt, von Hoch und Niedrig, von Pabst, Kaiser, Königen, Fürsten und Grafen geehrt; ganz Nürnberg liebte ihn und bediente sich seines Rates.“ Er starb am 8. Juni 1744.

Von ihm rührt her:

„Flora Noribergensis, eine Beschreibung von den damals noch sehr raren Auriculis, Primulis veris und anderen ausländischen Blumen und Gewächsen, wie Ficus, Laurus, Pistacia, Momordica, Cereus, des Oelbaums etc., welche er zuerst in Nürnberg und zwar in seinem Hausgarten zu ihrem vollständigen Flor gebracht.“

(Diese Flora ist den Hesperiden beigegeben.)

Von bei weitem grösserer Bedeutung ist aber das nachfolgende Opus dieses „tüchtigen Floristen seiner Zeit“, wie ihn *Reess* nennt. Dasselbe, im Jahre 1700 „Sumtibus Michaellianis, Literis Knorzianis“ erschienene und 1718 ebenfalls in 4⁰ „Noribergae apud Petr. Conr. Monath“, wieder aufgelegte[2]), höchst interessante Werk führt folgenden Titel:

---

[2]) Will sagt in seiner „Bibliotheca Norica Williana“ Pars IV. No. 32 über diese II. Ausgabe: „Das Buch ist eigentlich schon 1700 sumtibus Michaellianis herausgekommen, und hier vermutlich von dem neuen Verlagsbesitzer, P. C. Monath, nur der Titelbogen umgedruckt, sowie am Ende die Anzeige der Druckfehler weggelassen worden, damit man es für eine neue Ausgabe halten soll.“

Die I. Ausgabe von 1700 enthält darum noch 3 Seiten „Addenda et subjungenda. Mit 25 Kupfern.

Flora Noribergensis sive Catalogus Plantarum in agro Noribergensi tam sponte nascentium, quam exoticarum, et in φιλοβοτάνων *Viridariis, ac Medico praecipuè Horto aliquot abhinc annis enutritarum, cum denominatione Locorum in genere, ubi proveniunt, ac Mensium, quibus vigent, florentque; Addita singulis Exoticis cultura, propagandique ratione, cum Generum et Specierum, tam summorum, quam infimorum Notis characteristicis ex Morisono, Ammanno, Hermanno, Rajo atque Rivino partim, partim et ex ipso Naturae libro propriis observationibus depromptis, Exhibentur simul Icones et Descriptiones rariorum aliquot Plantarum opera et labore Joh. Georg. Volckameri, M. D. Physici Ord. Noribergensis et Acad. Caesareo Leopoldinae Collegae.* —

Die II., mir vorliegende Auflage enthält 407 Seiten und ist, wie die erste, den beiden, überaus hervorragenden und hochberühmten Lehrern der Pflanzenkunde („herbariae doctrinae“), *Petrus Hottón,* Dr. med., öff. Prof. an der Batavischen Akademie in Leyden und Vorstand des ärztlichen Gartens und *Casparus Commelinus,* Dr. med. und Vorstand des ärztlichen Gartens in Amsterdam, ein „Erstling seiner botanischen Arbeiten“ (Suorum in re Botanica laborum primitiae“) als „ein Zeichen seines dankbaren Sinnes“ („in grati animi tesseram“) gewidmet. Das Werk ist, wie er in der Vorrede und auch im Titel bemerkt, ein Verzeichnis einheimischer und exotischer Pflanzen, die in seinem obengenannten Garten, oder in denen andrer Pflanzenfreunde gezogen wurden. Durch die Aufmunterung wohlerfahrner Botaniker habe er sich endlich entschlossen, dasselbe herauszugeben; dabei zog er es vor, bei Aufzählung der Pflanzen zu gröfserer Bequemlichkeit wifsbegieriger Pflanzenfreunde („ut eo facilius singula et absque taedioso labore a curioso Botanophilo inveniri possint“) die alphabetische Ordnung einzuhalten. Bei sämtlichen Arten hat er Angaben über Blütezeit, Standort und, was ausländische Pflanzen anlangt, auch über deren Anbau gemacht.

„Er ist bei Abfassung der natürlichen Methode gefolgt, indem er die Gattungs-Kennzeichen nicht von Samen und Blüten allein, sondern von dem Gesamt-Aussehen der ganzen Pflanze nach dem Vorbilde der anerkannteren Schriftsteller in diesem

Fache hernahm und besonders der Fruchtbildung sein Augenmerk zuwandte“ *(Hauck.)*.

Am Schlusse der Vorrede erwähnt er noch, ausser *Hotton* und *Commelinus*, Botaniker, wie den Venetianer *Dr. J. Böhm*, den Engländer *Dr. G. Sherard*, die Italiener *Dr. J. B. Triumfetti* und *Dr. F. Abbas Vialis*, den Altdorfer Professor *Dr. Moritz Hoffmann* und endlich die Nürnberger Ärzte *Dr. D. Bscherer* und *Dr. Chr. Theophil. Scheuerl*, welche ihn mit Rat und That unterstützten.

Darauf folgt die Aufzählung von nicht weniger als 130 Werken, die er bei der Verabfassung benützt hat.

Das Buch ist in lateinischer Sprache geschrieben; nur bei den Pflanzen der Nürnberger Flora gibt es die damals hier gebräuchlichen Provinzial-Namen, sowie ihren Standort in deutscher Sprache an; es ist mit 21 schön ausgeführten Kupferstichen von Exoten versehen, die aber leider den Namen des Künstlers nicht ersehen lassen, oder sollten die Zeichnungen von der Hand *Volckamers* herrühren und sich darauf die Worte des Titels: „Exhibentur simul icones etc. opera et labore Volckameri“ beziehen? — zumal *Beurer*[3]) (cf. A. v. Haller) sagt, „Volckamer habe dazu mehrere Zeichnungen gefügt“! —

Leider verliert das Buch, trotz seiner lexikographischen Anordnung dadurch an Übersichtlichkeit, dass wildwachsende und kultivierte Pflanzen, Einheimische und Ausländer, Phanero- und Kryptogamen durcheinander geworfen sind; auch ist es bezüglich der Fundort-Angaben äufserst spärlich, wie beispielsweise bei Alchemilla (Frauenmantel), welche sich nur „auf den Wiesen bei Mögeldorf“ finden, bei den Erlen, die nur bei „Erlastegen“ vorkommen sollen.

Immerhin bleibt es ein interessantes Opus, das 667 Phanerogamen und 25 Gefäfskryptogamen (mit Ausschlufs der Varietäten) aus dem Florengebiet Nürnbergs enthält.

Was nun die Anordnung bei Beschreibung der einzelnen Pflanzen selbst anlangt, so folgt nach der Namens-Angabe die

---

[3]) Beurer, Joh. Ambrosius, geb. zu Nürnberg 1716, ein Schüler Trews, war Besitzer der Spitalapotheke und ein bedeutender Pflanzenkenner; gestorben 1754.

Spezies-Diagnose, darauf Bemerkungen über Dauer und Blütezeit, daran schliefsen sich die Zitate aus den Werken von Autoritäten wie *Morisonus, Amannus, Hermannus, Rajus, Rivinus,* oder anderen und endlich die „Notae genericae et specialiores“ an.

Die Nomenklatur bekundet recht deutlich, dafs die Flora ante-Linnéisch ist, und ein Bedürfnis nach Reform vorhanden war. Abenteuerliche Namen wie: Abdelavi, Abelmosch, Beidelsar, Beenalbum, Beenrubrum, Belle Vedere, Belmoschus, Caracol, Carchichee, Halicacab, Quamoclit etc. fallen dem Leser sofort in die Augen; von diesen aber ganz abgesehen, ist die Namengebung die denkbar schwerfälligste, und es war für Studierende der Botanik in der damaligen Zeit wahrlich keine kleine Aufgabe, sich alle diese Termini anzueignen. Um wieviel leichter ist es da uns geworden! Betrachten wir beispielsweise die Ranunculus-Arten aus hiesiger Gegend, so finden wir bei Volckamer angegeben:

Ranunculus palustris Apiifolio laevis. C. B. P.[4])
„ palustris longifolius minor serratus. C. B. P.
„ aquaticus folio rotundo et capillaceo. C. B. P.
„ aquaticus capillaceus. C. B. P.
„ aquatilis albus Peucedani foliis. Herm.
„ pratensis erectus dulcis. C. B. P.
„ pratensis erectus acris. C. B. P.
„ pratensis radice verticilli modo rotunda. C. B. P.
„ montanus hirsutus latissimo folio. C. B. P. —

gewiss lauter monströse Namen! — Welche Verwechslungen sind hier möglich?

Es darf uns weiter nicht befremden, dafs Volckamer den Schlehendorn als *Acacia germanica* zur Gattung Acacia rechnet, dafs unser *Sumpfherzblatt (Parnassia palustris* L.) als *Hepatica alba,* Cord.[5]), dann als *Cistus palustris,* Almag. Bot.[6]) und als *Gramen Parnassi vulgare,* Park.,[7]) deutsch als *„Leberblümlein“* bezeichnet ist; — dafs das *„Blümlein vergifs mein nicht“*

---

[4]) Pinax Caspari Bauhini.
[5]) Valerii Cordi in Dioscoridem Annotationes.
[6]) Almagestum Botanicum Plukenetii.
[7]) Parkinsoni Theatrum Botanicum Anglice.

mit seiner jetzigen einfachen Bezeichnung nach Withering: *Myosotis palustris,* als *Heliotropium palustre glabrum flore coeruleo,* oder als *Anchusa scorpioides glabra palustris,* Herm., syn: *Echium scorpioides palustre,* C. B. P., syn: *Echium scorpioides solisequium flore majore coeruleo,* J. B.[8]), syn: *Scorpioides repens,* Park. darin prangt; — dafs Volckamer das *„Majenblumlein“ (Convallaria maialis,* L.*)* als *Lilium convallium flore albo,* Park. und das *Einblatt,* heute *Ophrys monophyllos,* L., als *Lilium convallium minus,* C. B. P. nebeneinander stellt; — wenn er die *„Einbeer“ (Paris quadrifolia,* L.) neben *Paris Herba,* J. B. auch als *Solanum quadrifolium bacciferum,* C. B. P. oder als *Aconitum pardalianches monococcum,* Cord. aufführt etc.

Bei der *„Schwartzwurtz“,* heute Christophskraut *(Actaea spicata,* L.), die als *Christophoriana vulgaris nostras racemosa et ramosa* Moris.,[9]) aber auch als *Aconitum racemosum Actaea quibusdam* J. B. bezeichnet ist, kommen dem Verf. Bedenken, indem er sagt: „Haec planta neque *Solanum,* neque *Aconitum* est. Solanum floribus constat monopetalis, Christophoriana ex quinque petalis conflatum gerit florem. Aconita semina ferunt in siliquis corniculatis, Christophoriana ê contra in baccis.“ Er teilt also die Ansicht der Botaniker Amannus und Morisonus nicht, welche die Pflanze für ein „Solanum ramosum et racemosum bacciferum, non scandens“ halten; und hat damit das Richtige erkannt.

Auch bezüglich der *Goldmilz* oder des *Milzkrautes (Chrysosplenium),* das noch *Saxifraga aurea,* Dod.[10]) und *Alchemilla aurea rotundifolia hirsuta,* Herm., dann *Hepatica palustris,* Eyst.[11]) genannt ist, kommt der Verfasser aus dem ganzen Verhalten zu dem Schlufs: „Ergo non est Alchemilla!“ — Es würde mich zu weit führen, wollte ich noch eingehendere Betrachtungen anstellen.

An Volckamer reiht sich nach Zeit und Leistung wieder ein Nürnberger Arzt namens

Christoph Jakob Treu oder *Trew*

---

[8]) Joh. Bauhini Historia universalis Plantarum.

[9]) Rob. Morisonii Historia Plantarum.

[10]) Remberti Dodonaei Pemptades Plantarum.

[11]) Basilii Besleri Hortus Eystettensis.

würdig an, dessen Lebensgeschichte[12]) hier ausführlicher folgen soll.

Er wurde 1695 zu Lauf, einem zu dem damaligen Nürnberger Gebiet gehörigen Städtchen an der Pegnitz geboren, wo sein Vater die erste Apotheke errichtet hatte und bei dem Mangel an wissenschaftlich gebildeten Ärzten sich auch mit der Ausübung der ärztlichen Praxis befafste. Schon früh zeigte der junge Trew grofse Neigung zum Studium der Botanik, worin ihn sein Vater unterrichtete. Im Jahre 1711 bezog er die Universität Altdorf, wo er unter *Joh. Moritz Hoffmann, Joh. Jak. Baier* und *Lor. Heister* studierte. 1716 wurde er zum Doktor der Medizin promoviert und 1717 begab er sich auf Reisen nach der Schweiz und nach Frankreich. In Paris verweilte er 13 Monate und verkehrte dort mit Autoritäten, wie z. B. dem Anatomen *Winslow,* mit *Jussieu,* dem berühmten Botaniker u. a.; darauf ging er nach Holland, wo er mit *Boerhave* und anderen Männern der Wissenschaft in nähere Beziehung trat. In Leyden hielt er sich ein Jahr auf, um das von *Rauwolf* aus Kleinasien mitgebrachte, grofse Herbarium zu studieren. Endlich ging er über Hamburg nach Hause zurück. Eine zweite wissenschaftliche Reise (1720) erstreckte sich nach Königsberg.

Noch im selben Jahre bewarb er sich um die Stelle eines praktischen Arztes in Nürnberg und wurde in seinem 25. Jahre von dem dortigen Collegium medicum als „physicus ordinarius“ aufgenommen. Dieses Kollegium bildete in der damaligen freien Reichsstadt die medizinische Behörde, an deren Spitze ein Dekan stand; sie hatte öffentliche Geltung und erhielt 1601 ein eigenes Siegel. Zu ihren frühesten Aufgaben, die sie sich stellte, gehörten anatomische Übungen, und Trew war es, der sich bald um diese Anatomie besondere Verdienste erwarb, und um den sich die jungen Ärzte scharten.

Dasselbe Kollegium errichtete 1697 in der Karthause, dem heutigen Sitz des Germanischen Nationalmuseums, einen botanischen Garten, dessen Aufsicht dem „Senior primarius“ übertragen war.

---

[12]) Auszug aus Dr. J. C. Ziehls Erinnerungen an Chr. J. Trew und seine Zeit. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1857. 8⁰.

Bei Trews Aufnahme in das Kollegium war der oben erwähnte J. Gg. von Volckamer, der Verfasser der ersten Flora Noribergensis, Senior.

Trew erlangte durch den Ruf grofser Gelehrsamkeit, verbunden mit seinem einnehmenden Wesen und durch seinen unermüdlichen Fleifs, wie auch durch freundliche Behandlung der Armen in kurzer Zeit eine grofse Praxis in allen Ständen. Sein Ruf ging über die Mauern Nürnbergs hinaus, und im Jahre 1736 wurde er vom Markgrafen von Ansbach zum wirklichen Leibarzt und Hofrat ernannt.

Obgleich seine Zeit durch den ärztlichen Beruf sehr in Anspruch genommen war, zeigte er sich doch auch als Gelehrter und als Schriftsteller in voller Thätigkeit. Der Anatomie und der Botanik widmete er auch jetzt noch und im späteren Alter seine Zuneigung; in seinem Garten pflegte er viele ausländische Gewächse, und vorhandene Briefe zeugen von weitläufiger und vielseitiger Korrespondenz in dieser Richtung.

Im Jahre 1727 wurde er zum Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher ernannt; 1742 wählte ihn diese gelehrte Societät zum Adjunkten und 1746 zum Direktor der Ephemeriden, deren Herausgabe er mehrere Jahre hindurch besorgte. In dieser Eigenschaft hatte er die Rechte und Privilegien der Kaiserlichen Leibärzte, die Würde eines Kaiserlichen Pfalzgrafen, wie er auch in den erblichen Adelsstand erhoben wurde und das Wappen der Akademie in Gesellschafts- und Privatangelegenheiten führen durfte.

Einen im Jahre 1750 an ihn ergangenen Ruf nach Altdorf und an zwei andere Universitäten schlug er aus. Er blieb in Nürnberg und lebte seinem Dienste und der Wissenschaft, hochgeehrt und geachtet, von den Akademien zu London, Berlin und Florenz zum Ehrenmitglied ernannt.

Vermählt hatte sich Trew mit der Witwe seines gleichnamigen Vetters. Da er wohlhabend und kinderlos war, so konnte er seinen Lieblingsneigungen viel Geld zuwenden.

Bis in sein hohes Alter gesund und thätig, starb er, ohne vorher krank gewesen zu sein, 74 Jahre alt, am 18. Juli 1769 und wurde auf dem Johanniskirchhof beerdigt.

„Dauernder, als die ihm im Leben gewordenen Ehrenbezeugungen“, sagt *Ziehl,* „erhalten seinen Namen die von Linné als *Trewia nudiflora* bezeichnete Pflanzengattung Mallotus, und die einfachen Worte des grofsen *Albrecht von Haller* in seiner Bibliotheca botanica: „Christophorus Jacobus Trew, medicus Norimbergensis, vir illustris, quem nuper amisimus. Nullam artis medicae partem inornatam reliquit.“

Seinem letzten Willen gemäfs wurden Sammlungen und die Bibliothek, aus 34 000 Büchern etc. bestehend, der Universität Altdorf übergeben; heute teilen sich die Universität Erlangen, die hiesige Kunstgewerbeschule und die städtische Handelsschule darein.

Was nun die hier aufzuführenden litterarischen Leistungen Trews anlangt, so sind dies besonders folgende:

1. *Relation von der im Jahre 1726 zu Nürnberg verblühten Aloe Americana Clusii.* Nürnberg 1727. 4° mit Fig.

Sie handelt von der Amerikanischen Agave, die fälschlich mit obigem Namen belegt wurde. Trew macht darauf aufmerksam, dafs es keine echte Aloe sei, weil sie einen unterständigen Fruchtknoten habe. Er hatte in dem Volckamerschen Garten in Gostenhof Gelegenheit, eine solche Pflanze aufblühen zu sehen, wobei er täglich das Längenwachstum des Schaftes mafs, dessen Entwicklung ihm von den Witterungs-Verhältnissen abhängig erschien. Er beobachtete das Aufblühen ihrer über 8000 Blütenknospen und die Entwicklung von reifem Samen daraus.

2. *Plantae selectae, quarum imagines ad exemplaria naturalia manu pinxit G. D. Ehret, nominibus propriis et notis illustravit C. J. Trew,* in aes incidit et vivis coloribus repraesentavit *J. J. Haid.* Decades V. 1750—1755.

Dieses Prachtwerk, zu dem die vortrefflichen Originalzeichnungen Ehrets im Besitz der hiesigen städtischen Handelsschule sind, ist ein Zeichen von dem riesigen Sammelfleifs des berühmten Autors.

Er hat die Pflanzen-Originale aus seinem eigens dazu angelegten botanischen Garten, den er durch Volckamersche Gewächse bereicherte, genommen und was ihm

da fehlte, das liefs er sich auswärts zeichnen und malen. „Er wählte", wie *Reess* schreibt, „aus seinen Schätzen zur Veröffentlichung aus, hier das Prächtigste und Zierlichste, dort das Neueste, daneben aber immer wieder das wissenschaftlich Wertvollste".

Aufser anderen Künstlern, die er für seine botanischen Prachtwerke gewann, lieferte ihm besonders der oben schon erwähnte *Georg Dionysius Ehret,* ein berühmter Pflanzenmaler, geboren 1708, gestorben 1770 in Chelsea, die Malereien.[13]) *Reess* sagt von ihm, dafs er wegen seiner unübertrefflichen Darstellung der Sexualorgane der Blüten für einen der Hauptverbreiter des Linnéschen Sexual-Systems in England gilt, wohin er sich um 1738 begeben hatte.

Ehret lieferte auch zu den Studien des Engländers *John Ellis* über die Korallen-Arten Zeichnungen nach der Natur. Das von letzterem edierte, darauf bezügliche Werk wurde von einem *Dr. Joh. Georg Krüniz* aus dem Englischen übersetzt und erschien unter dem Titel: *Versuch einer Naturgeschichte der Korallenarten u. a. dergl. Meerkörper, die an den Küsten von Grofsbritannien und Irland gefunden werden* etc., in Nürnberg bei Raspe 1767. 4° mit 46, nicht kolorierten Kupfertafeln (ohne Stecherzeichen). Dasselbe, im Besitz der hiesigen städtischen Handelsschule aus der Trewschen Bibliothek, konnte ich ebenfalls durch die Güte des Herrn Rektor Dr. Hagen eingehender Besichtigung unterziehen. Die Stiche des deutschen Werkes sind englischen Ursprungs.

3. *Cedrorum Libani historia earumque character botanicus cum illo laricis, abietis, pinique comparatus.* Norimb. 1757. 4°. Cum tabulis aeneis.

Reess sagt darüber, dafs dieses Werk „Trews gelehrteste Leistung und zugleich als botanische Forschung vorzüglich sei". „Er vertritt die Identität dieser Pflanze (Pinus Cedrus L., Cedrus Libanis Barr.) mit derjenigen der heiligen Schrift, geht dann scharf auf die botanischen

---

[13]) Die Kupferstiche zu dem Trewschen Werk nach den Ehretschen Zeichnungen rühren von J. J. Haid in Augsburg her, wo die Kupferstecherei ebenfalls florierte.

Unterschiede von Ceder, Lärche, Tanne, Fichte und Föhre ein, und erkennt 1767, dafs die Nadelhölzer in ihren Zapfen weibliche Blüten haben.“ Diese Entdeckung von ganz eminenter Bedeutung konnte von Trew nicht mehr weiter verfolgt werden; es blieb *Robert Brown* 1821 vorbehalten, dieselbe zur Geltung zu bringen, wobei er nicht unterliefs, „die Klarheit und Bedeutsamkeit von Trews früherer Beobachtung“ anzuerkennen.

Leider war es mir nicht vergönnt, eines der drei hier aufgeführten Werke Trews in Augenschein zu nehmen; ich beschränke mich daher auf die Citate aus *Reess* klassischer Brochüre „über die Pflege der Botanik in Franken von der Mitte des XVI. bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts“, welcher ich so viele Aufschlüsse verdanke.

4. Im Jahre 1733 begann *Trew* die Herausgabe eines grofsen Kupferwerkes über *Osteologie;* die dazu gehörigen Stiche wurden von den Künstlern *Eisenberger*[14]) und *Lichtensteger*[14]) ausgeführt und teilweise koloriert. Mangel an Subskribenten hinderten die Vollendung desselben.

---

[14]) *Eisenberger, Nikolaus Friedrich,* ein geschickter Maler, geb. in Nürnberg den 2. Okt. 1707, war Schüler des nachmaligen Direktors der hiesigen Maler-Akademie, *Paul Decker* (cf. pag. 13). Er hatte sich ursprünglich der Portrait-Malerei gewidmet, warf sich dann aber auf Trews Anraten auf das Malen von Blumen und beteiligte sich unter anderem an dem sub No. 5 aufgeführten Werke des letzteren, indem er dazu alle Kupfertafeln (600 an der Zahl) selbst gestochen und diese, wenn möglich, nach der Natur gemalt hat. Im Jahre 1749 wurde er vom Herzog von Sachsen-Hildburghausen zum Hofmaler ernannt.

Er starb 1771 dahier, ohne die Zeichnungen zur VI. Centurie des Kräuterbuches vollendet zu haben.

Ebenfalls auf Trews Veranlassung edierte *Eisenberger* im Verein mit dem Kupferstecher *Georg Lichtensteger* (in Wöhrd bei Nürnberg 1700 geboren, 1781 dahier verstorben) das Werk des Catesby unter dem Titel:

Piscium, serpentum, insectorum aliorumque nonnullorum animalium, nec non plantarum quarundam imagines, quas Marc. Catesby descripsit; etc. Nor. 1750. fol.

[Dr. Huth hatte hiezu den englischen Text in's Deutsche und Lateinische übersetzt.] (cf. pag. 30.)

5. Im Jahre 1747 machte er den Anfang, das große *Blackwellische* Kräuterbuch aus dem Englischen ins Lateinische und Deutsche zu übersetzen. Er versah es mit einer Vorrede und mit höchst wichtigen Anmerkungen.

Das Werk hat außer einem lateinischen folgenden deutschen Titel:

Vermehrtes und verbessertes Blackwellisches Kräuterbuch, d. i. Elisabeth Blackwell' Sammlung der Gewächse, die zum Arzney-Gebrauch in den Apothecken aufbehalten werden, deren Beschreibung und Kräfften aus dem Englischen übersetzt angezeiget, die Abbildungen grofsen Theils nach der Natur verbessert, mit Beifügung der Theile der Blume und Frucht vermehret, wie auch mit bewährten Namen der Kräuter-Lehrer erläutert werden. 6 Centurien. Mit einer Vorrede Titl. Pl. Herrn *Dr. Christoph Jakob Trews* verlegt, gemahlet und in Kupfer gestochen von *Nicolaus Friedr. Eisenberger,*[15]) Hochfürstlich Sachsen-Hildburghausischen Hof-Mahler in Nürnberg. Nürnb., gedruckt bey Christian de Lavnoy, Anno 1757. gr. fol.

In der Vorrede zum ganzen Werk und zur I. Centurie, welche Trew nach Sitte der damaligen Zeit äußerst umfangreich (14 Folioseiten) in lateinischer und deutscher Sprache schrieb, verweist er darauf, wie schlecht und irrig die Erkenntnis der Gewächse noch im XV. Jahrhundert gewesen, wie die Beschreibung der meisten Gewächse unter Kürze und Unvollkommenheit gelitten, so daß nur schwer zu erkennen war, welche eigentlich gemeint sein sollen.

Im XVI. Jahrhundert sei es dann besser geworden; er nennt die Namen der verdienstvollen botanischen Schriftsteller dieser Zeit, worunter Männer wie Morison, Rajus u. a. glänzen.

Er legt nun seine Ansicht dar, daß es sich empfehle, hier die Offizinalkräuter, „deren Nutzen und Gebrauch wider

---

[15]) Zum Zustandekommen der Zeichnungen trugen nach Trews Tod der Prof. der Kräuterlehre zu Erlangen, Hofrat *Dr. Schreber*, eine Autorität ersten Ranges der damaligen Zeit und der Professor des gleichen Faches *Dr. B. Vogel* in Altdorf wesentlich bei, während ein angesehener Kaufmann, namens *Joh. Jak. Otto*, schon bei Lebzeiten des Künstlers die nötigen Mittel zur Verfügung stellte.

die Krankheiten kräftig befunden", auszuwählen, davon Abbildungen zu machen, sie von anderen Pflanzen abzusondern und denen, die sich mit dem Sammeln und Gebrauch abgeben, Gelegenheit zu bieten, dieselben kennen zu lernen.

Eine solche Sammlung habe zuerst „eine geschickte Frau, des englischen Medici Dr. Blackwells hinterlassene Witwe, unter dem Titel:

„A curious Herbal etc. d. i. ein auserlesenes Kräuterbuch, welches enthält 500 Abbildungen der meist nützlichen Gewächse, die heutigen Tages zur Arzney angewandt werden und nach denen nach dem Leben von Elisabeth Blackwell gemachten Zeichnungen in Kupfer Bogens-Gröfse gestochen sind. Diesen ist beigefüget eine kurze Beschreibung der Gewächse und derselben gemeinen Gebrauchs in der Arzney. London 1739."

„Unter Beihülfe dienstfertiger und geschickter Männer" herausgegeben.

Auch in Italien sei ein solches Werk unter dem Titel: *„Historia botanica practica"* im Jahre 1744, von *Joh. Bapt. Morand* verfafst, erschienen, welches zwar inbezug auf den Text das Blackwellische übertreffe, aber viel zu kleine Abbildungen besitze. Da nun auch das englische Werk sehr teuer und diese Sprache nicht allen verständlich, so habe er sich entschlossen, den Maler Eisenberger in Nürnberg „aus Liebe zum gemeinen Besten" zu bewegen, nach dem gemalten Exemplar Trews die Zeichnungen anzufertigen, wenn möglich auch die Pflanzen selbst dazu zu benützen und den Sexualorganen besonderes Augenmerk in der Wiedergabe zu schenken.

Trew selbst besorgte die Übersetzung aus dem Englischen ins Lateinische und Deutsche und versah sie mit zahlreichen Anmerkungen.

Mangel an Zeit diktierte ihm, die Reihenfolge des Blackwellianischen Werkes beizubehalten und durch die Vermittlung des schon erwähnten Apothekers *Beurer* dahier den Leipziger Professor *Dr. Ludwig* zur Teilnahme an der Herausgabe des Werkes zu bewegen, damit unter des letzteren Aufsicht dasselbe eine raschere Erledigung erfahre. [Ludwig hat denn auch

schon bei Abfassung der Beschreibung zur II. Centurie sich beteiligt und dem Werke seinen ganzen Fleifs gewidmet; nach Trews Tode edierte er die letzte Centurie (VI) allein.

Auf diese Vorrede folgt acht Folioseiten hindurch ein Katalogus der Autoren und ihrer Werke, die Trew bei Abfassung benützt hat und daran anschliefsend ein 22 Seiten umfassendes Verzeichnis der von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1550 erschienenen deutschen und von ihm gesammelten Werke — beide mit bewunderungswürdiger Ausführlichkeit zusammengetragen.

In ähnlicher Weise hat Trew zu fast jeder Centurie Vorrede und Bücherverzeichnis geliefert.

Um zum eigentlichen Werk selbst überzugehen, folgt nun die Erklärung der in besonderen Mappen zu jeder Centurie verwahrten, mit grofsem Fleifse ausgeführten Kupferstiche und zwar in der Weise, dafs im „Kopf" des Textes der lateinische Namen mit Synonymis, dann der deutsche, griechische, englische, spanische, italienische, französische und „belgische" aufgeführt ist. Daran reiht sich in lateinischer und deutscher Sprache die Beschreibung der betr. Pflanze, ihr Vorkommen und ihre Anwendung in der Medizin[16]; den Schlufs bilden die Quellenangaben über das „Nomen genericum" und das „Nomen specificum", sowie die von Trew (später Ludwig) dazu gegebenen Anmerkungen.

Das umfassende Opus fällt durch seine splendide Ausstattung und Ausführung, durch seine wahrheitsgetreuen und exakten, gewifs für die damalige Zeit künstlerisch vollendeten Abbildungen, von denen natürlich jede sorgfältig mit der Hand gemalt ist, auf. Interessant wäre es jedenfalls, zu erfahren, was dieses Kräuterbuch herzustellen gekostet hat und zu welchem Preise es im Buchhandel zu haben war. Der Künstler Eisenberger, der ja in ganz kümmerlichen Verhältnissen starb, wird kaum den gebührenden Lohn für seine Mühewaltung empfangen haben. —

---

[16]) In der VI. Centurie sind aufser Arznei- und Giftpflanzen auch noch andere Species beschrieben.

Der Vollständigkeit halber führe ich hier noch weitere Schriften Trews an, die mir aber leider auch nicht zu gebot standen:

6. *Einleitung über Anatomie der Pflanzen zu den von Seligmann* (cf. w. u.) *in Kupfern abgebildeten Nahrungsgefäfsen der Blätter und Bäume.* 1748. [cf. pag. 41.]

7. *Librorum botanicorum Catalogus* 1752—1757. fol.

8. *Hortus nitidissimus omnem per annum superbiens floribus, sive amoenissimorum florum imagines, quas magnis sumptibus collegit vir clarissimus D. D. C. J. Trew ipso vero annuente in aes incisas vivisque coloribus pictas in publicum edidit Joh. Mich. Seligmann,* Vol. I. mit 59 Kupfertafeln, Norimbergae 1768; Vol. II. 1772 mit 80 Kupfertafeln. Lateinisch und Deutsch in Royal Folio.

Nach Ziehls Angabe hat bis zu dem Bogen E incl. *Dr. Huth* den Text gefertigt, die übrigen Bogen des I. und II. Teils verfafste auf Veranlassung des verstorbenen Trew *Christoph Gottlieb von Murr,*[17]) die Blumen sind meist von *Ehret* gemalt worden.

9. *Plantae rariores, quas ipse in horto domestico coluit, secundum notas suas examinavit et breviter explicavit.* Norimberg. 1763. fol.

10. *Historia naturalis arboris Sassafras.* 4°.

11. *Dissertatio de differentiis quibusdam inter hominem natum et nascendum.* 1736. cum tab. aen.

---

[17]) Geboren zu Nürnberg 1733, aus einer altadeligen Familie stammend, studierte zu Altdorf, machte dann grofse Reisen nach Holland, England etc., wo er die berühmtesten Männer sich zu Freunden machte. 1770 kehrte er nach Nürnberg zurück und wurde Wagamtmann. Er widmete seine freie Zeit der Litteratur, Geschichte und Philosophie. Will sagt in seinem Nürnbergischen Gelehrten-Lexikon: „Murrs Schriften, deren Zahl eine sehr bedeutende, deren Stoff überaus mannigfaltig ist, hatten das Glück „principibus placuisse viris". Da hieher bezügliches nicht in Nürnberg erschienen ist, so unterlasse ich weiter dessen Aufzählung; — doch sei erwähnt, dafs von ihm eine lateinische und deutsche Übersetzung der britischen Tiergeschichte nach dem Englischen des *Thomas Pennant* unter dem Titel: *Zoologia Britannica, tabulis aeneis 132 illustrata.* Augsburg, Joh. Jak. Haid und Sohn. 1771. gr. fol., herrührt.

Im Jahre 1770 kam eine deutsche Übersetzung dieser Abhandlung mit Anmerkungen heraus, welche Trew selbst noch gemacht hatte. „Dieselbe“, sagt *Ziehl*, „ist sehr reich an schätzbaren Beobachtungen über Entwicklungsgeschichte des Menschen und enthält wichtige Bemerkungen in Beziehung auf Physiologie und vergleichende Anatomie.“

In die Zeit des Schaffens und der Thätigkeit Trews fällt die des *grofsen schwedischen Reformators der beschreibenden Naturwissenschaften, Karl von Linné,* der 1707 zu Råshult in Småland geboren wurde. Ihm glückte es mit den alten Traditionen zu brechen, in seinen Grundzügen eines Systems der drei Naturreiche dem Bedürfnis der Zeit Rechnung zu tragen und mit seinem Erstlingswerke: „Systema naturae“,[18]) das 1735 erschien, eine Umwälzung von tiefgehendster Wirkung zu erzielen. Wir finden auch seine Werke im Blackwellischen Kräuterbuch bereits von Trew unter denen aufgeführt, die letzterer bei Abfassung des Textes benützt hatte.

An Trew unmittelbar schliefst sich sein Zeitgenosse, der unser Interesse nicht minder in Anspruch nehmende Kunstmaler *August Johann Rösel von Rosenhof* an, einem altadeligen Geschlechte aus Österreich entstammend, von wo seine Ahnen

---

[18]) Übersetzungen dieses Werkes sind hier erschienen und zwar:

für *Zoologie:* *Karl von Linné*, Vollständiges Natursystem. Nach der 12. latein. Ausgabe mit einer ausführlichen Erklärung ausgef. von *Ph. Statius Müller,* Prof. der Philosophie zu Erlangen. Nürnberg 1773—76. 9 Bände mit 159 Tafeln.

für *Botanik:* *Karl von Linné,* Vollständiges Pflanzensystem. 4 Bände mit Portrait und 57 Tafeln. Nürnberg 1777—81; ferner *Karl von Linné,* Vollständiges Pflanzensystem. Nach der 13. latein. Ausgabe übersetzt von *Christmann* und *Panzer.* Nürnb. 1777—78. 14 Teile in 15 Bänden mit 104 Kupfertafeln, und
Karl von Linné, Vollständiges Pflanzensystem, übersetzt von *Joh. Sebast. Müller.* 13 Teile und Register in 15 Bänden. Mit vielen Kupfern. Nürnb. 1777—88.

für *Mineralogie:* *Karl von Linné,* Vollständiges Natursystem des Mineralreichs. Nach der 12. lat. Ausgabe. Übersetzt von *J. F. Gmelin* 4 Bände mit 56 Kupfertafeln. Nürnb. 1777—79.

zur Reformationszeit in das nürnbergische Gebiet flohen. Er ist am 30. März 1705 auf der Augustenburg, unweit Arnstadt, geboren, wo sein Vater, der eigentlich Maler und Kupferstecher war, die Stelle eines braunschweigischen Schloſsverwalters bekleidete. Bald aber verlor der letztere nach dem Tode seines Fürsten und infolge der dadurch bedingten veränderten Regierung seine Stelle und war mit seinen 8 Kindern brotlos geworden. Die Fürstin-Witwe, als die Taufpatin, interessierte sich besonders für August Johann und behielt ihn bei Hof, um ihm den nötigen Unterricht angedeihen zu lassen.

Im Jahre 1720 nahm ihn sein Onkel Wilhelm, der Tiermaler in Merseburg war, zu sich, um ihn in der Kunst des Malens zu unterweisen; darauf besuchte August 1725 die Malerakademie zu Nürnberg unter dem berühmten Preisler und versuchte sich im Radieren und Kupferstechen. Im Juni des Jahres 1726 ging er nach Kopenhagen, wo er an den Hof des damaligen Kronprinzen gezogen wurde und sich entschlieſsen sollte, lebenslänglich dort zu bleiben. Groſse Reiselust trieb ihn aber weiter; doch kehrte er schon 1728 infolge Erkrankung nach Nürnberg zurück und betrieb wie zuvor das Malen und Kupferstechen als einfacher „Aug. Joh. Rösel“.

Neben dem Porträtieren, wozu sich Fürsten und andre angesehene Fremde einstellten, war es ihm ein groſses Vergnügen, fleiſsige Beobachtungen in der Natur, namentlich aber im Insektenleben, anzustellen.

Der Gedanke, nun für immer in Nürnberg zu bleiben, war zur That geworden; er erhielt das Bürgerrecht und verheiratete sich im Jahre 1737. Trotz vielen Abredens reifte in ihm die Idee, seine Naturstudien in einem Werke zu veröffentlichen; er sammelte Insekten, deren Eier und Larven; er beobachtete das Ausschlüpfen der letzteren, die Verpuppung und Entstehung des Insekts. Alle diese Stadien malte er auf das Gewissenhafteste ab und kam dadurch zu einer Reihe von Originalgemälden, die, wie sein Biograph und Schwiegersohn Kleemann sagt, „unsterbliche Zeugnisse seines unermüdeten Fleiſses“ sind. Wo mögen sich diese heute wohl befinden? —

Wesentliche Hilfe fand er in seinen Bestrebungen an Trew und an Hofrat von Hagen, die ihn besonders ermunterten;

er fuhr in seinen Unternehmungen fort, die Beobachtungen mit eigner Hand in Kupfer zu stechen und deren Herausgabe zu beschleunigen.

Bei der Beschreibung der Tiere unterstützte ihn *Dr. Gg. Leonh. Huth*[19]) von 1745—1759 unausgesetzt, der die Röselschen Aufsätze ordnete und durch Citate aus lateinischen, englischen und französischen Werken bereicherte.

Im Jahre 1740 erschien der I. Teil der Röselschen Insektenbelustigungen in Form einer einzigen illuminierten Kupfertafel nebst dazu gehöriger Beschreibung; dieser folgten alle zwei Monate 2 Kupfertafeln mit Text. Trotz des sich regenden Neides fand er allerorts Liebhaber für sein Werk, das gerechtes Aufsehen erregte, denn von allen Seiten kamen Anerkennungsschreiben, die ihn ermunterten, in seinen Bestrebungen fortzufahren.

Um seine Untersuchungen an den Tieren noch genauer ausführen zu können, stellte sich das Bedürfnis nach einer

---

[19]) Ein geborner Nürnberger; war hier als Arzt von 1733 an thätig, und starb 1761. Aufser seiner Beteiligung als Mitarbeiter bei der Herausgabe der Röselschen Werke und des Millerschen Gärtnerlexikons (4 Bände; 1769—1776), das er aus dem Englischen übersetzt, und zu dem Winterschmidt die in 2 Bänden erschienenen, prachtvollen Stiche gemacht hat, ist er Verfasser, bezw. Übersetzer folgender Werke:

1. *Angenehmer und nützlicher Zeitvertreib mit Betrachtung curioser Vorstellungen allerhand kriechender, fliegender, schwimmender, auf dem Land und im Wasser sich befindender und nährender Thiere.* Nürnb. 1748. fol.

2. *Jo. Martyn historia plantarum rariorum ob praestantiam denuo edita, studio ac opera Jo. Dan. Meyeri,* pictoris. Nor. 1752. fol. Lat. und Deutsch.

[*Meyer* war bedeutender Tiermaler in Nürnberg (gestorben 1757); von seinem osteologischen Tierwerk erschien durch den Buchhändler *Frauenholz* 1790 eine umgearbeitete Auflage unter dem Titel:

Populäre Zoologie. I. Heft mit 20 illum. Kupfern. gr. 8°.]

3. *Fevilles Beschreibung der Pflanzen des mittäglichen Amerika, übersetzt,* mit vielen Kupfern von Seligmann. 2 Teile. Nürnb. 1756. 4°.

4. *Knoop Pomologia, d. i. Beschreibung und Abbildung der besten Aepfel- und Birnsorten.* Deutsch von Huth. Die Stiche von Seligmann. Nürnb. 1760. fol.

Loupe ein; er fertigte sich daher durch Schleifen nach den Anweisungen des Prof. *Doppelmayr* eine solche, sowie auch ein Sonnenmikroskop.

Ein weiteres Feld der Thätigkeit ergab sich für *Rösel,* indem er den in der Umgegend vorkommenden Amphibien und Reptilien gleichfalls besonderes Augenmerk zuwandte; oft wagte er sich deswegen in die kältesten Sümpfe und Gewässer, worin er den Laich derselben suchte. Dadurch setzte er sich in grofse Lebensgefahr; eine schmerzhafte Gliederkrankheit überfiel ihn, die ihn aber nicht abhielt, bei Tag und Nacht die Entstehung dieser Tiere zu studieren und ihre Zergliederung nach *Swammerdam* vorzunehmen. Die Folge dieser letzteren Studien war die 1750 erschienene „natürliche Historie der Frösche“.

Von mehreren Seiten auf das Vorhandensein von Polypen im Süfswasser aufmerksam gemacht, durchsuchte er alle Teiche der Umgegend und fand 1753 dabei nicht blos diese, sondern „allerhand andere grofse und kleine Wassergeschöpfe“. Im Jahre 1754 gab er trotz neuerlicher Erkrankung, deren Folge eine linksseitige Lähmung war, die *„Historie der von ihm entdeckten Polypen und andrer kleiner Wasser-Insekten“* heraus und beschlofs damit den III. Teil seiner Insektenbelustigungen.

Häufige und unliebe Verwechslungen seiner Person mit solchen von ähnlich lautendem Namen veranlafsten ihn — sicher aber nicht der Stolz — zu der Zeit, nach vorher eingeholter Genehmigung des Kaisers aus Wien, „sich wieder, wie seine Vorfahren, Rösel von Rosenhof zu schreiben“.

Seine Arbeiten fanden begreiflicher Weise in immer weiteren Kreisen wohlverdienten Anklang.

Réaumur veranlafste ihn von Paris aus, eine französische Übersetzung des Textes und damit eine Ausgabe in dieser Sprache zu bethätigen; gleiche Vorschläge kamen von England, Holland etc. Es mangelte Rösel aber die nötige Zeit, zudem fand er, da Huth inzwischen gestorben war, die Sprachkundigen nicht und so unterblieb dies leider ganz.

Der Tod seiner „liebreichen und fleifsigen Ehegehülfin“, die ihm durch ihr schönes Illuminieren die wichtigsten Dienste leisten konnte, traf ihn, den ohnehin durch häufige Krankheiten

Geschwächten, im Jahre 1757 schwer; trotzdem liefs er sich zur fernern Fortsetzung seines IV. Teiles aufmuntern, ging auch an die Arbeit, konnte sie aber leider nicht vollenden.

Noch kurz vor seinem Tode erwies ihm die deutsche Gesellschaft zu Altdorf die Ehre, ihn zum Mitglied aufzunehmen. Er verstarb am 27. März 1759 nach langwieriger Krankheit, der staunenden Nachwelt, deren Trauer eine ungeheuchelte war, seine wahrhaft klassischen Werke hinterlassend.

„Alle beweinten den Verlust, den die Naturhistorie an diesem deutschen Réaumur erlitten!"

Die Werke Rösels sind folgende:

1. *Der monatlich herausgegebenen Insektenbelustigung I. Theil. Nürnb. 1746. gr. 4°; — II. Theil. 1749. gr. 4°; — III. Theil. 1755. gr. 4°; — IV. Theil, nebst einer Nachricht von den Lebensumständen des verstorbenen Verf., herausgegeben von C. F. C. Kleemann, 1761. gr. 4°.*

Diese Arbeit eines grofsen Künstlers und fleifsigen Autodidakten zugleich, wie Rösel es war, steht, was Abbildungen anlangt, sicher auch heute noch in hohem Ruf; es verlohnt sich daher sie eingehender zu besprechen.

In der Vorrede zum ersten Teil, nach Art der damaligen Zeit langatmig geschrieben, setzt Rösel die Gründe auseinander, die ihn zur Herausgabe veranlafsten; er bringt Citate aus *Réaumurs* Schrift: *„Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes"* (Paris, 1734), worin letzterer den Nutzen der Insekten und ihrer Kenntnis, aber auch die schädlichen dieser Tiere und ihre Vertilgung betont. — Hierauf definiert Rösel den Begriff: Insekt und gibt, freilich sehr primitiv, ihre Kennzeichen an; dann kommt er auf Bonnets kühnen Gedanken zu sprechen, welcher eine „Leiter der natürlichen Dinge" konstruiert hat, als einen Versuch zu einer Versinnlichung des Weltbaues. Endlich macht er den Leser mit der Einteilung der Insekten nach seiner Art vom Standpunkte des Dilettanten bekannt, dem noch jegliche Kenntnis von den reformatorischen Vorgängen und Arbeiten des schwedischen Naturforschers mangelt, obwohl bereits elf Jahre vergangen, seit Linné sein „Systema naturae" edierte.

Im ersten Teil mit dem barocken Titelblatt Tyroffs finden sich nach der Vorrede noch mehrere Anerkennungsschreiben, darunter auch ein solches von Trew mit dem Titel: „Gedanken über die Insekten-Belustigung“, abgedruckt, dann beginnt der Verfasser mit der „Klasse der Papilionen“ und zwar behandelt er im Teil I. A. „der Tagvögel“ I. und II. Klasse und „der Nachtvögel“ I., III. und IV. Klasse, im Teil I. B. „der Nachtvögel“ II. Klasse.

Der II. Teil, mit einem schönen Röselschen Titelblatt, bespricht „der Erdkäfer“ I., II. und III. Klasse, „der Wasser-Insekten“ I. und II. Klasse, ferner Insekten, welche wir heute zu den Ortho-, Hemi-, Di- und Hymenopteren zählen und im Nachtrag I „die Nachtvögel“.

Der III. Teil, mit dem Namen: „Rösel von Rosenhof“, enthält Supplemente zu dem Vorhergehenden; (auch ist jetzt die Linnésche Nomenklatur bei den einzelnen Individuen zu finden) aufserdem bringt er Krebse und Spinnen, sowie in einer längeren Abhandlung „die Historie der Polypen und andrer kleiner Wasserinsekten“ mit einem originellen, prächtig gezeichneten Titelblatt von Rösels Hand angereiht, die äufserst interessant ist und so recht deutlich zeigt, welch’ grofse Mühe sich der Künstler gegeben, welche Unermüdlichkeit er in seinen Versuchen an den Tag legte und wie er immer und immer wieder alles gezeichnet und gemalt hat.

Der IV. Teil beginnt, wie oben erwähnt, mit der Lebensgeschichte Rösels, von Kleemann verfafst, der diesen Teil nach Rösels Tod herausgegeben, und enthält wieder die Beschreibung aller Arten von Insekten, Spinnen etc. In diesem, sowie in den vorhergehenden Bänden begegnet man nicht selten Zeichnungen nach anatomischen Tierpräparaten, welche recht naturgetreu von Rösel ausgeführt sind.

2. *Historia naturalis Ranarum nostratium, in qua omnes earum proprietates, praesertim quae ad generationem ipsarum pertinent, fusius enarrantur, oder die natürliche Historie der Frösche hiesigen Landes etc.*

Sie erschien in Regalfolio mit lateinischem und deutschem Text, wovon ersterer aus der Feder des Dr. Gg. L. Huth

stammt, im Jahre 1758 zu Nürnberg, gedruckt bei Johann Joseph Fleischmann.

Das mir vorliegende Buch mit dem Titelblatt, von Rösel komponiert, von M. Tyroff gestochen, trägt an der Spitze die von Prof. Albr. von Haller verfafste Vorrede, worin er Rösels Kunstfertigkeit und seine Gabe der Beobachtung rühmt; darauf folgt des Autors eigene Vorrede mit einem prächtigen Kupferstich nach seiner Zeichnung, eine Ansicht vom Dutzendteich vorstellend.

Zum eigentlichen Text dieses splendiden Werkes übergehend, behandelt Rösel in 7 Abschnitten drei Frosch- und vier Krötenarten der Nürnberger Gegend, indem er ihre Entstehung aus dem Ei, ihre Metamorphose bis zum eigentlichen Tier, sowie dessen Fortpflanzung, alles auf eigene Beobachtungen gegründet, die ihn ganze Nächte bei den Tieren festhielt, beschreibt und eine Schilderung des anatomischen Baues des Körpers dieser Lebewesen und ihrer Entwicklungs-Stadien gibt.

Der überaus fleifsige Forscher hat zur Illustration dieses Textes 24 Doppel-Kupfertafeln, alle von ihm gezeichnet und gestochen, und zwar die eine schwarz mit Bezeichnung zum Text passend, die andre illuminiert, beigefügt, an Genauigkeit ihresgleichen suchend und dem Werk unvergänglichen Wert verleihend. —

3. *Nomenclator über die in den Röselschen Insektenbelustigungen und Kleemannschen Beiträgen zur Insektengeschichte abgebildeten und beschriebenen Insekten und Würmer,* nebst Synonymie von Christian Schwarz[20]) I. Abth.: Käfer. Nürnb. 1793. 4⁰.

[20]) Ein geborner Nürnberger. War Notar und später Rechnungs-Syndikus, wurde 1793 Ehrenmitglied der botanischen Gesellschaft in Regensburg. Er schrieb aufserdem:

Raupenkalender oder Verzeichnis aller Monate, in welchen die von Rösel und Kleemann beschriebenen und abgebildeten Raupen nebst ihrem Futter zu finden sind. 1791. gr. 8⁰; dieses führt auch den Titel:

Neuer Raupenkalender, oder Beschreibung aller bis jetzt bekannten europäischen Raupen, nebst ihrer Verwandlung, wie solche alle Monate erscheinen. Nach Anleitung des Mader- und Kleemannschen Raupenkalenders, mit neuen Beobachtungen. 2 Abth. mit 1 Kupf. Nürnb. 1791. 8⁰.

4. *Naturgeschichte der Frösche des mittleren Deutschlands.* Neue, von Herrn Präsidenten *von Schreber* verbesserte Aufl. I. Lief. Nürnb. 1800. gr. 8⁰; II. und III. Lief. 1801.

Die Fortsetzung der Werke Rösels besorgte sein Schwiegersohn, *Christoph Friedrich Karl Kleemann,* gleichfalls Kupferstecher und Maler von Namen, geb. 1735 zu Altdorf, der 1760 die einzige Tochter Rösels heiratete. Er schlofs den IV. Teil der Insektenbelustigungen mit der 39. und 40. Tabelle, hatte sich ein kostbares Insekten-Kabinett angelegt und begann von 1761 an Beiträge zur natürlichen Insektengeschichte auf Röselschem Fufse herauszugeben, zu denen oben genannter *Schwarz* den Text lieferte; aufserdem traf er Vorbereitung zur Edierung einer verbesserten deutschen Ausgabe der Röselschen Insektenbelustigungen und besorgte die Übersetzung in die holländische und französische Sprache. Er starb nur zu bald für seine Arbeiten, würdig seines Schwiegervaters, im Jahre 1789.

Die Werke Kleemanns, die zum Teil nach seinem Tode von der Witwe fortgesetzt wurden, sind folgende:

1. *Chr. Fr. Karl Kleemanns Beiträge zur Natur- oder Insekten-Geschichte.* (Eine weitere Fortsetzung der Röselschen Insektenbelustigungen.) Erster Theil. 44 Tabellen. Nürnb. 1761. 4⁰.

(Dieselben wurden leider nicht fortgesetzt.)

2. *Mader, J., Raupenkalender,* herausgeg. v. Kleemann. Nbg. 1785.

3. *Beiträge zur Insektengeschichte,* zwei Theile; fortgesetzt von Chr. Schwarz; mit illuminierten Kupfertafeln und Text; 4⁰. Des II. Theiles zweite Lieferung, Nürnb. 1794; 4⁰, enthält Tab. XIII—XXIV; diese haben auch den Titel: *Neue Beiträge zur Natur- und Insektengeschichte.* Nürnb. 1793 und 94. 4⁰.

Sie behandeln nach Röselscher Art in- und ausländische Schmetterlinge etc; die Kupferstiche zum I. Teil sind von Kleemann, zum II. hauptsächlich von G. Vogel[21]) herrührend

---

[21]) Geboren 1767 zu Nürnberg; war Zeichner und Kupferstecher und beteiligte sich auch als solcher neben anderen Künstlern an der im Verlag

und, was Genauigkeit anlangt, würdig denen Rösels an die Seite gestellt zu werden. Im II. Teil, wozu Chr. Schwarz den Text geschrieben, findet sich wissenschaftliche Nomenklatur, darunter auch Linnésche Namen.

An die Künstler *Rösel von Rosenhof* und *Kleemann* schliefsen sich drei weitere an, welche, wenn auch nicht alle in dem Umfang thätig, doch bei der Aufzählung der hieher bezüglichen Norica-Werke nicht vergessen werden dürfen. Es sind dies: *Georg Wolfgang Knorr, Johann Michael Seligmann* und *Johann Christoph Keller.*

Knorr, Georg Wolfgang, geboren 1705, gestorben 1761 zu Nürnberg, erlernte zuerst bei seinem Vater die Drechslerei, dann warf er sich auf die Kupferstecherkunst mit solchem Erfolg, dafs er binnen kurzer Zeit bei der Verabfassung der „*Physica sacra Scheuchzeri*“ Tyroff an die Hand gehen konnte.

Von seinen Werken sind hier zu erwähnen:

1. *Icones plantarum et analyses partium aeri incisae atque vivis coloribus insignitae.* 1747. fol. (Beschreibung und Anmerkungen sind hiezu von Hofrat *Schmiedel*[22]) in Erlangen verfafst.)

   Diese waren mir leider nicht zugänglich; dafür wurde ich durch die Güte meines Kollegen, Herrn *Dr. Heerwagen,* in den Stand gesetzt, nachfolgende, zur Bibliothek der königlichen Kreis-Realschule dahier gehörigen Knorriana genauerer Besichtigung zu unterziehen:

2. *Sammlung von Merckwürdigkeiten der Natur und Alterthümern des Erdbodens, welche petrificierte Körper enthält,* aufgewiesen und beschrieben von G. W. Knorr. Nürnberg. 1755. Gedruckt bei Andreas Bieling. fol.

---

von Weigel und Schneider dahier erschienenen und von Bechstein aus dem Englischen des John Latham übersetzten:

Allgemeinen Uebersicht der Vögel. 1793. 7 Bände (mit 183 illum. Tafeln). 4°.

[22]) Von *Schmiedel* rührt aufserdem, als hieher gehörig, her:

Gessner, Conr. Opera botanica per duo saecula desiderata. Ex bibliotheca Christoph. Trew. T. 2. p. 2. cum 16 tab. Norimb. 1751. fol.

Die Ausarbeitung des Textes besorgte der „hochfürstlich Sachsen-Weimar- und Eisenachsche Hofrat und der Beredsamkeit und Dichtkunst ord. öff. Lehrer auf der Universität zu Jena“ *Johann Ernst Emanuel Walch*, wie die Vorrede besagt, die im Jahre 1768, also nach dem Tode Knorrs geschrieben ist.

Walch lieferte dann auch die Beschreibung zu dem Knorrischen Werk:

Die Naturgeschichte der Versteinerungen zur Erläuterung der Knorrischen Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur. fol. Gedruckt zu Nürnberg mit Felsseckerischen Schriften. Die Kupfertafeln dazu tragen folgenden dreifachen Titel:

Sammlung von Merckwürdigkeiten der Natur und Alterthümern des Erdbodens oder versteinte und andre gegrabene Coerper, in illuminierten Kupfertafeln herausgegeben; dann:

Lapides ex celeberrimorum virorum sententia Diluvii universalis testes, quos in ordines ac species distribuit, suis coloribus exprimit, aerique incisos in lucem mittit et alia naturae miranda addit G. W. Knorr, Norimb.; endlich:

Sammlung von Merckwürdigkeiten der Natur und den Alterthümern des Erdbodens, zum Beweis einer allgemeinen Sündfluth, nach der Meinung der berühmtesten Männer aus dem Reich der Steine gewiesen und nach ihren wesentlichen Arthen, Eigenschafften, und Ansehen, mit Farben ausgedruckt und in Kupffer herausgegeben v. G. W. Kn. in Nürnberg 1750.

Die Edierung des Werkes hat sich demnach — wahrscheinlich durch die Erkrankung Knorrs — bedeutend verzögert.

Der I. Teil (1773) behandelt die Dendriten, besonders solche von Solnhofen, dann Marmorarten, Petrefacten der Steinkohle, von Seelilien, Haarsternen, Würmern, Krebsen und Fischen etc.

Der II. Teil (1768) enthält in seinem I. Abschnitt die Beschreibung und Abbildungen versteinerter Conchylien etc.; im II. Abschnitt (1769) eine Fortsetzung der paläontologischen Betrachtungen.

Der III. Teil (1771) befafst sich mit der Paläontologie der Pflanzen; er bringt die versteinerten Hölzer und zum

Schlufs noch von Tieren die Trilobiten, endlich Supplemente zum ganzen Werk.

Der IV. Teil (1773) schliefst mit den Klassifikationstabellen und dem Register ab.

An der Fertigung der Kunstbeilagen, die mit grofsem Fleifse ausgeführt sind, beteiligten sich aufser G. W. Knorr noch die Kupferstecher, bezw. Maler: *Em. Büchel, J. G. Schenk, J. Chr. Keller, C. N. Kleemann, Gg. Karl Leinberger, Andr. Hoffer, S. Leitner, G. P. Trautner, Jakob Andr. Eisenmann, H. G. Tyroff, Val. Bischoff, J. L. Colve, J. A. Joninger* und *Paul Küffner.*

3. *Deliciae naturae selectae oder auserlesenes Naturalienkabinett, welches aus den drei Reichen der Natur zeiget, was von curiösen Liebhabern aufgehoben und gesammelt zu werden verdienet.* 1754—1778. Nürnb. Reg. fol.

Dieses Werk erschien auch in französischer Sprache unter folgendem Titel:

Délices de la nature ou choix de tout ce que les trois règnes de la nature renferment de plus digne des recherches d'un curieux pour en former un cabinet, ouvrage communiqué ci-devant au public par George Wolfg. Knorr, avec les déscriptions et remarques de Ph. L. Statius Müller, revû, corrigé et augmenté d'une préface par Mr. J. Ern. Eman. Walch. Traduit de l'Allemand par Jaques Frédéric Isenflamm. Tome I et II. A Nuremberg, chés les héritiers de feu G. W. Knorr, 1779. Reg. fol.

Es bringt in 2 Bänden Abbildungen von Korallen, Würmern, Muscheln, Schnecken, Cephalopoden, Schmetterlingen, Stachelhäutern, Krebsen, Spinnen, Quallen, Seesternen, Fischen, Vögeln und Säugetieren, dann aber auch von Mineralien. Die Originalien hatten die Museen von Trew, Schadelock, Steding, P. L. St. Müller, Dr. v. Hagen, Beurer, Dr. Rudolph etc. geliefert. Die Kunstbeilagen sind zum gröfsten Teil sehr schön ausgeführt; als Künstler beteiligten sich aufser Knorr, *J. F. Dietsch, J. E. Ihle, J. A. Eisenmann, J. C. Keller, C. N. Kleemann, Christian Leinberger, Andr. Hoffer, J. S. Leitner, J. L. Colve, J. F. Schmidt, Paul Küffner, N. F. Eisenberger* und die Malerin *B. R. Dietzschin.*

4. *Vergnügen der Augen und des Gemüths in Vorstellung einer allgemeinen Sammlung von Muscheln und anderen Geschöpfen, welche im Meere gefunden werden,* gesammelt, gestochen und herausgegeben von *G. W. Knorr* in Nürnberg. 6 Theile. 1757—1771. 4°.

Das Buch lag mir in einem Exemplar, der Universitätsbibliothek Erlangen[23]) gehörig, vor.

Der Autor desselben ist unbekannt. Sollte vielleicht Knorr selbst Verfasser sein? Stiche und Illuminierung sind prachtvoll. Die Naturalien lieferten die Museen von Schadelock, Dr. P. L. Statius Müller, Sommer, M. Houttuyn[24]) und Brandt, letztere beide in Amsterdam. Als Künstler beteiligten sich aufser Knorr noch *G. L. Dietzsch, J. K. Kleemann, J. C. Keller, Chr. Leinberger, G. P. Trautner, Andr. Hoffer, G. C. Keller, J. A. Eisenmann, Joh. Ad. Joninger, Paul Küffner, Val. Bischoff, H. J. Tyroff* und *J. l'Admiral.* —

Nach Knorrs Tode edierten seine Erben in dem gedachten Zeitraume noch folgende Werke naturhistorischen Inhalts:

5. *Esper,*[25]) *Johann Friedrich, ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüfsiger Thiere und denen sie enthaltenden, sowie verschiedenen anderen denkwürdigen Grüften der Obergebürgischen Lande des Markgrafenthums Bayreuth.* Mit 14 illuminierten Kupfertafeln. Nürnb. 1774. gr. fol.

---

[23]) Herr *Dr. Fleischmann*, Privatdozent der Zoologie in Erlangen, hatte die Güte, mir die entsprechenden Norica der Erlanger Universität zu verschaffen.

[24]) Von *Martin Houttuyn* rührt noch her:

Houtkunde; Verzameling van in- en uitlandsche houten. Icones lignorum exoticorum et nostratium. Amsterdam 1773. Mit 101 Tafeln. Deutsch: Nürnberg 1772—1798.

[25]) *Esper* war Theolog und Naturforscher, geb. 1732 zu Drossenfeld bei Bayreuth, gest. 1781 als Pfarrer zu Wunsiedel. Oberbergrat von *Gümbel* sagt in der „Allgemeinen deutschen Biographie, Band VI: „Durch die fleifsige und erfolgreiche Erforschung der fränkischen Höhlen und ihrer Knochen-Einschlüsse hat sich Esper unter den Naturforschern der damaligen Zeit eine achtbare Stellung erworben.“

Der Verfasser unterzieht sich der dankbaren Aufgabe, die Höhlenfunde der fränkischen Schweiz, besonders der von Gailenreuth, in Wort und Bild zu schildern. Dies ist ihm prächtig gelungen. Die Kupferstiche sind von J. A. Eisenmann, Val. Bischoff und Andr. Hoffer recht naturgetreu durchgeführt, obwohl sie in der Zartheit der Zeichnung und im Kolorit sich mit den ausgezeichneten Originalien, jedenfalls von Knorrs Hand (doch ohne Angabe des Künstlers), nicht messen können. Diese sind im Besitz der k. Kreisrealschule dahier, aus dem Knorrischen Nachlafs herrührend.

6. *Allgemeines Blumen-, Kräuter-, Frucht- und Gartenbuch, in welchem ganz neue und nach der Natur selbst abgemahlte Figuren von Blumen, Kräutern, Bäumen, Stauden, Früchten und andern Gewächsen vorgestellt werden, nebst einer lateinisch- und deutschen Beschreibung ihrer Theile, Form und Gestalt, dann auch, wie solche in denen Offizinen und Materialhandlungen zum Nutzen und Gebrauch in dem menschlichen Leben aufbehalten und in denen Arzeneyen angewendet werden.* Alles nach der Natur selbst untersuchet, ganz neu gezeichnet und mit Farben herausgegeben in Nürnberg bei Georg W. Knorrs Seel. Erben. 2 Theile. Neue verbesserte Auflage. 1788 und 1789. Gedruckt bei Paul Jonathan Felsecker. fol.

Sein lateinischer Titel lautet:

Thesaurus rei herbariae hortensisque universalis, exhibens figuras florum, herbarum, arborum, fruticum, aliarumque plantarum, prorsus novas, et ad ipsos delineatas depictasque archetypos nativis coloribus describens etc.

Den Text hiezu hat *Philipp Friedr. Gmelin* teilweise verfafst; als dieser starb, sollte der Prof. der Arzneikunst zu Wittenberg, *Dr. Bosen,* denselben vollenden. Da aber auch der letztere schon 1770 mit Tod abging, so schrieb ein *Dr. Gg. Rudolph Böhmer* in Wittenberg das Werk zu Ende. Die I. Auflage erschien 1771; in der II., wozu Böhmer ebenfalls den Text geliefert hat, liefs dieser, wie er in der Vorrede sagt, die unbestimmten, öfters barbarischen Namen, soweit sie im I. Teil vorhanden, weg und hat das Ganze präciser gefafst. —

Der Stoff — halb lateinisch, halb deutsch geschrieben — ist alphabetarisch geordnet; die Namen der Pflanzen sind in deutscher, griechischer, französischer, italienischer, englischer und holländischer Sprache angegeben; die wissenschaftliche Bezeichnung ist unter dem Titel: Synonyma, worunter auch stets solche von Linné befindlich, zusammengefafst; darauf folgt die „natürliche Geschichte“ und schliefslich — wenn nötig — der „Nutzen in der Arzeneykunst“.

Die zugehörigen Tafeln — 301 an der Zahl mit 330 Pflanzenabbildungen — hat Knorr von 1750—1761 nach der Natur selbst gezeichnet, in Kupfer gestochen und „mit lebendigen Farben auf das Schönste ausgemahlet“. Die Originalien zu den Stichen dieses Blumenbuchs, sowie zu den „Deliciae naturae“ sind gleichfalls im Besitz der K. Kreis-Realschule dahier. Sie rühren sicher auch von der Hand Knorrs her (einige sind mit G., vielleicht Georg, dem Vornamen Knorrs bezeichnet). Ihre Ausführung ist musterhaft und zeugt von dem enormen Fleifs, nicht minder von der Geschicklichkeit des Künstlers. Die Abbildungen sind unter dem besonderen Titel:

Regnum Florae. Das Reich der Blumen mit allen seinen Schönheiten nach der Natur und in ihren Farben vorgestellt,

zusammengefafst. An der Spitze tragen sie das Brustbild Knorrs, von *J. A. Schweikart,* „Acad. Pict. Florent. Socius“ nach dem von *J. E. Ihle* gemalten Porträt in Kupfer gestochen. Was die Pflanzenabbildungen betrifft, so sind sie recht schön und naturgetreu, erreichen aber im Kolorit die Originalien ebensowenig als andere.

Das Werk hat deshalb besonderen Wert, weil auf die Wiedergabe der Sexualorgane sehr grofse Sorgfalt verwendet ist.

Seligmann, Joh. Mich., geb. 1720, gestorben 1762, war ein bedeutender Nürnberger Kupferstecher, der durch Empfehlung des Apothekers Beurer mit Hofrat Trew bekannt wurde, welcher ihn in seinen Bemühungen unterstützte.

Seine Werke sind folgende:

1. *Die Nahrungsgefäfse in den Blättern der Bäume nach ihrer unterschiedlichen Austheilung und Zusammenfügung, so, wie solche die Natur selbst bildet,* abgedruckt von J. M. S.

Mit einem Bericht von *Chr. J. Trew* über die Anatomie der Pflanzen und von der Absicht dieses Werkes. Nürnb. 1748. R. fol. [cf. pag. 27.]

2. *Sammlung verschiedener ausländischer und seltner Vögel, worinnen ein Jeder derselben nicht nur auf das genaueste beschrieben, sondern auch in einer richtig und sauber illuminierten Abbildung vorgestellet wird.* Nürnb. 1749. Med. fol. (*Huth* übersetzte den Text aus dem Englischen des *Catesby* und *Edwards*.) Mit vielen Kupfertaf.

3. *Der im schönsten Flor stehende Blumengarten oder Abhandlungen der lieblichsten Blumen* von *Dr. Chr. J. Trew* zusammengetragen und mit dessen Genehmhaltung in Kupfer gestochen und mit ihren natürlichen Farben in 43 Blättern vorgestellet. Nürnb. 1750—1768. gr. fol. (Ist in lateinischer und deutscher Sprache gegeben.) [cf. pag. 27 sub No. 8.]

4. *Conradi Gesneri Opera botanica per duo saecula desiderata etc.* Ex Bibliotheca Dr. Trew. nunc primum in lucem edidit et praefatus est *Dr. Cas. Christoph. Schmiedel.* etc. Nor. 1753. R. fol. Mit Kupfertafeln von der Hand S'.

5. *Des Pater Ludw. Feville Beschreibung zur Arznei dienlichen Pflanzen etc.* Aus dem Franz. ins Deutsche übersetzt von Dr. Huth. I. und II. Theil. Nürnb. 1753—1757. Med. 4°.

6. *Erzstufen und Bergarten mit Farben genau abgebildet,* beschrieben durch *Dr. Cas. Christoph Schmiedel* etc., verlegt und herausgegeben durch J. M. S. Nürnb. 1753. Med. 4°. (Text ist lat. und deutsch.) Sein lateinischer Titel lautet:

Fossilium metalla et res metallicas concernentium glebae suis coloribus expressae, quas descripsit et digessit Dr. C. G. Schmiedel.

Die Abbildungen sind im Besitz der Naturhistorischen Gesellschaft dahier, zugleich auch ein Teil der prachtvoll gemalten Originalien, die von den Künstlern *J. G. von Mayr, J. C. Keller, J. C. Dietzsch, Chr. Leinberger, F. F. Kiefhaber,* und *N. Gabler* nach dem Leben gemalt sind. Die Stiche sind von *Seligmann* und *J. S. Leitner.*

7. *Du Hamel du Monceau, Abhandlung von Bäumen und Sträuchen etc.* I. Theil aus dem Franz. übersetzt durch *C. Chr. Oelhafen von Schöllenbach.*[26]) Die Abbildungen von Seligmann. Nürnb. 1762. 4⁰.

Keller, Joh. Christoph, geb. zu Nürnberg 1737, gest. 1796 zu Erlangen als Universitäts-Zeichenmeister, war Maler und Kupferstecher und lieferte zu botanischen und mikroskopischen Werken die graphischen Arbeiten, so zu dem Muschelwerk von Knorr etc. Aufserdem existieren von ihm:

1. *Icones plantarum.* Nürnb. 1762.

2. *Geschichte der gemeinen Stubenfliege* mit 4 illum. Kupfertafeln. Nürnb. 1764. fol.

3. *W. F. von Gleichen, genannt Rufsworm,*[27]) *das Neueste aus dem Reiche der Pflanzen, oder mikroskopische Vorstellungen und Beobachtungen der geheimen Zeugungstheile der Pflanzen in ihren Blüthen und der in denselben befindlichen Insekten,* nebst einigen Versuchen von dem Keime und einem Anhange vermischter Beobachtungen mit illum. Kupfern. Nürnb. 1764. fol.

---

[26]) Geb. 1709 zu Nürnb., war Nürnbergischer Pfleger in Gräfenberg etc. und that sich durch Hebung der Baumzucht besonders hervor. Von ihm rühren aufser obiger Übersetzung noch her:

1. *Physikalisch-oekonomische Geschichte der Bienen etc.* Aus dem Franz. des Réaumur. Nürnb. 1759. 4⁰.

2. *Naturgeschichte der Bäume von du Hamel etc.* Aus dem Franz. 2 Thle. 1764 u. 1765. 4⁰.

3. *Du Hamel, Erklärung der Kunstwörter aus der Botanik.* 1765. 4⁰.

4. *Abbildung und Beschreibung aller in Franken und deren angrenzenden Gegenden wild gewachsener Bäume, Stauden und Buschgewächse oder Gesträuche.* Nürnb. 1767—1788. gr. 4⁰.

5. *Du Hamels Abhandlung von Obstbäumen,* aus dem Franz. 1771. 4⁰.

[27]) Von Gleichen, geb. 1717, gest. 1783, auf Greifenstein bei Bonnland in Franken lebend, schrieb noch:

1. *Mikroskopische Untersuchungen und Beobachtungen der geheimen Zeugungstheile der Pflanzen.* Nbg. 1764.

2. *Auserlesene mikroskopische Entdeckungen bei den Pflanzen etc.* Nbg. 1777–1781.

4. *W. Friedr. von Gleichen, genannt Rufsworm, Versuch einer Geschichte der Blattläuse und Blattlausfresser des Ulmenbaums.* Mit 4 illum. Kupfer-Taf. Nürnb. 1770. gr. 4°.

5. *Auserlesene mikroskopische Entdeckungen bei den Pflanzen, Blumen und Blüthen, Insekten und andern Merkwürdigkeiten.* Mit 83 illum. Kupf. Nürnb. 1777—1781. gr. 4°.

6. *Abhandlung über die Samen- und Infusionsthierchen und über die Erzeugung, nebst mikroskopischen Beobachtungen des Samens der Thiere und verschiedenen Infusionen.* Mit 33 illum. Kupfer-Tafeln. Nürnb. 1778. 4°.

Es ist hier der Ort, der Arbeiten der Altdorfer Professoren *Baier* und *Vogel,* die noch vollständig dem vorigen Jahrhundert angehören und in Nürnberg erschienen sind, zu gedenken.

Johann Jakob Baier, der 1677 zu Jena geboren ist, wurde in Nürnberg 1701 Arzt, aber schon 1703 als Professor nach Altdorf berufen. Er hatte ein vorzügliches Naturalien-Kabinett angelegt, befafste sich mit Untersuchung der Gesteinsarten der Nürnberger und Altdorfer Gegend und hatte die Aufsicht über den berühmten botanischen Garten[28]) in Altdorf. Im

---

[28]) Dieser wurde 1626 auf Betreiben der drei berühmten Ärzte *Dr. C. Hoffmann, Dr. G. Noessler* und des oben schon erwähnten *Dr. Ludw. Jungermann* bald nach Erhebung der Akademie Altdorf zur Universität von dem Universitäts-Kurator *Johann Friedr. Löffelholz von Colberg* errichtet. Rasch erfuhr der Garten eine solche Erweiterung, dafs er der gröfste derartige nicht nur in Deutschland war, sondern auch bezüglich seines Umfanges den berühmten Leydner übertraf. Auf den bedeutenden Botaniker *Dr. L. Jungermann,* als dem ersten Präfekten dieses Gartens, folgte der Professor der Botanik *Dr. Moritz Hoffmann,* der das Amt als Präfekt beinahe 50 Jahre rühmlich verwaltete und als solcher 1656 eine Winterung für ausländische Pflanzen baute.

Letzterer schrieb:

1. *Florae Altorfinae deliciae sylvestres etc.* Altdorf. 1662 u. 1677. 4°.

2. *Florae Altorfinae deliciae hortenses, sive catalogus horti medici etc.* Altdorf. 1662 u. 1677. 4°.

3. *Florilegium Altorfinum, sive tabulae, loca et menses exhibentes, quibus plantae exoticae et indigenae sub coelo Norico vigere ac florere solent.* Altdorf. 1676. 4°.

Jahre 1735 verstarb er dortselbst. Aufser vielen Schriften medizinischen Inhalts rührt von ihm nachfolgendes, für uns besonders interessante Werk, das in Baier zugleich auch den Technologen erkennen läfst, her:

Oryctographia Norica sive rerum fossilium et ad minerale regnum pertinentium in territorio Norimbergensi eiusque vicinia observatarum succincta descriptione cum supplementis 1730 editis. Recusa Norimb. 1758 in commissione Wolffgangi Schwarzkopffii. fol.

Diese behandelt in Kap. I Lage und Natur des Norischen Landes; im Kap. II bespricht der Verfasser die Wasser, in spez. die Mineralwasser, wie das von Neumarkt i/O. etc. Das Kap. III handelt von den Erdarten, deren Anwendung in den Gewerben nnd der Medizin, besonders von den Thonarten, wie sie bei Heroldsberg vorkommen, von denen schon *Kentmann* erwähnt, „quod ex ipsa argilla Norimbergae cum terra arenosa fiant vasa liquationis, in quibus orichalcum (Messing) conficitur". Aus dem Werk geht auch hervor, dafs schon in der Mitte des XVI. Jahrhunderts der bekannte Metallurg *Georg Agricola* die thönernen Schmelzgefäfse aus Nürnberg zum Einschmelzen der Metalle empfahl und angab, dafs die aus Thon vom Rothenberg gefertigten, im Feuer einmal mit Messing beschickten Tiegel nicht platzen, sondern nach Art des heifsen Glases sich zusammenziehen. — Baier erwähnt ferner den roten Bolus von Troschenreuth bei Bezenstein und die Gelberde von dort, die als Farbmaterial, die Terra sigillata von Velden, die als Arzneimittel

---

endlich noch ein originelles Werk des Titels:

4. *Montis Mauriciani in agro Leimburgensium, medio inter Norimbergam et Hirsbruccum, itemque inter Altorfium et Lauffam loco eminentis eiusdemque viciniae descriptio medico botanica, s. catalogus plantarum, quae in illo et vicinis eidem locis occurrunt.* Altdorf. 1694. 4°.

worin er die Flora unseres Moritzberges, den er mit dem Monte Baldo verglich, beschrieben hat. —

Als Nachfolger im Amte eines Präfekten figurierte sein Sohn *Dr. Johann Moritz Hoffmann,* der 1703 einen Anhang zum Pflanzenverzeichnis des Gartens schrieb; an dessen Stelle trat obengenannter *Dr. J. J. Baier,* der das „Hibernaculum" erweitern liefs und 1726 das hundertjährige Jubiläum des Gartens in einer der damaligen Zeit entsprechenden, zeremoniösen Weise feierte.

Anwendung fand; er spricht von der Montmilch aus einer Höhle bei Velden, vom Grünsberger Steinmark etc.

Das Kap. IV handelt von den Steinen im allgemeinen und von denen eingehender, die keine besondere Form zur Schau tragen; so vom Nürnberger Sandstein, den schon *Agricola* so nennt und den *Eobanus Hessus* in einem Gedicht besingt; ferner von dem aus Wendelstein, der zu Monumenten etc. versandt wird; vom Sand von Weifsenbrunn, der zum Polieren des Messings dient; vom Tuffstein und Kalkstein; vom Gips aus der Nähe von Windsheim, der gebrannt und zu Bildsäulen geformt wird, vom dortigen Alabaster (?), vom Gräfenberger und Amberger Marmor etc.

Die Steine, die sich einer besonderen Gestalt erfreuen und die „Lusus Naturae“ bilden den Gegenstand des V. Kap. Der Verf. glaubt zwar nicht, dafs die Schöpfung „otiose ludens et absurda veluti monstraque saepius producens“ sei, aber wegen Unkenntnis bezüglich des Ursprungs dieser Steine behalte er den Ausdruck „lusus naturae“ (Naturspiel) bei. Er rechnet hieher die Adlersteine, Geoden, die Belemniten oder „Donnerkeile“ von der Heimburg, von Hersbruck etc., die Luchssteine, welche sich „ex urina Lyncis“ bilden sollen; die Stalactiten und Stalagmiten von Illschwang bei Sulzbach etc.; die Dendriten, „sive lapides arbusculorum, nemoris, ericeti, muscorum etc. imagines repraesentantes“ von Solnhofen und Eichstätt etc.

Im VI. Kap. spricht er von den durch Umwandlung von Pflanzen und Tieren entstandenen Steinen, von „Muscus petrificatus“ oder versteinertem Moos, von versteinertem Holz und von Fischwirbeln von Pappenheim und Eichstätt; im nächsten Kapitel von den versteinerten Schnecken, wozu er die Nautilus-Arten und die Ammoniten oder „Cornua Ammonis oder Hammonis“ der Altdorfer Gegend, von Hersbruck, der Heimburg etc. besonders von Winkelheid rechnet mit ornamentis foliaceis „Laub-Werk“, wie er in Klammer dazu setzt und worunter er die Loben meint; dann von den Echiniten oder Seeigel-Versteinerungen von Reichelshof und Hersbruck, endlich von den „Tubulis vermicularibus“ (jedenfalls Serpula-Arten) von Sultzberg und der Heimburg; — im Kap. VIII von den bivalven

Fossilien, also Muscheln von Winkelheid, Rieden, der Heimburg, aus den Altdorfer Lehmgruben, von Reichelshof, Hagenhausen, Hersbruck etc. —

Im Kap. IX behandelt er die salzigen und schwefligen Fossilien, also Ausblühungen von Salpeter und Vitriol, dann den Schwefelkies und das bituminöse Holz von Altdorf, und bringt über diesen letzteren Gegenstand eine gelehrte Abhandlung des *Andr. Libavius;* — endlich im Kap. X verbreitet er sich über die im Nürnberger-Land vorkommenden Metalle, in specie über das *Eisen,* das ja vorherrschend ist; er zitiert sogar Stellen aus dem *Plinius* bezüglich des Lobes des Norischen Eisens und sagt, *Horatius* habe das Norische Schwert gerühmt, *Ovid* die Härte des Norischen Eisens betont, letzterer in dem Verse:

Durior et ferro, quod Noricus excoquit ignis.

Er kommt dann auf die Amberger- und Sulzbacher-Eisenerze zu sprechen, zitiert aus dem *Valerius Cordus* eine Stelle, die die Gruben ersteren Ortes als die reichsten unter allen bezeichnet, wo der Glaskopf („Haematites niger") das beste Eisen gebe, endlich erwähnt er noch eine Eisengrube bei Oberferrieden und den Pyrit als ein bei Altdorf und Grünsberg sich findendes Eisenerz; — *Kupfer* (mit Ausnahme von „Chrysocolla nativa oder Berg- oder Schiefergrün" von Winkelheid) und *Gold* finden sich in der Gegend nicht; *Silber* soll bei Berngriefs unweit Eichstätt und bei Sandsee in der Nähe von Pleinfeld damals gegraben worden, auch bei Altdorf und Grünsberg (Silberloch) soll dies der Fall gewesen sein (?). Bezüglich des *Bleis* gibt der Verf. an, dafs es in der Nürnberger Gegend speziell fehle, er erwähnt aber die Bleigewinnung zu Freyung zwischen Weiden und Vilseck, wo damals der Bleiglanz aus den alten Halden auf Blei verarbeitet wurde und spricht von 3 Bleimineralien, einem weifsen (Weifsbleierz?), einem roten (Mennige?) und einem grünen (Grünbleierz?) von dort.

Damit schliefst Baier seine Abhandlung und dankt zum Schlufs Gott für die ihm zur Durchführung verliehene Kraft!

Interessant ist in den Supplementen die Korrespondenz *Baiers* mit Prof. *Scheuchzer* in Zürich (1672—1733), welch'

letzterer die von Baier als Fischwirbel bestimmten Petrefakten als Menschenwirbel ansieht! — wohl bei Scheuchzer kein Wunder, der den „Homo Scheuchzeri“ entdeckt hat. —

Es folgen nun 8 Tafeln Abbildungen.

Im Anschlufs daran findet sich:

Joannis Jacobi Baieri Monumenta rerum petrificatarum praecipua Oryctographiae Noricae supplementi loco jungenda interprete filio Ferdinando Jacobo Baiero cum. tabul. aen. 15. Norib. in commissione Ggii. Lichtenstegeri, Chalcographi. 1757. fol.

Diese „Monumenta“ enthalten Zusätze zur I. Aufl. jenes Werkes und behandeln die Dendriten von Wintershof bei Eichstätt und von Solnhofen, deren auffallende Zeichnungen zur Aufstellung einer besonderen Nomenklatur führten, wie z. B. ein „Ichthyotrophites, seu stagnum undique clausum pro justa piscium asservatione oder ein Fischbehälter“ etc. vorkommt, dann die Schwämme von der Heimburg, Petrefakten von Fischen, von Würmern, Seesternen, Krebsen, Belemniten, Ammoniten, Nautilus, Muscheln etc. aus dem Juragebiet. Die hiezu gehörigen Kupferstiche sind ungleich besser und sorgfältiger, als die zu der vorhergenannten „Oryctographia“ ausgeführt.

Der zweite Altdorfer Professor, dessen wir hier erwähnen müssen,

Dr. Benedikt Christian Vogel, war 1745 zu Feuchtwangen im Ansbachischen geboren. Er hatte als Arzt bedeutenden Ruf und erhielt 1769 die Professur der Arzneikunde und Botanik, sowie auch die Stelle eines Präfekten des botanischen Gartens zu Altdorf, wo er 1825 starb.

Von ihm ist das letzte Verzeichnis der Pflanzen dieses Gartens, der damals 2500 Exoten enthielt, unter dem Titel:

Index plantarum horti medici Altorfini, exclusis indigenis vulgatioribus. 1790. 4°.

verfafst; aufserdem hat er noch folgendes Einschlägige veröffentlicht:

1. *Progr. aditiale de generatione vegetabilium.* Alt. Nor. 1768. 4°.

2. *Sammlung meistens deutscher Vögel,* gemalt von Jungfrau *Barb. Regina Dietzschin,* gestochen und herausgegeben von A. L. Wirsing, beschrieben und mit einer Vorrede begleitet von Dr. Vogel. 2 Hefte. Nürnb. 1772—1777. fol.

3. *Plantae rariores, quarum primam decadem accuravit* Dr. Ch. Jac. Trew, posteriorum curam et illustrationem succepit Dr. B. Ch. Vogel, auxiliante arte sua et toleratis sumtibus Ad. Ludw. Wirsing. Dec. II. Norimb. 1779. Dec. III. 1784. fol. max., und 1796 neue Ausgabe der I. Decade. (cf. pag. 27.)

4. *Der praktischen Geschichte Europaeischer Naturprodukte* I—VIII. Heft. Nürnb. Auf Kosten der Stiebnerschen Druckerei. 1779—1796. gr. 4°. (Gröfstenteils von Vogel.)

5. *Ueber die Amerikanische Agave und besonders diejenige, welche im Sommer 1798 im Botanischen Garten zu Altdorf geblühet und auch Früchte angesetzt hat.* Mit einer kolorierten Abbildung in Regal fol. Altd. u. Nürnb. 1800. 8°.

Zu erwähnen sind noch, obwohl es nicht genau festzustellen ist, ob dieselben hier herausgekommen sind:

6. *Plantae selectae, quarum imagines pinxit G. D. Ehret, collegit et a tabula prima ad septuagesimam secundam nominibus propriis notisque illustravit Dr. Ch. J. Trew, hinc ad centesimam usque addendo itidem nomina ac notas produxit D. B. Ch. Vogel, in aes incidit et vivis coloribus repraesentavit primum Johannes Jacobus Haid, inde Joh. Elias Haid filius.* Per decades editae Anno 1750—1773. fol. max. (Mit Ehrets, Trews und Joh. Jak. Haids Bildnis.) (cf. pag. 21.)

7. *Supplementum plantarum selectarum, quarum imagines pinxit G. D. Ehret, collegit Dr. Ch. J. Trew, publicavit et illustravit Dr. B. Ch. Vogel, in aes incidendas et coloribus vivis ornandas curavit sumtusque fecit Joh. El. Haid.* 1790. Dec. I. (Mit dem Bildnis Vogels.) 1792. Dec. II. fol. max.

Wieder ein Autodidakt in gewisser Hinsicht ist es, der uns an dieser Stelle wegen seiner litterarischen Thätigkeit beschäftigt, nämlich der bekannte:

Martin Frobenius Ledermüller, geb. zu Nürnberg 1719. Er war anfangs zum Kaufmann bestimmt, dann studierte er die

Rechte zu Jena. Nach vielen Erlebnissen als Soldat in kaiserlichen, in französischen und zuletzt in sächsischen Kriegsdiensten, ferner als Sekretär mehrerer hoher Herren wurde er Prokurator am Stadt- und Ehegericht dahier und Beisitzer des Kaiserlich befreiten Forst- und Zeidelgerichts, welchen Ämtern er aber nicht lange vorstand, denn schon nach 3 Jahren begab er sich nach Erlangen, um eine akademische Würde zu erhalten und beschäftigte sich dort besonders mit mikroskopischen Beobachtungen. Infolge eines an ihn ergangenen Rufes nach Bayreuth reiste er dahin, um dem Hofrat Wagner bei der Ordnung des Naturalienkabinetts beizustehen, dessen schönste Exemplare in einer Abhandlung beschrieben werden sollten. Er begab sich deshalb auch nach Nürnberg, um die Kupferstiche zu besorgen, erkrankte und verstarb hier im Jahre 1769.

Von seinen zahlreichen Werken sind für uns wichtig:

1. *Versuch zu einer gründlichen Vertheidigung der „Saamenthiergen“ nebst einer Beschreibung der Leeuwenhöckischen Mikroskopien und einem Entwurf zu einer vollständigen Geschichte des Sonnenmikroskops, als der besten Rechtfertigung der Leeuwenhöckischen Beobachtungen.* Mit Kupfern. Nürnberg bei Gg. P. Monath. 1758. 4°. (Dieser „Versuch“ ist dem früher schon erwähnten Hofrat Chr. J. Trew gewidmet.)

2. *Mikroskopische Gemüths- und Augenergötzung, bestehend in 100 nach der Natur gezeichneten und mit Farben erleuchteten Kupfertafeln sammt deren Erklärung.* Nürnb. 1761. gr. 4°. — II. Aufl. 1802. gr. 4°.

3. *Der mikroskopischen Gemüths- und Augenergötzung drittes Fünfzig. Sammt einer getreuen Anweisung, wie man alle Arten Mikroskope geschickt, leicht und nützlich gebrauchen soll.* Ebenfalls verlegt von W. Winterschmidt,[29]) Verleger und Buchdrucker. Nürnberg 1762. gr. 4°.

---

[29]) Bei Winterschmidt verlegt und von ihm „in Kupfer gebracht“ ist auch das in pflanzenphysiologischer Beziehung interessante Werk:

„*Karl Bonnets Untersuchungen über den Nutzen der Blätter bei den Pflanzen und einige andre zur Geschichte des Wachsthums der Pflanzen gehörige Gegenstände, nebst dessen Versuchen und Beobachtungen von dem Wachsthume der Pflanzen in anderen Materialien als Erde*“

4. *Nachricht von einer Ausgabe der Abbildungen der seltensten und schönsten Stücke des Hochfürstlichen Naturalienkabinetts in Bayreuth.* Mit einer illuminierten Kupfertafel. Nbg. 1762. gr. fol.

5. *Physikalisch-mikroskopische Beschreibung eines besonderen phosphorescierenden und faserichten Steins mit Vergleichung der Bononiensisch leuchtenden Steine, auch einiger andern, demselben ähnlicher Mineralien und Fossilien.* Mit 6 Kupfern. Nürnb. 1764. gr. 4⁰.

6. *Physikalisch-mikroskopische Zergliederung des Korn oder „Rockens"*, nebst der Beobachtung seines Wachsthumes. Nürnb. 1764. gr. fol. Mit 4 Kupfertafeln.

7. *Physikalisch - mikroskopische Zergliederung einer sehr kleinen Winterknospe Hippocastani seu Esculi* oder des wilden Roſskastanienbaums. Nürnberg 1764. gr. fol. Mit 3 Kupfertafeln.

8. *Mikroskopische Frühlingssammlung.* Nürnb. 1763. fol. [Mit prachtvollen Abbildungen.][30])

9. *Abgenöthigte Vertheidigung als ein Anhang zu seiner mikroskopischen Gemüths- und Augenergötzung wider einige etc. Zweifel und Vorwürfe.* Nürnberg 1765. fol. Mit Kupfern.

10. *Physikalisch-mikroskopische Vorstellung und Zergliederung einer angeblichen Rockenpflanze, das Stauden-, Steck- oder Gerstenkorn insgemein genannt,* mit 3 illuminierten, von Adam Ludwig Wirsing gestochenen Kupfertafeln. 1765. gr. fol.

11. *Amusement microscopiques — contenant 150 estampes —* 3 Tomes, avec un supplément et une addition. A Nuremb. 1768. gr. 4⁰. (Franz. Ausgabe der mikroskopischen Ergötzung.)

---

erschienen. Es ist „aus dem Franz. von Joh. Christian Arnold, der Naturlehre Professor auf der Friedrich-Universität Erlangen" übersetzt. (Nürnb. 1762. 4⁰.) und „dem Magistrat, Losungern, Aeltern Bürgermeistern, Schöpfen und alten Genannten Nürnbergs" gewidmet.

[30]) Die Einsichtnahme vieler Werke Ledermüllers u. a. Norica verdanke ich der Güte des Herrn Oskar Gebhardts dahier.

4*

12. *Physikalisch-mikroskopische Abhandlung vom Asbest, Amiant, Stein- oder Erdflachs und einiger andrer mit demselben verwandter Fossilien.* Nürnb. 1755. 4°. Mit 6 Kupfert.

13. *Letzte Beobachtungen seiner mikroskopischen Ergötzungen, welche ein Nest mit der kleinsten Art Schlupfwespe in Flockwolle enthalten, nebst Abbildung und Beschreibung des Universalmikroskops* als den Schlufs seines III. Theiles. Nürnberg 1766. gr. 4°. Mit 10 illum. Kupfertafeln.

Wie wir bis hieher gesehen haben, sind die Nürnberger Autoren und ihre Werke noch wenig von der Reform Linnés betroffen, und es währte demnach auch hier lang, bis dieselbe sich der vollen Geltung erfreuen konnte.

Aber gerade diese Periode des Umschwungs schmücken die Namen eines auch durch die Bande inniger Freundschaft verknüpften Triumvirates,

Panzer, Wolf und *Sturm,*

deren Werke als in jeder Beziehung mustergiltig noch heute allenthalben anerkannt werden.

Der Entomologe *Panzer, Georg Wolfgang Franz,* wurde 1755 zu Etzelwang in der Oberpfalz geboren, wo sein Vater[31]) Pfarrer war. Er besuchte zuerst die Schulen zu Nürnberg und ging 1774 auf die Universität Altdorf, 1775 nach Erlangen, um Medizin zu studieren. Neben diesem Studium widmete er sich mit grofsem Eifer dem der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik und Entomologie und begann schon frühzeitig Pflanzen und Insekten zu sammeln. Nachdem er 1777 sein Doktor-Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, besuchte er zu seiner weiteren Ausbildung die klinischen Anstalten zu Wien und Strafsburg, machte dann eine längere Reise behufs botanischer Studien und ward 1780 in das hiesige Collegium medicum aufgenommen. Als praktischer Arzt erwarb er sich

[31]) Von Gg. Wolfg. Franz Panzer, dem Vater, rührt eine deutsche und lateinische Übersetzung des englischen Werkes des *Marc. Catesby, Piscium, serpentum, insectorum plantarumque Caroliniensium descriptiones.* Nürnb. 1777. fol.

namentlich durch Einführung der Schutzpocken-Impfung grofse Verdienste.

Im Jahre 1798 wurde er zum ordentlichen Stadt- und Landphysikus in Hersbruck ernannt, wo er trotz seiner umfassenden Berufsthätigkeit noch Zeit fand, sich mit den Naturwissenschaften zu beschäftigen, und errang er sich dadurch einen bedeutenden Namen; zahlreiche Akademien und gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitglied; ihm zu Ehren wurde eine Fliegengattung „Panzeria" genannt. Infolge seiner ausgebreiteten Verbindungen brachte er ein reichhaltiges, über 400 Foliobände umfassendes Herbarium und eine sehr bedeutende Insektensammlung zusammen.

Er starb in Hersbruck am 28. Juni 1829.

Seine hier einschlägigen Werke und Schriften sind folgende:

1. *Observationum botanicarum specimen.* Norimb. 1781. 8⁰.

2. *C. v. Linnés vollständiges Pflanzensystem vom VIII. bis zum XIII. Band* (letzterer aus 2 Theilen bestehend) *übersetzt.* Nürnb. 1782—1787. 8⁰.

3. *Joh. Euseb. Voets Käferwerk, übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet.* I. und II. Ausgabe m. K. Nürnb. 1782. gr. 4⁰.

4. *Versuch einer natürlichen Geschichte der Laub- und Lebermoose nach Schmiedelischen, Schreberischen und Hedwigischen Grundsätzen und Erfahrungen.* (Im XIII. Bande von Linnés vollständigem Pflanzensystem befindlich.)

5. *Uebersetzung des Houttuynischen Kommentars über das Linnésche Pflanzensystem aus dem Holländischen.* 10—14. Theil. Nürnb. 1783—1786. 8⁰.

6. *Beitrag zur Geschichte des ostindischen Brodbaumes.* Nürnb. 1783. 8⁰.

7. *Drurys Abbildung und Beschreibung exotischer Insekten; aus dem Engl. und mit vollständiger Synonymie und erläuternden Bemerkungen versehen.* 4 Hefte mit 50 Kupfertafeln. Nürnb. 1785—1788. gr. 4⁰.

8. *J. E. Voets Beschreibungen und Abbildungen hartschaligter Insekten, Coleoptera Linn.* Aus dem Original übersetzt, mit der in selbigem fehlenden Synonymie und beständigem

Kommentar versehen. Theil I. Nürnb. 1785; Theil II. 1791; Theil III. 1794; Theil IV. 1795; Theil V. Erlangen, 1802. gr. 4°.

9. *Die wahre Ursache der Baumtrockniss der Wälder durch die Naturgeschichte der Forlphaläne (Phaläna Noct. piniperda) erwiesen und durch einige Versuche erläutert* von Dr. Joh. Andr. Kob, verbessert und vermehrt. M. K. Nürnb. 1786. gr. 4°. Ebend. 1790. 4°.

10. *Allgemeines Register über die in den sämmtlichen dreizehn Theilen des Linnéschen Pflanzensystems beschriebenen Gattungen und Arten, nebst einem besonderen, die derselben eigenen Synonymen erläuternden Theil.* Nürnb. 1788. gr. 8°.

11. *Novae Insectorum species, quas dissertationis academicae loco naturae curiosis examinandas proponit Js. Uddmann.* Editio altera. Norimb. 1790. 4°.

12. *Karl Linné, System der Natur, nach der XIII. Gmelinischen Ausgabe bearbeitet.* I. Band, die Säugethiere. Mit Kupfern. Berlin 1791. gr. 8°.

13. *Johann Martyns Abbildung und Beschreibung seltener Gewächse;* neu übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Mit Kupf. Nürnb. und Leipzig 1791. 8°.

14. *Faunae Insectorum Germanicae initia* oder *Deutschlands Insekten.* 1.—100. Heft. Nürnb. 1792—1805. Querformat in 12°. Neue Aufl. 1.—33. Heft. Nürnb. 1796—1805 im gleichen Format [Fortsetzung hievon von Herrich Schäffer], mit Kupfern von *Sturm.*

15. *Faunae Insectorum Americae borealis prodromus.* Tab. I. color. Norimb. 1794. 4°. maj.

In der Vorrede sagt Panzer, dafs die ihm bekannten, in Nordamerika ursprünglich heimischen Insekten nach der Methode des Fabricius hier bekannt gegeben werden, das Werk selbst aber die Grundlage einer nordamerikanischen Insektenfauna werden soll. Diese I. Ausgabe betrachtet er nur als Probe.

16. *Entomologia germanica exhibens Insecta per Germaniam indigena secundum Classes, Ordines, Genera, Species adjectis synonymis, locis observationibus. I. Eleutherata.* Cum tabulis

aeneis. Norimb. 1795. 8⁰. Auch unter dem Titel: *Deutschlands Insectenfauna oder Entomologisches Taschenbuch für das Jahr 1795.*

17. *Beschreibung seltner Insekten.* Im Naturforscher St. 24, S. 1—35. 1789.

18. *Beschreibung eines noch unbekannten Kaputzkäfers aus einem westindischen Samen.* Ebend. St. 25. 1791.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich hier noch als dem XIX. Jahrhundert angehörig, von Panzer:

19. *Dr. Jac. Chr. Schäfferi Icon. Insect. Ratisb. enumeratio systematica opera et studio Dr. G. W. Panzer.* Erlangae. 1804. 4⁰.

20. *Kritische Revision der Insektenfaune Deutschlands, nach dem System bearbeitet.* I. Bändchen. Nürnb. 1805. II. Bändchen, auch mit dem Titel: *Entomologischer Versuch, die Jurineischen*[32]*) Gattungen der Linnéschen Hymenoptera nach dem Fabriciusischen*[33]*) System zu prüfen etc.* Nürnb. 1806. 8⁰.

21. *Index entomologicus, sistens omnes insectorum species in G. W. F. Panzeri Fauna Insectorum Germanica descriptas atque delineatas secundum methodum Fabricianam: adjectis emendationibus, observationibus.* Norimbergae, in bibliopol. Felseckeriano. 1813. 8⁰. Pars I. Eleutherata.

Johann Wolf[34]) wurde am 26. Mai 1765 als der Sohn eines Gärtners am Rennweg dahier geboren. Nach dem Wunsche des Vaters sollte er gleichfalls Gärtner werden; allein dies gefiel ihm nicht, da er sich dem Lehrerberuf widmen wollte. Er besuchte deshalb die Schule bei St. Sebald und erhielt darauf durch Vermittelung des Kirchenrat Dr. Vogel von Seite des Reichsschultheifsen Haller von Hallerstein ein Stipendium, infolge dessen er nach Meiningen zur weiteren Ausbildung gehen, eine pädagogische Studienreise nach Schnepfenthal,

---

[32]) *Jurine, Dr. Ludw.*, war Prof. der Arzneikunde und ausgezeichneter Entomolog in Genf. (1751—1819.)

[33]) *Dr. Joh. Chr. Fabricius* (1748—1808), Prof. der Naturgeschichte in Kiel, war der berühmteste Entomolog des XVIII. Jahrhunderts.

[34]) Auch öfters „Wolff“ geschrieben.

Gotha, Weimar, Jena, Halle, Leipzig, Magdeburg machen und vor allem die treffliche Schule zu Rekahn besuchen konnte. Besonderen Einfluſs auf seine nachherige Beschäftigung hatte die Bekanntschaft mit Salzmann, dem berühmten Pädagogen von Schnepfenthal, der ihm das Studium der Naturkörper und der Naturgeschichte besonders ans Herz legte. Nachdem er diesen Rat befolgt, kehrte er 1790 nach Nürnberg zurück und wurde zunächst im Haller-Merkelschen Hause, dann 1792 an der Büchnerschen Lehr- und Erziehungs-Anstalt Lehrer, wo er besonders Unterricht aus der Naturgeschichte zu erteilen hatte. Zur Erweiterung seiner botanischen Kenntnisse machte er mit dem ihm befreundeten Dr. Panzer in Hersbruck Exkursionen. Um die französischen Naturhistoriker studieren zu können, erlernte er die französische Sprache und wurde bald thätiger Schriftsteller auf dem Gebiet der Naturgeschichte und Pädagogik; so hatte er die Beschreibung der in *Meyers* populärer Zoologie abgebildeten Tiere verfaſst und er erhielt vom Verleger *Frauenholz* den Auftrag, auf gleiche Weise die Vögel Deutschlands zu bearbeiten. Er warf sich deshalb mit allem Eifer auf das Studium der Ornithologie und galt nach kurzer Zeit schon unter den Ornithologen Deutschlands und des Auslandes als Autorität. Dieses Prachtwerk ist leider infolge des Todes des Verfassers nicht vollendet worden. Weiters verdienten seine Beschreibungen der Säugetiere in der Fortsetzung zum *Linnéschen* System und der Amphibien in *Sturms* Fauna, die Aufmerksamkeit und Beachtung, weil sie sich gröſstenteils auf eigene Beobachtungen gründeten.

Zwölf Jahre wirkte er am Büchnerischen Institut; im Jahre 1803 kam er als Lehrer der theoretischen und praktischen Technologie an die dahier neu errichtete Knaben-Industrieschule, im Jahre 1808 finden wir ihn als Professor der naturgeschichtlichen Fächer an dem physiko-technischen Realinstitut, das bei der Organisation der höheren Lehranstalten unter der bayerischen Regierung damals geschaffen wurde, und schon nach einem Jahre ward er zum Inspektor des hiesigen Schullehrerseminars ernannt, in welcher Stellung er bis an seinen am 12. Febr. 1824 erfolgten Tod segensreich wirkte.

Wolfs Thätigkeit in Wort und Schrift hatte zur Folge, dafs er bald, besonders im Auslande geschätzt wurde; mehrere gelehrte Gesellschaften beehrten ihn mit dem Titel eines ordentlichen, korrespondierenden oder Ehrenmitgliedes; von der Kaiserlich Leopoldinischen Akademie der Naturforscher erhielt er 1804 das Diplom eines Doktors der Philosophie. Wolf war es auch, der im Jahre 1801 den Anstofs gab zur Gründung der dahier noch bestehenden und sich regen Interesses erfreuenden *Naturhistorischen Gesellschaft,* die seit 1884 in ihrem eigenen Hause (Schildgasse 12), erworben durch den Opfersinn ihrer Mitglieder und der Bürgerschaft, ein Naturhistorisches Museum besitzt. Dem Rufe Wolfs folgten bald *Jakob Sturm* und *Dr. Osterhausen.*

Wolf hat folgende Werke verfafst:

1. *Naturgeschichte der Vögel Deutschlands in getreuen Abbildungen.* 12 Hefte. Nürnb. 1799—1807. Hat auch den Titel: *Histoire naturelle des Oiseaux de l'Allemagne représentés d'après nature et déscrits par Jean Wolf et par Bernh. Meyer.* Mit deutsch. und franz. Text in gespaltenen Columnen neben einander. Nürnberg bei Frauenholz etc. 1799—1807. Reg. fol.

   Die prachtvollen illuminierten Kupfer rühren von *J. M. Hergenröder, Ambros Gabler* und *J. C. Bock* her. (Das Werk befindet sich in der Bibliothek der Universität Erlangen.)

2. Zu dem zweiten, dritten und vierten Heft von *Deutschlands Fauna etc. von Jakob Sturm,* III. Abth. *Amphibien.* 1799—1805 und zu dem ersten und zweiten Heft VI. Abth. 1803 und 1806 eben dieses Werkes, welches die *Würmer* beschreibt, bearbeitete er den Text.

3. *C. C. von Oelhafens Abbildung der wilden Bäume, Stauden und Buschgewächse,* fortgesetzt von Dr. J. Wolf. 3 Theile. Nürnb. 1799. 4°.

   Die illuminierten Kupfer sind überaus naturgetreu von *Adam Wolfgang Winterschmidt* ausgeführt.

4. *Deutschlands Gemüse; beschrieben von Dr. J. Wolf,* gezeichnet und geätzt von *J. S. Winterschmidt,* dem Jüngsten. Heft I. Nürnb. 1799. 4°.

Von Wolfs Feder rührt:

5. auch die zu *Ph. Statius Müllers in Erlangen, Linné vollständiges Natursystem, 12 Bände, Nürnberg 1773, gegebene Berichtigung der Müllerschen Uebersetzung der 12. lateinischen Ausgabe* her. (2 Theile.)

Dem XIX. Jahrhundert gehören an:

6. *Wolffs Naturgeschichte für die Jugend, ihre Lehrer und für Freunde der Natur. I. Theil. Säugethiere.* I. Heft mit illum. Kupfern. Nürnb. 1807. gr. 8°; (Unvollendet.) und

7. *Abbildungen und Beschreibungen merkwürdiger naturhistorischer Gegenstände.* 2 Bände mit 72 kolorierten Tafeln. Nürnb. 1818—1822. 4°.

Wolf hat dann noch mit Hofrat *Bernh. Meyer,* Apotheker in Offenbach:

8. *das Taschenbuch der deutschen Vögelkunde.* 2 Bände mit 75 illum. Kupfern. 1810.

herausgegeben.

Dr. Jakob Sturm, der Ikonograph der deutschen Flora und Fauna, wurde zu Nürnberg am 21. März 1771 geboren. Sein Vater Johann Georg war Kupferstecher. Als einziger Sohn widmete er sich von frühester Zeit an gleichfalls dieser Kunst und wurde vom Vater darin unterrichtet und herangebildet. Früh schon zeigte er als Knabe unbezwinglichen Trieb nach Erforschung der Naturgegenstände; da ihm aber der Vater zur Anfertigung der übertragenen Arbeiten anhielt, so gelang es ihm nur in der Erholungs- und Nachtzeit seine Kenntnisse zu vermehren. Der Weg zur Erreichung seines Lieblingsstudiums sollte auf eigentümliche Weise gefunden werden.

Sein Vater hatte den Auftrag, zu einem Werke von *Pallas* nach einer Zeichnung eine Insektenplatte anzufertigen, die aber dem damals schon kränkelnden Mann nicht so gelang, daſs sie dem Geheimrat Schreber, der mit der Aufsicht über diese Arbeit betraut war, genügen konnte.

Da kam es, daſs *Jakob,* damals 16 Jahre alt, der die fragliche Platte überbracht hatte, von Schreber den Auftrag erhielt, sich von dem zu jener Zeit in Nürnberg befindlichen, praktischen Arzt, Dr. Panzer, die betreffenden Insekten in natura

zeigen zu lassen und darnach dann die Zeichnung und den Stich anzufertigen.

Diese Arbeit fiel nun zur grofsen Freude Schrebers und Panzers höchst gelungen aus, und Sturm erwarb sich dadurch zwei Gönner, die das in ihm vorwaltende Talent erkennend mit ungemeinem Wohlwollen seine Studien noch weiter anregten und leiteten. Durch Schreber wurde er für die Botanik, durch Panzer für die Entomologie gewonnen; ersterer zog ihn zu sich, liefs ihn unter seiner Aufsicht längere Zeit hindurch Pflanzenzeichnungen ausführen und schlofs mit ihm, wie Panzer, eine innige, bis zu deren Tod fortdauernde Freundschaft, wie eine Reihe vorhandener Briefe zeigt.

Sturm legte sich nun eine Insektensammlung an und trat mit Naturforschern wie *Esper*[35]) und *Hoffmann*[36]) in Erlangen, *Hoppe* in Regensburg, *Funk* in Gefrees etc. in engere Verbindung.

Im Jahre 1791 erschien seine erste Sammlung von Abbildungen unter dem Titel: „*Insekten-Kabinett*". Da diesen die Beschreibungen fehlten, so kam *Panzer* auf die Idee, aus denselben ein gröfseres Werk zu bilden, und so entstand Panzers: „*Faunae Insectorum Germaniae initia*", wozu *Sturm* die Zeichnung und den Stich der Tafeln von Heft 1—110 fertigte.

Schon 1796 begann *Sturm* neben seinen künstlerischen Leistungen die schriftstellerische Laufbahn, indem er das *I. Verzeichnis seiner Insektensammlung* drucken liefs. Mit diesem Werkchen legte er den Grund zu den ausgebreitetsten Bekanntschaften mit den berühmtesten Entomologen des In- und Auslands. Bald darauf, im Jahre 1800 erschien ein neues derartiges Verzeichnis über die bedeutend vergröfserte Sammlung;

---

[35]) *Esper, Eug. Joh. Christ., Dr.,* geb. 1742 zu Wunsiedel, gest. als Professor der Naturgeschichte zu Erlangen 1810, schrieb folgende hier verlegten Werke:

1. *Die Pflanzenthiere in Abbildungen nach der Natur,* 5 Theile mit 440 illum. Tafeln von Vogels Hand. Nürnberg 1788—1806. 4°.
2. *Icones fucorum.* 2 Bände mit 184 Tafeln. Norimb. 1797—1802. gr. 4°.

[36]) *Hoffmann, Franz Georg, Dr.,* (geb. 1761 zu Marktbreit, seit 1789 Prof. der Medizin in Erlangen; gest. 1826 als rufsischer Staatsrat in Moskau, bedeutender Botaniker und Arzt) ist Verfasser von:

Vegetabilia in Hercyniae subterraneis collecta. Norimb. 1797—1811. fol. maj.

das III. kam 1826 heraus und als 1843 dasselbe zum vierten male ediert wurde, war seine Sammlung zu einer solchen Bedeutung herangewachsen, dafs sie ohne Bedenken zu den gröfsten und vollständigsten Privatsammlungen Europas gezählt werden konnte.

Im Jahre 1796 begann *Sturm* sein klassisches Werk: „*Deutschlands Flora* in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen", wozu die ersten Botaniker Deutschlands, ein *Schreber, Hoppe,* Graf *Sternberg, Reichenbach* und namentlich *Koch* in Erlangen Beiträge lieferten.

Daran reihte sich bald der Beginn von „*Deutschlands Fauna in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen.*"

Diese beiden in der Gelehrtenwelt rühmlich bekannten Werke, bei deren Fertigung er in den späteren Jahren von seinen beiden Söhnen unterstützt wurde, erhalten den Namen ihres Gründers den kommenden Geschlechtern.

Aufserdem lieferte er noch zu vielen anderen naturhistorischen Werken wie zu *Panzers* Fauna, zu *Sternbergs* Flora der Vorwelt etc. die Kupfertafeln.

Wie sehr die Wissenschaft die Verdienste Sturms anerkannte, mag daraus erhellen, dafs eine Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen und das zur Familie der Gramineen gehörige Zwerggras, sowie auch Käfer seinen Namen tragen; ferner dafs eine grofse Reihe gelehrter Gesellschaften (21) sich es zur Ehre anrechneten, ihn Mitglied nennen zu dürfen; dafs ihm die Universität Breslau die philosophische Doktorwürde honoris causa anläfslich der Feier seines fünfzigjährigen Wirkens erteilte und endlich, dafs ihm auch die kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher zu ihrem Mitgliede erwählte.

Aus seiner Ehe mit der Tochter des Gerichtsschreibers *Wagner* in Wöhrd waren sieben Kinder hervorgegangen, von denen fünf schon früh verstarben. Die beiden übrigen, Söhne, nämlich *Johann Heinr. Christian Friedrich* und *Johann Wilhelm* traten zu des Vaters Freude in dessen Fufstapfen, unterstützten ihn mit unwandelbarer Treue bei seinen Arbeiten und freuten sich des Ruhmes, der ihm dafür zu teil wurde.

Sie setzten auch nach des Vaters Tod eine Ehre darein, die Sammlungen, für die er unermüdet gewirkt hatte, für die Zukunft zu erhalten.[37])

Im Jahre 1847 erkrankte Sturm, der Vater, bedeutend, erholte sich zwar wieder, doch blieb eine gewisse Körperschwäche zurück. Sein Organismus war nicht mehr widerstandsfähig genug, und so erlag er einer abermaligen Erkrankung am 28. Dezbr. 1848, 77²/₃ Jahre alt. —

Waren die künstlerischen Leistungen des Rösel, Kleemann, Knorr und andrer Vorgänger schon sehr gediegen, so haben wir hier dasselbe Lob über Fleifs und Gründlichkeit bei Sturm auszusprechen, bei dem sich mit der Kunst tiefe wissenschaftliche Bildung, letztere eines Panzers würdig, paart. So sind denn diese Werke heute noch mustergiltig und erfreuen sich bei allen Autoritäten grofsen Ansehens.

In chronologischer Reihefolge sind *Sturms* Werke folgende:

1. *Insekten-Kabinett, nach der Natur gezeichnet und gestochen.* I., II. u. III. Stück. Nürnb. 1791. 12⁰. IV. Stück. 1792. 12⁰.

2. *Deutschlands Flora in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen.* Nürnb. 1796—1855. 3 Abtheilungen.

I. Abth.: *Phanerogamische Gewächse,* begonnen 1796. (Heft 1—96, bearbeitet von *Hoppe, Schreber, Sternberg, Reichenbach* und *Koch*);

II. Abth.: *Kryptogamische Gewächse mit Ausschlufs der Pilze* (Heft 1—31, bearbeitet von *Laurer* und *Corda*);

III. Abth.: *Die Pilze* (Heft 1—36, bearbeitet von *Ditmar, Rostkovius, Corda, Preufs, Schnizlein* und *F. von Straufs*).

Von dieser Flora sind 163 Hefte mit 2472 Tafeln erschienen. Die Abbildungen sind höchst naturgetreu und sorgfältigst koloriert.

---

[37]) Von ihnen rührt die Übersetzung von Goulds *Monographie der Rhamphastiden* her.

3. *Verzeichniss meiner Insekten-Sammlung.* Mit 4 ausgemalten Kupfertafeln. Nürnb. 1796. Taschenformat. Hievon erschien eine neue Auflage unter dem Titel: *Verzeichniss meiner Insekten-Sammlung oder Entomologisches Handbuch für Liebhaber und Sammler.* Mit 4 ausgemalten Kupfert. Nürnb. 1800. gr. 8^0.

Eine dritte Aufl.: 1826. gr. 8^0 erschien unter dem Titel: *Catalog meiner Insektensammlung,* I. Theil: *Käfer.* Mit 4 ausgemalten Kupfertafeln; endlich 1843 der *Catalog der Käfersammlung* mit 6 Kupfertafeln in gr. Lexikonformat.

Aus diesem Jahrhundert sind von Sturm zu nennen:

4. *Abbildungen zu Karl Illigers Uebersetzung von Oliviers Entomologie oder Naturgeschichte der Insekten mit ihren Gattungs- und Artmerkmalen, ihrer Beschreibung und Synonymie. Käfer.* I. Band mit 54 illum. Kupfertafeln und 17 Bogen deutschen und lateinischen Textes. Nürnb. 1802. 4^0. II. Band mit 42 illum. Kupfertafeln und 17 Bogen Text. Nürnb. 1803. 4^0.

5. Abbildungen zu *J. M. Bechstein und G. L. Scharfenberg vollständige Naturgeschichte aller schädlichen Forstinsekten nebst einem Nachtrag der schonungswerthen Insekten, welche die schädlichen vertilgen helfen.* Ein Handbuch für Forstmänner, Kameralisten und Oekonomen. Mit vielen illum. Kupfern. I. Abth. Nürnb. 1805. gr. 4^0.

6. Abbildungen zu *Swartz, D. O. Lichènes Americani quos partim in Flora Indiae Occidentalis descripsit, partim e regionibus diversis Americae obtinuit.* Fasc I. Norimb. 1811. Mit 18 illum. Kupfertafeln. gr. 8^0.

7. *Deutschlands Fauna in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen.* Nürnberg. Taschenformat.

Hievon ist erschienen:

II. Abth.: *Die Vögel* (Heft 1—3, bearbeitet von J. H. *C. F. Sturm* und *J. W. Sturm*). 18 illum. Kupfertafeln. 1829—1834.

III. Abth.: *Die Amphibien* (Heft 1—6). 1796—1828. Mit 61 illum. Kupfertafeln.

V. Abth.: *Die Insekten* (1.—23. Bändchen). Käfer 1805—1857, zusammen mit 424 illum. Kupfertafeln.

VI. Abth.: *Die Würmer (Land- und Süfswasser-Mollusken).* Bearbeitet von *J. Wolf, v. Voith* und *W. Hartmann von Hartmannsruthi* (1.—8. Heft). 1803—1828. Mit 118 illum. Kupfertafeln.

8. *Bryologia Germanica, oder Beschreibung der in Deutschland und in der Schweitz wachsenden Laubmoose.* I. Theil. 1823, mit 12 illum. Kupfertafeln; II. Theil, 1. Abth.: 1827, mit 12 illum. Kupfertafeln; II. Theil, 2. Abth.: 1831, mit 19 illum. Kupfertafeln. gr. 8⁰.

9. *Anophthalmus, Blindlaufkäfer. Neue Gattung aus der Fam. der Caraben.* Mit 1 gemalten Kupfertafel. Nürnb. 1844. 8⁰.

10. Abbildungen zu *Gillmeister, Dr. C. J. F., Trichopterygia, Beschreibung und Abbildung der haarflügeligen Käfer.* Mit 2 schwarzen und 7 ausgemalten Kupfertafeln. Nürnb. 1845. gr. 8⁰, und:

11. Abbildungen zu *Hagenbach, J. J., Mormolyce, novum Coleopterorum Genus.* Mit einer illum. Kupfertafel. Nürnb. 1825. gr. 8⁰.

Es erübrigt mir noch, die Titel einiger Werke anzuführen, die zwar hier in der besprochenen Periode erschienen, deren Verfasser aber zu Nürnberg in keiner weiteren Beziehung standen. Eine Einordnung in das von mir zu grunde gelegte Schema war nicht möglich, und deshalb bringe ich sie gewissermafsen als Appendix, ohne aber damit behaupten zu wollen, dafs der Vollständigkeit genügt ist.

Es sind dies:

de Bergen, C. A. Classes conchyliorum. Nbg. 1760. 4⁰.

Mitschell, Joh., de principiis botanicorum et zoologorum. Norimb. 1796. 4⁰.

Klein, Jak. Theod. (1685—1759) in Danzig: *Probe einer Beschreibung mit Abbildung der bei Danzig sich findenden Versteinerungen* (deutsch und latein.). Mit 24 illum. Foliotafeln. Nbg. 1770.

Abbildungen von Arzneigewächsen od. Icones plant. medicinalium. 6 Bände mit 600 kolor. Kupf.; Text deutsch u. lat. Nbg. 1784. 8⁰. (Zeichnungen und Stiche sind u. a. von *B. Thanner, J. S. Leitner, J. C. Pemsel* und *J. C. Claussner* gefertigt.)

Roth, Albr. Wilh. (1757—1834), Arzt i. Vegesack b. Bremen, *Botanische Abhandlungen.* Mit 12 Tafeln. Nbg. 1787. gr. 4⁰.

Stoll, C., Abbildung und Beschreibung der Cikaden, Wanzen und verwandten Insekten. 2 Thle. mit 70 kol. Kupf. Nbg. 1792. 4⁰.

Römer, Joh. Jak., Prof. in Zürich (1763—1819), *Flora Europaea inchoata.* Mit 112 Tafeln. Nbg. 1797—1810. gr. 8⁰.

Schrank, Franz von Paula, (1747—1835); Exjesuit, Prof. der Theologie und später der Botanik in Ingolstadt, zuletzt Vorsteher des botanischen Gartens in München:

1. *Fauna boica oder durchdachte Geschichte der Thiere Bayerns.* 3 Bände. Nürnb. 1798—1803. 8⁰.

2 *Sammlung naturhistorischer Aufsätze.* Nbg. 1796. gr. 8⁰.

Ich bin am Schlufs meiner Abhandlung angekommen und hoffe, dafs mir der Nachweis gelungen ist, darzulegen, welch' grofsen Anteil Nürnberg an der Entwicklung der beschreibenden Naturwissenschaften in der Zeit des XVII. und XVIII. Jahrhunderts genommen hat, wie Autoren, Künstler, Verleger, Gönner u. a. eifrig bestrebt waren, in den meisten Fällen zunächst der Sache zu lieb Steine zum Ausbau dieser Sparte der Naturwissenschaften beizutragen und somit die Vaterstadt zu zieren und zu ehren.

Würdig tritt daher unser Nürnberg für die damalige Zeit in die Reihe seiner Schwesterstädte von gleichem wissenschaftlichen Rufe ein, obwohl sie selbst nie eine Hochschule in ihren Mauern barg. Heute freilich würde Nürnberg in dieser Beziehung in weniger günstigem Lichte erscheinen.

Wohl sehe ich ein, dafs ich die Grenzen des Themas zu weit gesteckt habe und durch Zeitmangel gezwungen bin, mich kürzer zu fassen, aber ich habe vielleicht doch erreicht, bei dem einen oder anderen Interesse für Naturbeschreibung wach gerufen und das Nürnberger Material zu wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiet gesammelt zu haben.

Schliefslich ist es mir angenehme Pflicht, allen denen, die durch Rat und That das Zustandekommen vorliegender Abhandlung ermöglichten, meinen besten Dank auszusprechen. —

Nürnberg, im August 1889.

Die

Verwertung der Symmetrie

im

Geometrieunterrichte.

Von

K. Rudel,

Professor.

Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.
Schiller.

Wilhelm Fiedler in Zürich beginnt eine Abhandlung[1]) „über die Symmetrie“ mit den Worten: „Gelegentlich der zweiten Auflage meines Werkes: *„Die darstellende Geometrie in organischer Verbindung mit der Geometrie der Lage“* (Leipzig 1875) fiel es mir auf, dafs die Behandlung der Symmetrie in den Lehrbüchern der Geometrie eine wesentlich unvollständige sei, selbst in solchen von neuerem Datum, deren Verfasser sich die Aufgabe gestellt haben, in den Elementen mit Rücksicht auf neuere Anschauungen und Methoden zu reformieren. Ich hatte mehrfachen Anlafs, mich brieflich darüber zu äufsern, denn das Thema der Reform liegt jetzt in der Luft, und ich halte es für zweckmäfsig, die Sache hier in aller Kürze darzulegen. Mit diesem Punkte hängt ja viel anderes zusammen.“ Weiterhin spricht er sich dahin aus, es lägen in den verschiedenen Formen der Symmetrie Specialformen allgemeiner Beziehungen vor, „welche fast mit Nothwendigkeit zu diesen selbst hinleiten oder, wie man wenigstens unter dem darstellend-geometrischen Gesichtspunkt sagen mufs, Specialformen, die von den allgemeinen nicht wesentlich verschieden sind. Eben darum aber ist ihr naturgemäfses Hervortreten in den Elementen der Geometrie von grofser Wichtigkeit für die Entwicklung. Und da diefs für alle in gleicher Weise stattfindet,

[1]) *Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich.* 1876. 21. Jahrgang, 1. Heft. S. 50 bis 66. (Die gesperrt gedruckten Stellen sind dies auch in der Abhandlung.)

wie ich sogleich des Näheren angeben will, so war es um so unerwarteter, dafs die Schriften über Elementargeometrie, welche mir bekannt sind, die eine Art der Symmetrie räumlicher Figuren, die in Bezug auf eine Axe, vollständig übergehen."

Die Abhandlung war mir, als einem Schüler des Meisters der Geometrie der Lage, C. v. Staudt,[1]) selbstverständlich aus der Seele geschrieben, ebenso der weitere Aufsatz desselben Verfassers[2]): „Zur Reform des geometrischen Unterrichts." Dem Letzteren entnehme ich zwei Stellen: „Ein wichtigeres und schöneres Beispiel von der Zusammenstimmung zwischen den Anforderungen unserer Natur und unseres Denkens dürfte in aller Wissenschaft nicht zu finden sein. Und wird dieselbe nicht tagtäglich uns erinnert und erläutert durch das Wohlgefallen unseres Auges an den Gestalten von mehr oder weniger leicht ersichtlicher Symmetrie? — Nun wohl, ich sehe in diesen thatsächlichen Wahrheiten den rechten Wegweiser zur Reform des wissenschaftlichen Unterrichts in der Geometrie auf allen Stufen und kann also meine Meinung dahin zusammenfassen, dafs ich sage, die ganze Geometrie mufs darstellend werden, mufs projicirend verfahren, um projectivisch zu sein."...

„Sodann ist offenbar, dafs mit einem solchen Vorgang das Princip der Bewegung und der Veränderlichkeit zur frühesten und zugleich organischen Einführung in die Geometrie gelangt, weil die Methode der Darstellung von selbst dazu führt, die Figuren nicht als isolirt und starr, sondern als Theile der z. B. ebenen Systeme und als veränderlich unter gewissen Bedingungen zu betrachten — mich dünkt auch das eine Nothwendigkeit, die sich heutzutage jedem Lehrer der Mathematik aufdrängen mufs. Und dabei bietet doch wieder der darstellend-geometrische Gesichtspunkt den natürlichsten Anlafs zum Verweilen bei bestimmt specialisirten Einzelfällen, gewissermafsen zu der Abstraction der Ruhe in dem Bewegungs- und Veränderungszustand der Raumwelt.

[1]) „In lui si estinse un grande. Fu detto: l'Euclide moderno." *Corrado Segre: „C. G. C. v. Staudt ed i suoi lavori."* Torino 1888, p. 17.

[2]) *Vierteljahrsschrift d. n. G. i. Z.* 1877. 22. Jahrgang, 1. Heft. S. 82 bis 97.

Dafs mit demselben Vorgange dem Pestalozzischen guten Grundsatze nachgelebt wird, der Unterricht solle mit der Anschauung beginnen und stets fort mit der Anschauung in Wechselwirkung erhalten werden, wird auch nicht vom Übel sein. Endlich erblicke ich in einer Anordnung des geometrischen Unterrichts nach den bezeichneten Principien die einzige sichere Möglichkeit, Zeit zu ersparen und rascher zum Ziele zu kommen, während man zugleich Dank dem Besitz eines einleuchtenden methodischen Grundgedankens sicherer auf dasselbe lossteuert; die Aussonderung vieles Entbehrlichen aus dem Vortragsstoff wird möglich und wird in vielen Fällen ein pädagogischer Gewinn sein, weil es als Material zu selbständigen geometrischen Übungen der Denkkraft der Schüler Verwendung finden kann. Die Einschränkung auf das Wichtige und Wesentliche mufs aber unter unseren heutigen Unterrichtsverhältnissen als ein Hauptziel alles und jedes Unterrichts angesehen werden."

Diese Worte mufsten mich damals zur freudigen Hoffnung auf baldige Umwandlung der Lehrmethode stimmen – hatte ich ja selbst bescheiden im engeren Leserkreise der Blätter für bayerisches Gymnasial- und Realschulwesen meinen Anschauungen über diesen Punkt Ausdruck zu geben versucht in Form einiger Beispiele neuerer Behandlungsweise. Zu letzterem Wirken fühlte ich mich verpflichtet durch meine Lehrer C. v. Staudt und Hans Pfaff — sprachen doch beide die Erwartung aus, dafs ich den von ihnen gepflegten, ja teilweise geschaffenen neueren Methoden der Geometrie nach meinen Kräften Bahn schaffen helfe im Unterrichte an Mittelschulen. Wenn ich auch heute noch der Überzeugung Staudt's lebe, dafs die Elemente seiner Geometrie der Lage den Knaben leichter begreiflich und klar zu machen seien, als die Elemente Euklid's, dafs die Trennung des Geometrieunterrichts in mehrjährigen vorangehenden Betrieb der Planimetrie und nachfolgenden einjährigen Betrieb der Stereometrie unnatürlich, ja verkehrt sei,[1])

[1]) Auch Fiedler bemerkt a. a. O. S. 54: „Die Frage: Ist diese Scheidung pädagogisch nothwendig? scheint mir aber eben die Cardinalfrage der Reform zu sein".

Selbst Schlömilch schreibt schon 1854 in der Vorrede zu seiner Geometrie, die so häufige Bevorzugung der Planimetrie sei ein pädagogischer

so habe ich mich doch mittlerweile in der Durchführung gewaltig bescheiden gelernt. Nicht etwa, weil mir irgendwie und irgendwann irgendwer die Undurchführbarkeit nachwies! Der feste äufsere Rahmen unserer Schuleinrichtungen, die Enge der Lehrpläne, die wachsende Gleichförmigkeit beider verbieten das Ein- und Sichausleben in Richtungen, welche der Allgemeinheit nicht folgen, der sich überall geltend machende Zug der Zeit zur Beseitigung jeglichen Besonderen, kurz die Verpönung der Eigenart, des Ursprünglichen bilden das Haupthindernis für rascheren Verlauf der Besserung. Zwölf Jahre sind seit Fiedlers Anregungen verflossen — wo ist die Wirkung derselben zu spüren? Die Worte Fiedlers gelten heute noch wie damals. Vergebens sucht man in den am weitesten verbreiteten Lehrbüchern der Schulgeometrie die neueren Methoden. Zur Aufnahme einiger neuerer Lehrsätze hat man sich verstanden, das ist alles; bewiesen werden sie nach der alten Methode, hineingezwängt in das veraltete System und doch warnt schon die Bibel vor dem verkehrten Thun, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen!

Am leichtesten schliefst sich dem nun einmal hergebrachten Lehrgange der Geometrie die Lehre von der Symmetrie der Gebilde an und fügt sich ihm ein.[1]) Sie wird zwar in der ebenen Geometrie zumeist übergangen, weil eben symmetrische Figuren

---

Mifsgriff, der Accent sei im Gegenteil auf Stereometrie zu legen; nicht in der Ebene, sondern im Raume bewege sich das vielgestaltige Leben.

Sehr anregend und förderlich beim Stereometriebetrieb erfand ich das treffliche Büchlein von Thieme (bezw. Kretschmer): „*Sammlung von Lehrsätzen und Aufgaben aus der Stereometrie.*“ Leipzig, Teubner, 1885 (gebunden 1 M. 20 Pf.); es wäre ihm behufs Anbahnung des allmählichen Übergangs vom Alten zum Neuen die weiteste Verbreitung an Schulen zu wünschen.

[1]) „Und alles dies erfordert, wie man sieht, keineswegs die Einführung anderer Anschauungen der modernen Geometrie als höchstens die consequentere Behandlung — nicht etwa Einführung — der Elementargebilde erster, zweiter und dritter Stufe, gegen welche gewifs nichts eingewendet werden kann; und es geht selbst ohne diese, wenn sich auch natürlich ihre Einführung wie überall belohnt. Auch die charakteristischen Eigenschaften der Symmetrielagen lassen sich ohne irgend welche Neuerungen und also selbst mit Vermeidung der unendlich fernen Elemente — bekanntlich des Abscheus mancher Pädagogen — klarlegen und aussprechen.“ Fiedler, über die Symmetrie. S. 56.

stets kongruent sind, zum Decken gebracht werden können. Anders im Raume. Da man im Strahlenbündel so wenig wie im eigentlichen Raume symmetrische Gebilde immer in deckende Lage zu bringen vermag, so unterscheidet man bei den Vielkanten wie bei den Körpern zwischen Kongruenz und Symmetrie. Die eingehendere, methodische Scheidung zwischen diesen Lagenbeziehungen ist verhältnismäfsig jung. Auffällig bleibt es freilich, dafs die Mathematik erst so spät solche räumliche Verhältnisse ihren Untersuchungen unterwarf. Natur und Menschenwerk bietet ja aller Ecken und Enden symmetrische Formen.

Hier ist nun eines Werkes zu gedenken, das wie es scheint leider schon in Vergessenheit geraten ist. Ich meine: *„Zeichnende Geometrie von Christoph Paulus.* Stuttgart, Metzler. 1866.“ Auch Fiedler sagt von ihm in seinem Aufsatz zur Reform des geometrischen Unterrichts, dafs es von einem tüchtigen Kenner und Lehrer der Geometrie verfafst für eine Reform reichliche Anhaltspunkte biete und erwähnt dasselbe auch in seiner darstellenden Geometrie wegen der darin niedergelegten Erkenntnis, dafs die Symmetrieen ebener Systeme besondere Fälle ihrer Involution sind. — Im warm geschriebenen, weitschauend gehaltenen Vorwort ist der Zweck des Werkchens dahin ausgesprochen, eine Lücke zwischen dem geometrischen Zeichnen als Teil des Zeichenunterrichtes und dem eigentlichen Geometrieunterrichte auszufüllen; die zeichnende Geometrie sei als praktische, den Geometrieunterricht begleitende Übung in die Hand des Geometrielehrers gelegt zu denken. Der Einleitung entnehme ich die folgenden Stellen: „In der Entwicklung, welche die Geometrie durch die Symmetrielehre erfährt, gewinnt sie also eine ihrer schönsten Anwendungen im Bereich des Menschenlebens... Aus diesen Gründen ist die Lehre von der Symmetrie und Dekoration gewifs ein wirklicher Gewinn für jeden Lehrer der Mathematik, der geistig genug ist einzusehen, dafs das Wesen des Menschen nicht mit den Abstraktionen des Denkvermögens auszufüllen ist, sondern dafs auch für das richtige Fühlen, Ahnen und Schauen gesorgt werden mufs, und der es darum zu schätzen weifs, wenn er in seinen abstrakten Fächern ein Mittel finden kann, um auch die Saiten des höheren geistigen Lebens seiner Schüler anzuschlagen... Dem gegenüber bieten

die symmetrischen Systeme ein unerschöpfliches Feld von anziehenden Gestalten, die der Schüler vollkommen verstehen und bemeistern kann und deren Kenntnifs einen bleibenden Wert für sein späteres Leben hat... Nun haben sich bekanntlich grofse Mathematiker mit der Aufgabe beschäftigt, die Tragweite des Lineals und des Zirkels zu ermitteln. Die Arbeiten Mascheronis für den Zirkel und diejenigen Steiners für das Lineal haben in der gelehrten Welt eine Berühmtheit erlangt, ohne bis jetzt eine Anwendung gefunden zu haben. Durch die zeichnende Geometrie werden diese Arbeiten nutzbar gemacht, indem gerade die praktischen Ergebnisse jener Forschungen am besten die Kunstfertigkeit des geometrischen Zeichnens entwickeln können...[1])

Die Lehre von der Symmetrie und Dekoration einerseits und die Kunstfertigkeit in Handhabung der geometrischen Instrumente andrerseits sind die zwei Bestandtheile der zeichnenden Geometrie.“

Aus den Schlufsworten hebe ich hervor: „Die Vollendung und Abrundung der Geometrie verlangt es also, dafs die Lehre der Symmetrie irgend einmal als selbständiges Fach behandelt werde; wenn man auch davon absehen wollte, dafs das geometrische Zeichnen die Symmetrielehre gar nicht entbehren kann.“

Schade ist's, dafs Paulus die Forderung seines letzten Satzes nicht selbst erfüllte. Durch den Zweck seines Werkchens setzte er sich enge Schranken, baute die Symmetrie nur im Sinne seiner Absicht aus. Lediglich auf die Entwicklung dekorationsfähiger Formen bedacht, die Hilfsmittel zu deren Herstellung schaffend und untersuchend, liegt ihm selbstverständlich die methodische Ausnützung der Symmetrie für den gewöhnlichen Lehrgang der Geometrie ferne. Nichtsdestoweniger bieten aber die Aufgaben und deren Lösungen reiches Material auch für die Verwertung der Symmetrie in der ebenen

[1]) Wie hier Paulus die geringe Wirkung der Arbeiten von Mascheroni und Steiner beklagt, so ist leider ebenso zu bedauern, dafs seine eignen Arbeiten für den Betrieb der Geometrie auf Schulen im ganzen und grofsen wirkungslos blieben, trotzdem sie so sehr geeignet wären, denselben zu beleben und die Schüler dafür zu gewinnen.

Geometrie überhaupt. Von Anwendung auf räumliche Geometrie dagegen ist natürlich nichts zu finden.

Einen wenn auch sehr bescheidenen, aber eben doch Gebrauch der Symmetrie finde ich erfreulicherweise in den beiden Bändchen: *Elemente der Planimetrie und Stereometrie von Hubert Müller.*[1]) Achsiale und zentrische Symmetrie in der Ebene wird in dogmatischer Weise erörtert, hie und da auch verwandt, so bei dem gleichschenkligen Dreieck, dem Parallelogramm und dessen Sonderfällen, endlich bei dem Kreise. In der Stereometrie wird Symmetrie bezüglich einer Ebene erwähnt, leider aber nur zu selten benützt. Es fehlt dagegen Erwähnung und Verwertung der achsialen räumlichen Symmetrie durchaus, so besonders beim Rotationskegel, bei der regelmäfsigen Ecke mit gerader Kantenzahl und bei den regelmäfsigen Körpern, obwohl auf Seite 54 bis 57 hieher einschlägige Eigenschaften abgeleitet werden.

In den folgenden Zeilen werden gemäfs dem Zwecke derselben nicht die möglichen Arten der Symmetrie festzustellen, es wird nicht ihre Einordnung in das System, ihre Stellung in der Geometrie der Lage darzuthun sein.[2]) Hier soll nur an einzelnen Lehrsätzen und Aufgaben der Planimetrie und Stereometrie gezeigt werden, wie sich die Symmetrie im Unterricht verwerten läfst und wo sie methodisch nutzbar gemacht werden kann. Die vorliegende Arbeit macht deshalb auch keinerlei Anspruch auf erschöpfende Ausnützung des Begriffes

---

[1]) Erschienen bei Hofbuchhändler G. Scriba in Metz. 1. Auflage 1883. Mir liegt vor die 3. Auflage der Planimetrie von 1888, die 2. Auflage der Stereometrie von 1887. Ich begrüfse den Fortschritt in der Methode, vielverbreiteten Geometrielehrbüchern von hohen Auflagenzahlen gegenüber mit Freude; sogar der unendlich ferne Punkt und die unendlich ferne Gerade tauchen in Anmerkungen auf und erwecken dadurch die Hoffnung, ihnen bei späteren Auflagen auch in Sätzen und Beweisen zu begegnen, leider aber sind die Elementargebilde der Geometrie der Lage nicht benützt, so vereinfachend dies gewirkt hätte, ja sie sind nicht einmal erwähnt.

[2]) Der öfter erwähnte Aufsatz Fiedlers über die Symmetrie behandelt diese Seite der Frage, ebenso dessen darstellende Geometrie an verschiedenen Orten, endlich der Anhang zu Paulus: „Zeichnende Geometrie“ von Seite 139 bis 151: „Über die Symmetrie ebener Systeme“.

der Symmetrie für alle Teile des Lehrgebäudes, wenn sie sich auch an den üblichen Entwicklungsgang anschliefst; sie soll lediglich anregen und hat ihren Zweck erfüllt, wenn an Schulen, in denen es nicht schon bisher geschah, die Symmetrie im Unterrichte thunlichst verwendet wird. Möge diese Frucht zwanzigjähriger Lehrthätigkeit im Geometrieunterricht reif befunden werden und wieder fruchtbringend wirken. Dies ist mein einziger Wunsch.

Auf den etwaigen Einwand unstatthafter Vermehrung des ohnehin schon zu umfangreichen Lehrstoffes wäre zu entgegnen, dafs jede Ermöglichung besserer methodischer Behandlung der Geometrie und hiemit die Verwertung der Symmetrie eine Vereinfachung des Betriebs bedeutet. Auch Lothar Meyer in Tübingen fordert[1]) vor allem von der Geometrie, dafs sie statt vereinzelter Sätze und Aufgabenlösungen Methoden lehre, da nur diese für den späteren Betrieb anderer Wissenschaften und für das nachfolgende Leben Wert hätten, aber dann allerdings in hervorragender Weise; Julius Petersen sucht in seinem trefflichen Werkchen: *Methoden und Theorien zur Auflösung geometrischer Constructionsaufgaben*[2]) solchen Forderungen gerecht zu werden. Jedenfalls aber entspricht die Verwertung der Symmetrie im Geometrieunterrichte dem Verlangen Schopenhauers nach Änderung des Euklid'schen Beweisverfahrens, dem er in seinem bekannten Werke: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ eine sehr eingehende Betrachtung widmet, der Forderung nämlich nach grösserer Anschaulichkeit und damit unmittelbar wirkender Überzeugungskraft. Insofern die Symmetrie wesentlich reine Anschauung umfafst, bietet sie auch geringere Schwierigkeiten gegenüber

---

[1]) Schriften des Einheitsschulvereins. 1. Heft. *L. Meyer, Mathematik und Naturwissenschaften in der Einheitsschule.* Hannover, Prior. 1887.

[2]) Erschienen in deutscher Übersetzung bei Host und Sohn, Kopenhagen 1879.

Petersen benützt auch einigemale aber dem Zwecke seiner Arbeit gemäfs nur in wenig Beispielen die Symmetrie in der Ebene, dagegen ist die Verwendung von sonstigen Hilfsmitteln der neueren Geometrie, so z. B. der verschiedenen Systeme sich entsprechender Elemente zweier zusammenfallender Ebenen sehr weitgehend und fruchtbringend. Bemerkt sei übrigens, dafs nicht die Terminologie der modernen Geometrie benützt ist.

anderen Methoden; übrigens verweise ich auf die Worte Hermann Hankels[1]): „Will man gewifs sein, ein mittleres Ziel zu erreichen, so stelle man sich das höchste; wer nur nach Mittelmäfsigkeit strebt, wird auch diese nicht erreichen".

I.

Eine Strecke $A_1 A_2$ werde durch einen Punkt M halbiert. Die Teilstrecken $M A_1$ und $M A_2$ sind einander gleich, haben jedoch entgegengesetzten Sinn; die beiden Punkte, welche $M A_1$ und $M A_2$ von M aus durchlaufen, haben nämlich entgegengesetzte Bewegungsrichtung. Der Punkt M ist Mitte der symmetrischen Beziehung, ist Symmetriezentrum der Strecke $A_1 A_2$, zwei Punkte dieser Strecke beiderseits von M in gleichen Entfernungen davon sind zu M zentrisch symmetrisch. Durch Verschieben in der Geraden sind diese symmetrischen Gebilde nicht zum Decken zu bringen. Es seien die Punktgruppen $A_1 B_1 C_1$, $C_2 B_2 A_2$ zu M symmetrisch, $A_1 B_1$ und $B_1 C_1$ seien ungleich. Durch Verschieben im Träger der Gruppen kann man zwar C_2 mit A_1, A_2 und C_1, nicht aber gleichzeitig B_2 mit B_1 zum Decken bringen, beide letztere liegen wieder symmetrisch zum neuen Zentrum von $A_1 C_1$, bezw. von dem damit identischen $C_2 A_2$. Schon hier ist die Scheidung zwischen symmetrischen und kongruenten Gebilden zu vollziehen. Will man Deckung herbeiführen, so ist Herausgehen aus der Geraden nötig. Der entgegengesetzte Sinn der gleichlangen, symmetrisch gelegenen Strecken wird durch Umkehrung einer derselben gleich. Man nimmt den Strahlenbüschel[2]) zu Hilfe, dessen Träger M ist. Dreht man den

---

[1]) *Die Entwicklung der Mathematik in den letzten Jahrhunderten. Ein Vortrag.* Tübingen, Fues. 1869. In seiner „Geschichte der Mathematik" betonte H. Hankel auch die Bedeutung der Symmetrie für den Schulunterricht in Geometrie.

[2]) Die Ausdrucksweise der neueren Geometrie, welcher ich mich hier und auch in den folgenden Teilen bediene, der Kürze und Bestimmtheit halber, ist nicht unbedingt nötig. Statt der Drehung im Büschel wählt man hier Drehung in der Ebene, später durch den Raum hindurch.

Halbstrahl $M \ldots A_2 \ldots$ halb um, so fällt C_2 auf C_1, B_2 auf B_1, A_2 auf A_1. Die Kongruenz symmetrischer Punktreihen ist hiemit nachgewiesen. — Die gerade Punktreihe ist zu jedem ihrer Punkte symmetrisch.

Der Winkel $a_1\, a_2$ zwischen den Halbstrahlen a_1 und a_2 als Teil eines Büschels von Halbstrahlen, dessen Träger der Scheitel des Winkels ist, sei durch einen Halbstrahl m desselben Büschels halbiert. Der Halbstrahl m ist Mitte der neuen symmetrischen Beziehung, ist die Symmetrale des Winkels $a_1\, a_2$. Die beiden gleichen Winkel $m\, a_1$ und $m\, a_2$ besitzen entgegengesetzten Sinn, sie werden von m aus durch gleichgrofse, entgegengesetzt gerichtete Drehungen erzeugt. Zwei Halbstrahlen, um gleiche Winkel beiderseits von m entfernt, sind zu m achsialsymmetrisch. Durch Drehen um den gemeinsamen Scheitel der Winkel, den Träger des Büschels, kann das Decken nicht mehr herbeigeführt werden. Ist die Folge $a_1\, b_1\, c_1$ zur Folge $c_2\, b_2\, a_2$ bezüglich m symmetrisch, wobei $\angle\, a_1\, b_1$ ungleich $\angle\, b_1\, c_1$, so kann wohl durch Drehung in der Ebene des Büschels c_2 mit a_1, a_2 mit c_1 zum Decken gebracht werden, es deckt aber b_2 nicht b_1, sondern beide besitzen zur Symmetralen wieder die Halbierende des Winkels $a_1\, c_1$, bezw. des damit identischen $c_2\, a_2$. Um das Decken zu ermöglichen, kehrt man den Drehungssinn von $c_2\, a_2$ in sein Gegenteil um, indem man das Gebilde $m\, c_2\, b_2\, a_2$ im Ebenenbüschel des Trägers m halb umklappt. Hierauf erfolgt die Deckung sich entsprechender symmetrischer Strahlen. — Der flache Winkel wird durch das Lot zu seinen Schenkeln halbiert. Von zwei zu einander senkrechten Strahlen ist also jeder die Symmetrale des anderen. — Der Strahlenbüschel ist zu jedem seiner Strahlen und zu seinem Träger symmetrisch. — Der von zwei parallelen Strahlen begrenzte Streifen hat als Symmetrale die Mittelparallele. Die beiden Halbebenen, welche durch einen Strahl in der Ebene erzeugt werden, besitzen diesen Strahl als Symmetrale. Die Ebene ist symmetrisch zu jeder ihrer Geraden und zu jedem ihrer Punkte.

Ein gleichschenkliges Dreieck besitze die Spitze B, die Endpunkte der Grundlinie seien A und C. Hebt man $\triangle\, A\, B\, C$ aus seiner Ebene heraus, klappt es um und legt B

wieder auf *B*, ∠ *ABC* auf ∠ *CBA*, so deckt sich △ *ABC* mit seiner Umkehrung *CBA*. Beide Dreiecke unterscheiden sich darin, dafs die jetzige Vorderseite der Ebene des zweiten vorher die Rückseite der Ebene des ersten war, dafs ferner der Sinn der Aufeinanderfolge gleicher Seiten und Winkel beider Dreiecke entgegengesetzt ist. Vor der Umklappung liegen somit beide Dreiecke kongruent, nach derselben symmetrisch. Suchen wir die Symmetrale. Vom Umfang des Dreiecks *ABC* fallen nach dem Umklappen nur zwei Punkte auf denselben Ort wie zuvor, die Spitze *B* und die Mitte *M* der Grundlinie *AC*. Es mufs dann auch die Strecke *BM* vor wie nach der Umkehrung Punkt für Punkt dieselbe Lage einnehmen. Fernerhin liegt demnach △ *ABM* infolge des Umklappens auf △ *CBM* und umgekehrt, woraus sofort *BM* als Achse der Symmetrie sich ergibt. Da ∠ *ABM* auf ∠ *CBM* fällt, zeigt sich die Symmetrale des Dreiecks als Winkelhalbierende für ∠ *ABM*, wie oben; da *AM* auf *CM* liegt, ist das Symmetriezentrum *M* Mitte von *AC*, wie eingangs. Endlich gelangt ∠ *AMB* auf ∠ *CMB*, also ist die Symmetrale *BM* auch Winkelhalbierende und damit Symmetrale für den flachen Winkel *AMC*. Es ergibt sich schliefslich hieraus, dafs zwei Punkte *A* und *C* zu einer Geraden *BM* symmetrisch sind, wenn *BM* Mittelsenkrechte zur Strecke *AC* ist. Zwei Punkte besitzen eine Gerade als Symmetrale, wenn ihre Verbindungsstrecke von der Geraden senkrecht halbiert wird.

Jeder Punkt der Symmetralen ist sich selbst symmetrisch. Die Verbindungsgerade zweier Punkte ist somit auch eine Symmetrale derselben. Schneidet eine Gerade die Symmetrale, so mufs die zur ersteren bezüglich der letzteren symmetrische Gerade diese letztere im selben Punkte schneiden und der Winkel beider Geraden mufs von der Symmetralen halbiert werden. Als Beispiel dient die Lage von *AB* und *CB* gegen *BM*. — Ist eine Gerade zur Symmetralen senkrecht, so fällt sie mit der ihr symmetrischen Geraden gemäfs voriger Merkmale zusammen. Beispiel ist das Geradenpaar *AM* und *CM*. — Zwei zu einer Geraden symmetrische Strecken besitzen als Endpunkte die Eckpunkte eines Vierecks, welches durch die Symmetrale in zwei Vierecke zerlegt wird, die sich durch

Umklappen des einen um die Symmetrale zum Decken bringen lassen; dies Viereck entsteht auch, wenn man im gleichschenkligen Dreieck zur Grundlinie eine Parallele zwischen den Schenkeln zieht. Die beiden gegebenen symmetrischen Strecken sind die nicht parallelen Seiten dieses Vierecks, falls sie sich nicht schneiden, dagegen die Diagonalen desselben, falls sie sich schneiden; im letzteren Falle müssen sie sich in der Symmetrale schneiden. Diese Wahrheit würde als Lehrsatz lauten: Verbindet man zwei gleichweit von der Spitze entfernte Punkte der Schenkel eines gleichschenkligen Dreiecks mit den Gegenecken, so schneiden sich diese gleichlangen Strecken auf der Höhe des Dreiecks und bilden mit ihr gleiche Winkel. — Von zwei zu einander senkrechten Geraden ist jede für die andere Symmetrale. Jeder der beiden Strahlen, welche die 4 Winkel zweier Geraden halbieren, ist Symmetrale des vorhandenen Vierstrahls.[1]) Halbieren zwei Strahlen die vier Winkel zweier senkrechten Strahlen, so ist jeder der vorhandenen vier Strahlen Symmetrale des Gebildes. — Das gleichseitige Dreieck hat drei Symmetralen. Jeder der sogenannten merkwürdigen Punkte mufs, da er nur einmal vorkommen kann, im Schnittpunkt der drei Symmetralen des gleichseitigen Dreiecks liegen.

Der zu einem Punkte bezüglich einer Geraden symmetrische Punkt und folglich auch das zu einem Gebilde hinsichtlich einer Geraden symmetrische Gebilde kann auf zwei verschiedenen Wegen hergestellt werden. Bei der Durchführung innerhalb der Ebene allein fällt man vom Punkte zur Symmetralen das Lot und verlängert dies über die Symmetrale hinaus um sich selbst. Einfacher gestaltet sich die Ausführung, wenn das Heraustreten aus der Ebene, die Benützung des Ebenenbüschels, des Raumes zulässig ist. Dann klappt man die Halbebene des Punktes mit diesem um die Symmetrale

[1]) Wie der Strahlenbüschel durch 2 seiner Strahlen in 2 vollkommene Winkel mit je einer Halbierenden als Symmetralen geteilt wird, so die Gerade durch 2 ihrer Punkte in 2 Strecken, jene von endlicher Länge und die andern durch's Unendliche gehende. Die Mitte der ersteren, ihr Halbierungspunkt, wie die Mitte der letzteren, der uneigentliche oder unendlich ferne Punkt der Geraden sind die beiden Symmetriemittelpunkte der Strecken.

halb um, bis zur andern Halbebene; die neue Lage des Punktes ist die gesuchte. Beide Wege führen zu gleichem Ergebnis, wie leicht zu sehen.

Ein Dreieck sei durch drei gegebene Stücke eindeutig bestimmt. Man zeichne es über der Seite $B\,C$, die sich unter dem gegebenen Stücke befinde. Dies kann in der einen oder andern Halbebene jener Seite $B\,C$ geschehen. Ferner kann man die drei Stücke, falls man sich für eine Halbebene entschieden hat, in dem einen oder dem entgegengesetzten Sinne sich folgen lassen, so dafs z. B. die Folge: kleinste, mittlere, gröfste Seite im einen Dreieck positiven, im andern negativen Drehungssinn besitzt. Solche Dreiecke sollen fortan auch als Dreiecke entgegengesetzten Sinnes von jenen mit gleichem Sinne stets unterschieden werden. Zeichnet man die vier möglichen Dreiecke über jener ihnen gemeinsamen Seite $B\,C$ mit den jeweils dritten Eckpunkten A_1, A_2, A_3, A_4, so bilden $A_1\,B$ und $A_3\,B$ mit $B\,C$ beiderseits gleiche Winkel, also ist $B\,C$ Symmetrale für die Geraden $A_1\,B$ und $A_3\,B$ und da die Strecken $A_1\,B$ und $A_3\,B$ gleich sind, auch für die Punkte A_1 und A_3. Es ist demnach $\triangle\, A_1\,B\,C$ (|) $\triangle\, A_3\,B\,C$. (Dies Zeichen für achsialsymmetrisch oder symmetrisch zu einer Geraden soll der Abkürzung wegen öfters hier benützt werden.) Klappt man $\triangle\, B\,A_3\,C$ um $B\,C$ um, so erfolgt die Deckung beider Dreiecke. Da durch Umklappen das Dreieck den Sinn der Aufeinanderfolge seiner Stücke in den entgegengesetzten verwandelt, beim nachfolgenden Decken der Sinn beider Dreiecke aber derselbe ist, so müssen beide Dreiecke vor dem Umklappen des einen den entgegengesetzten Sinn besitzen, wie dies ja der Augenschein ohne weiteres lehrt. Ebenso ist $\triangle\, B\,A_2\,C$ (|) $\triangle\, B\,A_4\,C$, Symmetrale $B\,C$. — Vergleichen wir $\triangle\, B\,A_1\,C$ und $\triangle\, B\,A_2\,C$. $B\,A_2$ und $C\,A_1$ sollen sich in S, die Verlängerungen von $B\,A_1$ und $C\,A_2$ in S' scheiden. S und S' sind Spitzen gleichschenkliger Dreiecke über $B\,C$, liegen also in dem Mittellot zu $B\,C$. Da auch $A_1\,A_2\,S$, $A_1\,A_2\,S'$ gleichschenklige Dreiecke sind, mufs $S\,S'$ auch Mittellot zu $A_1\,A_2$ sein; somit ist für A_1 und A_2, wie für $\triangle\, B\,A_1\,C$ und $\triangle\, B\,A_2\,C$ das Mittellot zu $B\,C$ Symmetrale. Es ist sowohl $\triangle\, B\,A_1\,C$ (|) $\triangle\, B\,A_2\,C$, als auch $\triangle\, B\,A_3\,C$ (|) $\triangle\, B\,A_4\,C$. Das vorhandene

Gesamtgebilde läſst sich um $B\,C$, wie um das Mittellot hiezu umklappen, ohne nach dem Umklappen irgend eine Änderung aufzuweisen. — Es haben $\triangle_1$ und $\triangle_2$, $\triangle_1$ und $\triangle_3$, $\triangle_2$ und $\triangle_4$, $\triangle_3$ und $\triangle_4$ je entgegengesetzten Sinn. $\triangle_2$ und $\triangle_3$ müssen somit gleichen Sinn zeigen, ebenso $\triangle_1$ und $\triangle_4$, wie das ja auch der einfache Vergleich sofort ergibt. Um eines der beiden letzteren Paare zum Decken zu bringen, ist folglich kein Umklappen nötig; es reicht Verschieben in der Ebene hin. Der Mittelpunkt von $B\,C$ sei M. Dann ist $A_1\,M\,A_2$ ein gleichschenkliges Dreieck, ebenso $A_3\,M\,A_4$, $A_1\,M\,A_3$, $A_2\,M\,A_4$; beim Umklappen um $B\,C$ und $S\,M$ kommen nacheinander $A_1\,M$, $A_2\,M$, $A_3\,M$, $A_4\,M$ zum Decken, ebenso $\angle\ A_1\,M\,B$, $\angle\ A_2\,M\,C$, $\angle\ A_3\,M\,B$ und $\angle\ A_4\,M\,C$. Sind aber diese Winkel und jene Strecken je unter sich gleich, so werden die Strecken $B\,C$, $A_2\,A_3$ und $A_1\,A_4$ in ihrem gemeinsamen Schnittpunkt M halbiert. Wir stoſsen auf zentrische Symmetrie im Strahlenbüschel (oder in der Ebene). M ist Träger und Symmetriezentrum des Büschels, dessen Strahlen als Träger von Punktreihen auftreten, oder M ist Symmetriezentrum der Ebene. $\triangle\ B\,A_1\,C$ ist „zentrisch symmetrisch“ zu $\triangle\ B\,A_4\,C$, $\triangle\ B\,A_2\,C$ in gleicher Lagenbeziehung zu $\triangle\ B\,A_3\,C$, wofür wir das Zeichen (·) benützen wollen. Drehen wir das eine der beiden Dreiecke eines solchen Paares um M halb um, innerhalb der Ebene bleibend, so deckt es das andere. Wie sich aus der Entwicklung nebenbei ergibt, bedingt doppelte achsiale Symmetrie gleichzeitige zentrische Symmetrie für den Schnittpunkt der beiden senkrechten Symmetralen als Symmetriezentrum.[1]) Insofern $A_1\,B\,A_4\,C$ und $A_2\,B\,A_3\,C$ Parallelogramme sind, ist auch gezeigt, daſs Parallelogramme für ihren Diagonalschnittpunkt zentrisch symmetrisch sind. Jede durch den Diagonalschnittpunkt gehende und in Gegenseiten endigende Strecke wird im erstern halbiert. Zentrisch symmetrische Strecken (hier Gegenseiten) sind gleich, parallel; die sich schneidenden Verbindungsstrecken ihrer Endpunkte halbieren

---

[1]) Daſs obige Erörterung zugleich Beweis für das Vorhandensein zweier zu einander senkrechten Symmetrieachsen uud des Mittelpunktes der Ellipse ist, zeigt sich sofort, wenn man mehrere Gruppen von solchen 4 Dreiecken betrachtet und alle Dreiecke umfangsgleich wählt.

sich im Symmetriezentrum, die sich nicht schneidenden sind als zentrisch symmetrisch wieder gleich und parallel. — Das Gesamtergebnis lautet nun: Von den gezeichneten vier Dreiecken besitzen 1 mit 2, 1 mit 3, 2 mit 4, 3 mit 4 entgegengesetzten Sinn der Aufeinanderfolge gleicher Stücke und können nur durch Umklappen des einen zum Decken gebracht werden; dagegen haben 1 und 4, 2 und 3 gleichen Sinn, weshalb schon Verschieben in der Ebene, hier Drehen um den Punkt *M* seitens des einen, Decken herbeizuführen vermag. Wäre das Heraustreten aus der Ebene unmöglich oder auch nur nicht zulässig, so könnte man zwar die Kongruenz der zweiten Gruppe beweisen, nicht aber jene der ersten Gruppe; man würde lediglich die Dreiecke gleichen Sinnes kongruent, jene entgegengesetzten Sinnes aber symmetrisch nennen müssen.[1])

Das gleichschenklige Trapez besitzt eine Symmetrale, die Mittelsenkrechte seiner Parallelseiten. Deshalb müssen sich die Diagonalen in dieser Symmetralen schneiden, gleichlang sein und mit ihr gleiche Winkel bilden. Das Rechteck hat als Parallelogramm gleich der Raute und dem Quadrat den Diagonalschnittpunkt als Symmetriezentrum. Als Symmetralen treten im Rechteck die beiden Mittellote der Seiten auf, sie schneiden und halbieren sich im Symmetriezentrum, die Diagonalen sind als symmetrische Strecken gleichlang und bilden gleiche Winkel mit den Symmetralen. Die Symmetralen der Raute sind ihre Diagonalen. Das Quadrat hat 4 Symmetralen, die Seitenmittellote und die Diagonalen.

Der Kreis ist zentrisch symmetrisch zu seinem Mittelpunkt, achsial symmetrisch zu jedem Durchmesser; ersteres gemäſs seiner Entstehung, letzteres, weil zu jedem Radius bezüglich jeden Durchmessers ein symmetrischer Radius vorhanden ist. Die Kreissehne liegt symmetrisch bezüglich des zu

[1]) Der gelegentlichen Mitteilung dieses Unterschiedes der Kongruenz von Dreiecken in einem Briefwechsel mit Prof. Ernst Mach in Prag anläſslich seines Vortrages über *„die Symmetrie“ (Prag, Calve),* in welchem Vortrage die physiologische Seite der Frage vom physikalischen Standpunkte aus beleuchtet ist, verdanke ich die erste, so ehrende Anregung zur vorliegenden Veröffentlichung.

ihr senkrechten Durchmessers. Kennt man den Schnittpunkt einer Geraden mit dem Kreise und die Richtung der Geraden, so ist der zweite Schnittpunkt hiedurch bestimmt als jener zum ersten hinsichtlich des zur Geraden senkrechten Durchmessers symmetrische Punkt. Geht also diese Symmetrale selbst durch den ersten Schnittpunkt, so ist letzterer zu sich selbst symmetrisch, ist als Schnittpunkt Doppelpunkt; die schneidende Gerade ist Tangente geworden und es besitzt demnach die Kreistangente den nach dem Berührungspunkte gezogenen Durchmesser als Symmetrale. — Zwei parallele Sehnen schneiden zwischen sich zwei Bogen aus dem Kreise, welche symmetrisch zu dem auf jenen Sehnen senkrechten Durchmesser, also unter sich gleich sind. — Unter allen Sehnen, welche durch denselben Punkt im Innern der Kreisfläche gehen, ist jene die längste, welche Symmetrale des Kreises, und jene die kürzeste, für welche diese längste Sehne Symmetrale ist. — Wurde von einem Punkt aufserhalb eines Kreises an diesen eine Tangente hergestellt, so ergibt sich bezüglich der Geraden durch den gegebenen Punkt und den Kreismittelpunkt, der Zentralen des Punktes, als Symmetralen sofort zur ersten Tangente symmetrisch die zweite Tangente. Beide Tangenten sind also zwischen Punkt und Kreis gleich lang und ihr Winkel wird durch die Zentrale halbiert, letztere ist mittelsenkrecht zur Verbindungsstrecke der Berührpunkte. Die Tangenten in den Endpunkten einer Sehne oder eines Durchmessers sind symmetrisch zu dem hiezu senkrechten Durchmesser, ihr Schnittpunkt liegt in dieser Symmetralen, sie sind demnach im zweiten Falle parallel zu ihr.

Das aus zwei Kreisen bestehende Gebilde ist symmetrisch zur Zentralen beider Kreise. Durchschneiden sich die beiden Kreise in einem Punkte, so besitzen sie auch den zur Zentralen symmetrischen Punkt als zweiten Schnittpunkt. Die gemeinschaftliche Sehne beider Kreise hat die Zentrale als Symmetrale; im Sonderfalle wird die gemeinsame Sehne zur gemeinsamen Tangente, welche die gleiche symmetrische Lage gegen die Zentrale beibehalten mufs, ihr Berührungspunkt als doppelter Schnittpunkt ist sich selbst symmetrisch, ist Punkt der Zentrale. Fafst man die gemeinschaftliche Sehne oder Tangente als

geometrischen Ort der Ausgangspunkte gleichlanger Tangenten an beide Kreise auf, so ist dieser Ort als Chordale auch dann vorhanden, wenn die beiden Kreise sich weder schneiden noch berühren; die Chordale besitzt somit die Zentrale gleichfalls als Symmetrale. — Der Inbegriff aller Kreise mit gemeinsamer Chordale, der Kreisbüschel, hat als Symmetrale die zur Chordale symmetrische (d. i. senkrechte) gemeinsame Zentrale aller Kreise. Die sämtlichen Kreise, welche die vorige Kreisschaar unter rechten Winkeln durchschneiden, die Orthogonalkreise jenes Kreisbüschels sind symmetrisch zur Chordalen des letzteren als gemeinsamer Zentrale, sie bilden wieder einen Kreisbüschel, dessen Chordale die Symmetrale des ersteren, wie seine Symmetrale die Chordale des erstern ist.

Die gemeinschaftlichen äufseren Tangenten zweier Kreise sind zur Zentrale der Kreise symmetrisch, ebenso die gemeinschaftlichen inneren Tangenten; es liegt also der Schnittpunkt der ersteren, wie jener der letzteren, der äufsere und innere Ähnlichkeitspunkt, in der Zentralen, diese ist die Halbierende des Winkels jener innern oder äufseren Tangenten. — Für die Polare eines Punktes in Bezug auf einen Kreis ist die Zentrale des Punktes Symmetrale. — Die Chordale zweier Kreise ist zugleich Symmetrale für die beiden Polaren des innern Ähnlichkeitspunktes bezüglich beider Kreise, wie auch für die beiden Polaren des äufseren Ähnlichkeitspunktes hinsichtlich beider Kreise.[1])

Ein Strahlenbüschel und ein Punkt sind gegeben. Als geometrischer Ort für einen Punkt, welcher zum gegebenen

[1]) Bei den Ähnlichkeitspunkten zweier Kreise, wie bei Pol und Polare am Kreis tritt der harmonische Wurf, die Involution auffällig hervor. Diese Lagenbeziehung wird im Sonderfall zur Halbierung, wobei der jeweilig 4. Punkt unendlich fern liegt, so, wenn die Kreise gleich grofs sind, oder der Pol Mittelpunkt des Kreises wird. Aus der involutorischen Beziehung entsteht dann die zentrisch symmetrische Beziehung. Der Pol als Mittelpunkt des Kreises wird Symmetriezentrum desselben, der innere Ähnlichkeitspunkt zum Symmetriezentrum beider Kreise, das perspektivisch ähnliche zum zentrisch symmetrischen System. — Ist die Polare Durchmesser geworden, so geht die involutorische Beziehung in achsiale Symmetrie über.

Hier kann man also die Aussicht auf die spätere Einfügung der Symmetrie in ein allgemeineres System eröffnen.

Punkt symmetrisch ist hinsichtlich eines Strahles vom Büschel, ergibt sich der Kreis durch den gegebenen Punkt mit dem Träger des Büschels als Mittelpunkt. — Sucht man zu einem Punkt bezüglich zweier sich schneidenden Geraden die beiden symmetrischen Punkte, so liegen die drei Punkte nach vorigem Satze auf einem Kreise um den Scheitel des Winkels als Mittelpunkt; der Bogenabstand der beiden neuen Punkte im Kreise ist doppelt so grofs, als jener der Geraden. Hiezu läfst sich leicht der Sonderfall bilden, wenn die beiden Geraden parallel sind, ebenso zum folgenden Satze. (Der Kreis wird hiebei zur Geraden senkrecht zu den parallelen Geraden, der Bogenabstand zur Strecke in dieser Geraden.) — Zum gegebenen Punkte des vorigen Falles zeichnet man den symmetrischen Punkt bezüglich der einen Geraden, zu letzterem den symmetrischen Punkt hinsichtlich der zweiten Geraden, zu diesem wieder den symmetrischen in Bezug auf die erste Gerade u. s. f. Sämtliche auf diese Weise gefundene Punkte liegen mit dem gegebenen auf einem Kreise, dessen Mittelpunkt der Schnittpunkt der beiden Geraden ist. — Jene drei Punkte, welche zum Höhenschnittpunkt eines Dreiecks hinsichtlich der drei Seiten desselben symmetrisch sind, liegen auf dem Kreise, welcher dem Dreieck umschrieben ist. Einen Sonderfall hiezu bildet die gleichartige Herstellung des regelmäfsigen Sternsechsecks aus dem gleichseitigen Dreieck. Der Höhenschnittpunkt ist hier zugleich Mittelpunkt jenes Kreises und Symmetriezentrum des Sternsechsecks; letzteres besitzt als drei von 6 Symmetralen die Verbindungsstrecken der Gegenecken. — Liegen zwei gleichseitige Dreiecke konzentrisch, so ist der Punkt, welcher einem Eck des einen als symmetrisch zugeordneter Punkt bezüglich einer Symmetralen des anderen entspricht, zu den übrigen Ecken des erstern hinsichtlich der übrigen Symmetralen des zweiten Dreiecks symmetrisch gelagert. — Zwei Kreise K_1 und K_2 liegen auf der gleichen Seite einer Geraden g. An jeden dieser Kreise soll eine Tangente so gezogen werden, dafs beide Tangenten sich in der Geraden unter gleichen Winkeln zu ihr schneiden. Anwendung der Symmetrie führt rasche Lösung herbei, wenn man für den einen Kreis K_1 den zu ihm symmetrischen K'

hinsichtlich der Geraden g setzt; die Schnittpunkte der gemeinschaftlichen Tangenten an K_2 und K' mit g sind die Ausgangspunkte der gesuchten Tangenten. Auch wenn der eine Kreis zum Punkt wird oder wenn beide Kreise die Radien 0 annehmen, bleibt diese Lösung brauchbar; im letztern Falle findet die Aufgabe in der Physik die bekannte Anwendung.

Zur Lösung von Aufgaben, in welchen der unzugängliche Schnittpunkt zweier Geraden eine Rolle spielt, ist unter andern Mitteln auch die Symmetrie geeignet. Man wählt die Symmetrale mit Rücksicht auf thunlichst einfache Lösung und stellt die zu den gegebenen Elementen und Gebilden symmetrischen her, wobei dem unzugänglichen Punkt ein zugänglicher symmetrischer entsprechen mufs; dann löst man für das letztgefundene symmetrische Gesamtgebilde die Aufgabe und sucht an Stelle der so gewonnenen Lösung die zu ihr symmetrisch gelegene als die eigentlich geforderte. Hieher gehören z. B. die Aufgaben: Durch zwei Punkte eine Gerade zu ziehen, von denen der eine als Schnittpunkt zweier Geraden aufserhalb der verfügbaren Fläche der Tafel oder des Zeichnungsblattes liegt. (Sonderfall hiezu[1]): Durch den unzugänglichen Schnittpunkt zweier Geraden ist eine Parallele zu einer dritten Geraden zu ziehen.) — Es soll der Halbierungsstrahl eines Winkels mit unzugänglichem Scheitel gezeichnet werden. — Ein Kreis ist gesucht, der drei Gerade mit nur unzugänglichen Schnittpunkten berühre. — Ein zu findender Punkt soll von einem gegebenen Punkte und den Schenkeln eines Winkels mit unzugänglichem Scheitel gleiche Abstände besitzen.

Die oben betrachteten zwei Kreise mit gemeinschaftlichen Tangenten weisen, falls sie gleich sind, aufser der Achsensymmetrie zu ihrer Zentralen und zum Mittellot dieser auch noch zentrische Symmetrie zum Schnittpunkt der beiden letztern, dem Mittelpunkt der Zentrale auf, welcher Punkt zugleich innerer Ähnlichkeitspunkt ist. Auch zwei Vielecke können die Lage dieser Kreise besitzen. Dann liegen entsprechende Ecken beider auf demselben Strahl eines Büschels in gleicher

[1]) In kürzerer Form: Es ist ein unzugänglicher mit einem unendlich fernen Punkt durch eine Gerade zu verbinden.

Entfernung vom Träger desselben; hieraus folgt unmittelbar, dafs durch halbe Umdrehung der Halbstrahlen, auf welchen die Ecken des einen Vielecks liegen, mit samt dem Vieleck notwendig Deckung mit den Halbstrahlen des andern Vielecks, ferner mit den Ecken dieses und also mit dem ganzen zweiten Vieleck erfolgen mufs. Die Vielecke haben demnach entsprechend gleiche Seiten und gleiche Winkel mit gleicher Aufeinanderfolge im nämlichen Sinne, weil ja durch Verschiebung in der Ebene Decken herbeizuführen war. Übrigens lehrt schon die Anschauung Vorhandensein gleichen Sinnes, es ergibt sich auch leicht die parallele Lage entsprechender Seiten der Vielecke. Zentrisch symmetrische Vielecke liegen zugleich perspektiv kongruent.

Im regelmäfsigen Vieleck ist jedes Seitenmittellot und jede Winkelhalbierende zugleich Symmetrale. Beide Gruppen von Geraden ergeben sich gemäfs der Symmetrie am Kreise als Durchmesser des umschriebenen Kreises. Vom Ausgangspunkt eines solchen Durchmessers besitzen die Ecken des Vielecks als Punkte jenes Kreises paarweise gleichen Bogenabstand, sind somit zu diesem Durchmesser symmetrisch. Im paren Vieleck (d. h. mit gerader Eckenanzahl) gehört jedes Seitenmittellot zu zwei Gegenseiten, welche somit parallel sind, jede Winkelhalbierende zu zwei Gegenecken; im unparen Vieleck ist jede Winkelhalbierende zugleich Mittelsenkrechte zur Gegenseite. In beiden Fällen ist also die Zahl der Symmetralen der Ecken- oder Seitenzahl des Vielecks gleich. — Liegt ein Punkt aufserhalb jeder Symmetralen eines regelmäfsigen Vielecks, so bilden die hinsichtlich dieser Symmetralen ihm symmetrisch zugeordneten Punkte die Ecken eines zweiten regelmäfsigen Vielecks gleicher Eckenzahl, konzentrisch mit dem vorigen. — Sucht man zum Mittelpunkte des regelmäfsigen Vielecks bezüglich der Seiten die symmetrischen Punkte, so entsteht ein zweites, dem erstern kongruentes regelmäfsiges Vieleck; beide Vielecke zusammen bilden ein regelmäfsiges Sternvieleck doppelter Eckenzahl. — Im paren Sehnenvieleck mit nur gleichen Winkeln ist jedes Seitenmittellot, im paren Tangentenvieleck mit nur gleichen Winkeln jede Winkelhalbierende Symmetrale.

Bei umfangsgleichen regelmäſsigen Vielecken nimmt die Fläche mit der Eckenzahl zu, letztere ist der Zahl der Symmetralen gleich. Es wird also die Fläche zugleich mit der Anzahl der Symmetralen ein Gröſstes werden. Dies ist beim Kreis der Fall. Nach Steiner läſst sich dies mittelst Symmetrie folgendermaſsen zeigen. Eine geschlossene geradlinige Figur mit einspringenden Winkeln kann bei gleichbleibendem Umfange ihrer Fläche nach vergröſsert werden. Man lege durch zwei ausspringende Ecken, welche eine einspringende Seitenfolge begrenzen, die Symmetrale und zeichne für diese zu jener Seitenfolge die symmetrische. Der Umfang des Vielecks wird nicht geändert, wenn man die erste Seitenfolge durch die zweite ersetzt, wohl aber das ursprüngliche Vieleck um die doppelte Fläche zwischen Symmetrale und einspringender Seitenfolge vergröſsert. Ebenso kann bei einer geschlossenen krummlinigen Figur mit einwärts gebogenen Teilen eine Tangente an zwei Punkte der Linie als Symmetrale benützt werden, um zu dem einerseits der Symmetrale hohl liegenden, dem einwärts gebogenen Teil der krummen Linie den symmetrischen zu zeichnen; auch hiedurch wird die Fläche der geschlossenen Figur vergröſsert ohne Änderung des Umfangs. Unter umfangsgleichen Figuren zeigen somit jene von gröſster Fläche die hohle Seite durchaus gegen das Innere gerichtet. — Jede geschlossene Figur von gröſster Fläche unter allen ihr umfangsgleichen Figuren muſs durch jede Gerade, welche ihren Umfang halbiert, auch der Fläche nach halbiert werden. Man bestimme zu irgend einem Punkt im Umfange den Gegenpunkt so, daſs die zwei hiedurch entstehenden Stücke des Umfanges gleich lang werden. Zu der diese zwei Punkte verbindenden Geraden als Symmetralen suche man bezüglich des gröſseren von den beiden Teilen der Fläche jener Figur die symmetrische Figur und setze die letztere an die Stelle des kleinern, mit ihr auf derselben Seite der Symmetralen liegenden Teiles der ursprünglichen Figur. Ohne Änderung des Umfanges wurde hiedurch die Gesamtfläche der gegebenen Figur um die Differenz zwischen den Flächeninhalten der beiden erstentstandenen Teile vergröſsert. Erhielt hiebei die neue Figur an der Symmetrale eine einspringende Stelle, so

ist nach dem oben angewandten Verfahren eine nochmalige Vergröſserung der Fläche ohne Umfangsänderung möglich. Letzteres tritt aber unter allen Umständen unzähligemale bei jeder geradlinigen Figur ein. Die gröſstflächige Figur bei Umfangsgleichheit kann somit nur durchaus krummlinig sein. Soll ferner bei einer krummlinigen Figur nach Anwendung des zweiten Verfahrens keine einspringende Stelle an der Symmetrale entstehen können, so muſs die gewählte, den Umfang halbierende Symmetrale zugleich Normale der Linie sein. Von der geschlossenen Linie, welche bei gegebenem Umfange gröſste Fläche umschlieſst, muſs demnach gefordert werden, daſs sie durchaus krumm sei, daſs jede den Umfang halbierende Gerade auch die Fläche halbiere, ferner daſs jede diese Bedingungen erfüllende Gerade auch auf den Tangenten der Linie, welche in ihren Schnittpunkten mit letzterer an diese gezogen werden, senkrecht stehe. Diese Bedingungen erfüllt unter den Gestalten der Planimetrie der Kreis; nur bei ihm sind alle Durchmesser Symmetralen, halbieren Umfang und Fläche, sind lotrecht zu den Tangenten ihrer Endpunkte.

Als einfachere Minimumsaufgabe, welche unter Anwendung von Symmetrie rasch gelöst wird, diene die bekannte: Es soll ein zu bestimmender Punkt S einer Geraden MN mit zwei gegebenen Punkten A und B auſserhalb derselben auf gleicher Seite gelegen durch Strecken kleinster Summe verbunden werden. Benützt man die gegebene Gerade als Symmetrale für den einen Punkt A und die von ihm ausgehende Strecke $A\,S$, so muſs auch die Summe der von A_1 als dem zu A bezüglich $M\,N$ symmetrischen Punkte ausgehenden Strecke $A_1\,S$, weil mit $A\,S$ gleichlang, und der anderen Strecke $B\,S$ ein Minimum sein; das ist aber die Strecke $A_1\,B$. — Auch die Verallgemeinerung dieser Aufgabe erlaubt Anwendung der Symmetrie zur Lösung: Gegeben sind mehrere Gerade und zwei Punkte; es soll ein Kantenzug kürzester Länge zwischen den gegebenen Punkten als Endpunkten hergestellt werden, dessen Ecken nacheinander in den einzelnen Geraden liegen. Die beiden Punkten seien A und B, die Geraden g_1, g_2 u. s. f.; man bestimmt A_1 zu A bezüglich g_1 symmetrisch, A_2 zu A_1 bezüglich g_2 u. s. f. $A_n\,B$ muſs dann auch Minimum sein,

also $A_n B$ eine Strecke. Diese schneide nun g_n in E_1, wodurch das erste Eck des Kantenzugs bestimmt ist. Die Strecke $E_1 A_{n-1}$ schneide g_{n-1} in E_2 u. s. f. Ebenso kann man von B aus B_1, B_2 ... aufsuchen oder auch gleichzeitig von A und B aus vorgehen.

II.

Den Gebilden der Ebene entsprechen in perspektivischer Hinsicht Gebilde im Strahlenbündel. Der Ebene selbst als Träger aller Gebilde in ihr entspricht dabei der Träger des Bündels, der im Bündel einzig vorhandene Punkt; jedem Punkt der Ebene ist ein Strahl im Bündel, jedem Strahl der Ebene eine Ebene im Bündel, der Strecke als Teil einer geraden Punktreihe der Ebene der Winkel als Teil eines Strahlenbüschels im Bündel, dem Winkel als Teil eines Strahlenbüschels in der Ebene dagegen der Keil als Teil eines Ebenenbüschels im Strahlenbündel, dem Dreieck also das Dreikant zugeordnet. Zwei Halbebenen im Büschel, von demselben Strahl als Träger ausgehend, sind zu einander symmetrisch bezüglich der Halbebene desselben Büschels, welche ihren Keil halbiert. Zwei Ebenen eines Büschels besitzen als Symmetriemitte jede ihrer beiden zu einander senkrechten, keilhalbierenden Ebenen, von welch letzteren auch jede zur andern symmetrisch liegt; zwei parallele Ebenen sind symmetrisch zu der mitten dazwischen gelegenen Parallelebene.[1])

Jene Ebene, zu welcher zwei andere Ebenen symmetrisch liegen, verhält sich gegen diese wie ein ebener Spiegel; jede der letztern Ebenen ist das Spiegelbild der andern hinsichtlich der ersten Ebene als Spiegel. Um deswillen soll hier diese Art Symmetrie kurz die Spiegelsymmetrie, es sollen die beiden Ebenen bezüglich der dritten spiegelsymmetrisch genannt werden, während die Symmetrieebene den Namen Spiegel führen soll. Als Zeichen für spiegelsymmetrisch gelte: (X).

---

[1]) Die andere Symmetriemitte ist in diesem Sonderfalle die unendlich ferne Ebene, welche ja auch dem Parallelebenenbüschel der beiden gegebenen Ebenen angehört.

Zwei Ebenen A_1 und A_2 besitzen eine keilhalbierende Ebene M; weitere bezüglich M spiegelsymmetrische Paare zum Büschel $A_1 A_2$ gehörig seien: B_1 und B_2, C_1 und C_2. Dann ist die Folge $A_1 B_1 C_1$ entgegengesetzt der Folge $A_2 B_2 C_2$. Ist der Keil zwischen $A_1 B_1$ verschieden von jenem zwischen $B_1 C_1$ (z. B. $A_1 \hat{} B_1 > B_1 \hat{} C_1$), so kann die Folge $A_1 B_1 C_1$ mit der ihr symmetrischen $A_2 B_2 C_2$ nicht zum Decken gebracht werden. Die Beziehung lautet also hier: Weil spiegelsymmetrisch, darum nicht kongruent. Der Sinn der Aufeinanderfolge kann nicht mehr durch einen dem Umklappen ebener Gebilde analogen Vorgang in den entgegengesetzten umgewandelt werden. — Stehen zwei Ebenen senkrecht aufeinander, so halbiert jede den flachen Keil, den die Hälften der andern Ebene bilden, jede der Ebenen ist symmetrisch zur andern. Werden die vier rechten Keile dieser zwei Ebenen durch zwei weitere, zu einander senkrechte Ebenen halbiert, so ist jede der vier Ebenen eine Symmetriemitte oder ein Spiegel des Gebildes. — Der Ebenenbüschel ist zu seiner Achse und zu jeder seiner Ebenen, der Strahlenbündel zu jedem seiner Strahlen und zu jeder seiner Ebenen, wie auch zu seinem Träger symmetrisch, der Parallelstrahlenbündel zu jedem seiner Strahlen und Ebenen, wie auch zu jedem Strahl des zu ihm senkrechten Parallelstrahlenbündels und zu jeder Ebene des zu ihm senkrechten Parallelebenenbüschels.

Das gleichschenklige Dreikant besitzt als Symmetriemitte, als Spiegel die Ebene, welche den Keil an der Firstkante (oder den Firstkeil) halbiert. Die beiden rechtkeiligen Teildreikante sind zu dieser Ebene symmetrisch, haben deshalb entgegengesetzten Sinn, wie dies auch die Anschauung ergibt; sie sind demnach nie zum Decken zu bringen, trotzdem die Bestimmungsstücke einzeln gleich sind und ebenso die Aufeinanderfolge entsprechender gleicher Stücke in beiden dieselbe ist. Es läfst sich dagegen das eine der Teildreikante so legen, dafs seine Seiten Scheitelwinkel zu den gleichen Seiten des andern, seine Keile Scheitelkeile zu denen des andern werden; beide Dreikante sind dann Scheiteldreikante. Die Symmetriemittelebene oder der Spiegel des gleichschenkligen Dreikants halbiert den Firstkeil, die Gegenseite dazu

und steht auf letzterer senkrecht, ist sonach mittelsenkrechte Ebene zu ihr.

Stellen wir zu einem beliebigen Dreikant das Scheiteldreikant her, so ist gleichfalls Übereinstimmung zwischen beiden vorhanden hinsichtlich der Gröfse der einzelnen Keile und Seiten, wie bezüglich der Aufeinanderfolge; verschieden ist nur der Sinn letzterer in beiden. Legen wir sie so, dafs sie eine gleiche Seite gemein haben und beiderseits dieser gleichen Seite liegen, so halbiert die Ebene dieser gemeinsamen Seite den einen wie den andern Keil des von jeder ihrer zwei Grenzkanten ausgehenden Seitenpaares der Dreikante. Das Vierkant als Summe der beiden Dreikante wird durch die andere Diagonalebene (die erste war die gemeinsame Seite) in zwei gleichschenklige Dreikante zerlegt. Jedes dieser beiden zerfällt durch die erste Diagonalebene in zwei dieser Ebene spiegelsymmetrische Dreikante; es ist dann die Summe der beiden Teildreikante einerseits dieser Ebene auch spiegelsymmetrisch zur Summe der beiden anderen auf der anderen Seite jener Ebene bezüglich letzterer. Hieraus geht hervor, dafs die beiden auseinandergenommenen und mit einer Seite aneinandergelegten Scheiteldreikante spiegelsymmetrisch zur Ebene ihrer gemeinsamen Seite sind.

Legen wir dagegen die beiden Scheiteldreikante so, dafs sie eine gleiche Seitenfläche ab gemein haben und beide einerseits dieser liegen, so lagern die gleichen Keile an verschiedenen Grenzkanten (an a und b) dieser gemeinsamen Seite, also der kleinere an ab liegende Keil des einen im gröfseren an ab anliegenden Keil des andern; die dritten Kanten c_1 und c_2 fallen nicht in denselben Halbstrahl des Bündels, dem beide Dreikante angehören. Die beiden gleichen, kleineren Keile an ab sind Basis- oder Bodenkeile eines neuen gleichschenkligen Dreikants abs_1, dessen Firstkante s_1 als Schnitthalbstrahl von den Gegenseiten der beiden gröfseren, an der gemeinsamen Seite liegenden gleichen Keile der beiden Dreikante erzeugt wird. Der Spiegel des gleichschenkligen Dreikants abs_1 ist die zur gemeinsamen Seite ab mittelsenkrechte Ebene. Erweitern wir die zweiten keilbegrenzenden

Seiten der gröfsern gleichen Keile an ab bis zu ihrem Schnitthalbstrahl s_2, so entsteht ein zweites gleichschenkliges Dreikant abs_2; auch dieses ist spiegelsymmetrisch zur mittelsenkrechten Ebene der Seite ab. Die letztere Ebene enthält also die Kanten s_1 und s_2, ist damit Diagonalebene des Vierkants $c_1 s_1 c_2 s_2$ und Symmetrieebene oder Spiegel desselben, da sie die Keile zwischen $s_1 c_1$ und $s_1 c_2$, zwischen $s_2 c_1$ und $s_2 c_2$ halbiert, oder weil in diesem Vierkant die Seiten $s_1 c_1$ und $s_1 c_2$, ebenso die Seiten $s_2 c_1$ und $s_2 c_2$ gleich grofs sind. Die dritten Kanten c_1 und c_2 beider zusammengelegter Scheiteldreikante sind zur mittelsenkrechten Ebene der gemeinsamen Seite ab spiegelsymmetrisch und somit auch die beiden Dreikante selbst. Aus der Untersuchung ergibt sich, dafs Scheiteldreikante nie zum Decken, wohl aber auf zweifache Weise in symmetrische Lage bezüglich einer Ebene bei gemeinschaftlicher Seite gebracht werden können. Die zentrische Symmetrie der Scheiteldreikante mit dem gemeinsamen Scheitel als Symmetriezentrum kann also durch Trennung und Verschiebung der Dreikante in Symmetrie bezüglich einer Ebene verwandelt werden. Trennt man zwei Scheiteldreikante und verschiebt das eine so, dafs seine Kanten entgegengesetzt parallel den Kanten des andern bleiben, so bleibt zentrische Symmetrie zum Mittelpunkt der Verbindungsstrecke der Scheitel.

Bauen wir über einer Seite ein Dreikant aus seinen Bestimmungsstücken auf, so bieten sich vier Möglichkeiten des Vorgehens dar und es entstehen 4 Dreikante über der Seite ab mit den dritten Kanten c_1, c_2, c_3, c_4, welche 4 Dreikante dieselben Stücke in gleicher Aufeinanderfolge enthalten. Auf grund der vorausgehenden Entwicklungen ergibt sich, dafs abc_1 (X) abc_3, wie auch abc_2 (X) abc_4 hinsichtlich der Ebene ab, dagegen abc_1 (X) abc_2, wie abc_3 (X) abc_4 bezüglich der mittelsenkrechten Ebene der Seite ab sind. Die Dreikante 1 und 2, 1 und 3, 2 und 4, 3 und 4 haben je entgegengesetzten Sinn. Welche Lagenbeziehung weisen aber die Dreikante 1 und 4, 2 und 3 auf? Um dies zu erkunden, gehen wir vom Schnitthalbstrahl der beiden Spiegel zu 1 und 2, 1 und 3, nämlich der Symmetralen für die Seite ab aus; sie sei mit m bezeichnet. Es ist $\angle\, ma = \angle\, mb$, $\angle\, ac_1$

$= \angle\, b c_4$, $m \hat{a} c_1 = m \hat{b} c_4$, daher Dreikant $m a c_1$ in völliger Übereinstimmung mit Dreikant $m b c_4$ hinsichtlich aller Stücke und deren Aufeinanderfolge. Deshalb ist auch $a \hat{m} c_1 = b \hat{m} c_4$, daher gehören die Kanten c_1 und c_4 einer Ebene des Büschels mit dem Träger m an, ebenso die Kanten c_2 und c_3 einer weiteren Ebene dieses Büschels. Da ferner $\angle\, m c_1 = \angle\, m c_4$, ist m auch Symmetrale im $\angle\, c_1 c_4$, desgleichen im $\angle\, c_2 c_3$. Die Kanten a und b, c_1 und c_4, c_2 und c_3 sind symmetrische Paare für den Halbstrahl m als der Symmetralen; die Dreikante 1 und 4, 2 und 3 haben je die Schnittgerade jener beiden Ebenen zur Symmetralen, zu denen die Dreikante 1 und 3, 1 und 2, bezw. 2 und 4, 3 und 4 spiegelsymmetrisch sind. Drehen wir Dreikant $a b c_1$ halb um diese Symmetrale m, so deckt es das Dreikant $a b c_4$, ebenso wie $a b c_2$ nach einer halben Umdrehung um m sich mit $a b c_3$ deckt. Die Dreikante 1 und 4, 2 und 3 müssen somit gleichen Sinn aufweisen, wie ja der Augenschein sofort lehrt.

Den Zusammenhang zwischen den Beziehungen der vier über derselben Seite errichteten Dreiecke in der Ebene und der vier eben erörterten Dreikante im Strahlenbündel erkennt man rasch, wenn man die letzteren durch eine Ebene senkrecht zur Symmetralen m schneidet, oder erstere aus einem Punkte des Lotes projiziert, welches zur Ebene der Dreiecke im Symmetriezentrum derselben errichtet wurde. Den Symmetralen der Dreiecke entsprechen die Spiegelebenen bei den Dreikanten, dem Symmetriezentrum der ersteren die Symmetrale der letzteren u. s. f. Zur Umklappung der ersteren behufs Herbeiführung des Deckens kann kein entsprechender Vorgang bei letzteren gebildet werden; dagegen entspricht der Drehung der ersteren um das Symmetriezentrum die damit gleichzeitig vor sich gehende Drehung der letzteren um die Symmetrieachse; beide Drehungen halb ausgeführt bringen das Decken zuwege.

Bei den Dreikanten fanden wir drei Arten der symmetrischen Beziehung: Symmetrie bezüglich eines Punktes, einer Ebene, einer Geraden. Die beiden ersteren Beziehungen können durch Verschiebung des einen Dreikants jederzeit

gegenseitig in einander übergeführt werden, keine derselben jedoch in die letzte oder diese in eine der ersteren. Für die beiden letzteren treten bei Dreiecken die symmetrischen Beziehungen hinsichtlich einer Geraden und eines Punktes auf. Was entspricht jedoch der Beziehung zweier Scheiteldreikante in der Dreieckslehre? Das Symmetriezentrum für Scheiteldreikante ist der Träger des Bündels, dem sie angehören; ihm ist die Ebene zugeordnet, welche als einziges vorhandenes Element dieser Gattung alle in ihr liegenden Punkte, Gerade und Gebilde aus solchen trägt. Suchen wir nun zum Dreieck die symmetrische Figur hinsichtlich seiner Ebene als Spiegel, so erhalten wir wieder dasselbe Dreieck als Spiegelbild, jedoch mit Vertauschung der Ober- und Unterseite seiner Ebene. Das Dreieck ist seiner ganz durchgeführten Umklappung spiegelsymmetrisch bezüglich seiner Ebene, wie seiner halb vollzogenen Umklappung hinsichtlich der gemeinsamen Seite. Wir haben also in den beiden Scheiteldreikanten auch nur die beiden Seiten desselben Dreikants vor uns. Würden wir, in der Ebene selbst bleibend, nacheinander die beiden Seiten desselben Dreiecks ins Auge fassen, so kämen uns diese ebenso verschieden von einander vor, wie die beiden Scheiteldreikante im Bündel. So wenig als letztere könnten wir uns dann die ersteren als solche Figuren vorstellen, die zum Decken gebracht werden können.

Dem Kreise der Ebene entspricht der Drehkegel im Strahlenbündel, den zwei Seiten der Kreisfläche entsprechen die zwei Hälften des vollständigen Drehkegels. Letzterer ist zu seiner Achse symmetrisch, wie ersterer zu seinem Mittelpunkt. Jede Ebene des Büschels der Achse ist Spiegel für den Drehkegel, wie die durch den Kreismittelpunkt gehende Gerade Symmetrale des Kreises ist. Der Winkel zweier Mantelstrahlen entspricht der Kreissehne, als gröfster (die Kegelweite) dem Durchmesser; dieser Winkel liegt spiegelsymmetrisch zu jener Ebene der Achse, welche zur Ebene der Mantelstrahlen (oder zur Ebene des Winkels) senkrecht steht. Die Tangentialebene des Kegels enthält einen Doppelstrahl des Mantels und ist somit symmetrisch zur Ebene durch Kegelachse und Doppelstrahl, beide Ebenen sind senkrecht zu einander. —

Durch einen Strahl des Bündels sind zwei Tangentialebenen an den Drehkegel im Bündel möglich, wenn der Strahl aufserhalb des Kegels liegt. Die beiden Tangentialebenen liegen symmetrisch zu jener Ebene, die durch den Strahl und die Kegelachse bestimmt ist, zur Achsenebene des Strahls. Die beiden Winkel zwischen dem erstern Strahl und den Berührungsstrahlen sind gleichgrofs, der Keil der Ebenen beider Winkel wird durch die Achsenebene des gegebenen Strahls als dem Spiegel halbiert. — Schneiden sich zwei Drehkegel mit derselben Achse, so ist diese Achse auch Raumsymmetrale [1]) für den Schnittkreis, d. h. die Ebene des Schnittkreises steht zur Achse senkrecht, der Mittelpunkt desselben liegt in der Achse. — Zwei Drehkegel desselben Bündels sind spiegelsymmetrisch zur Ebene ihrer Achsen. Schneiden oder berühren sie sich, so ist der Winkel ihrer gemeinsamen Mantelstrahlen oder ihre gemeinsame Tangentialebene symmetrisch zur Achsenebene. Die etwaigen zwei äufseren oder zwei inneren gemeinschaftlichen Tangentialebenen der Kegel sind je symmetrisch zur Achsenebene, ihr Schnittstrahl liegt in dieser, ihr Keil wird durch sie halbiert.

Im gleichschenkligen Dreikant enthält der Spiegel die Achsen des ein- und umbeschriebenen Drehkegels, in jedem gleichseitigen Dreikant fallen diese beiden Achsen in den Schnittstrahl der drei möglichen Spiegelebenen. Kurz, es zeigt sich eben, dafs der Lehre vom Dreieck und Kreis in der Ebene gegenübersteht die Lehre vom Dreikant und Drehkegel im Strahlenbündel, dafs der ebenen Geometrie eine Geometrie des Strahlenbündels entspricht, welche aber erst noch zusammenzustellen wäre; denn auch diese Scheidung der Stereometrie in die Geometrie des Strahlenbündels und die Geometrie des Raumes ist in den gebräuchlichen Lehrbüchern für den Schulunterricht noch nicht vollzogen.

Dem regelmäfsigen Vielkant kann ein Drehkegel ein- und umbeschrieben werden. Die gemeinsame Achse beider ist

[1]) Zum Unterschied von den unzähligen Symmetralen des Kreises in dessen Ebene (den Zentralen oder Durchmessern) soll diese einzige Symmetrale aufserhalb seiner Ebene (das Mittellot desselben) Raumsymmetrale genannt werden als Achse räumlicher Symmetrie.

Raumsymmetrale bei parer Kantenzahl. Jede der n Spiegelebenen enthält diese Achse. Bei parem n sind $\frac{2}{n}$ Spiegel keilhalbierend, die übrigen $\frac{n}{2}$ mittelsenkrecht zu den Seiten; ist n unpar, so ist jede der n Spiegelebenen zugleich Keilhalbierende und mittelsenkrecht zur Gegenseite des halbierten Keils.

Ist der Träger des Strahlenbündels uneigentlich, ein unendlich ferner Punkt, so haben wir den Parallelstrahlenbündel vor uns. Er enthält Parallelstrahlenbüschel, Parallelstreifen statt gewöhnlicher Strahlenbüschel und Winkel, er besitzt neben gewöhnlichen Ebenenbüscheln mit parallelen Trägern noch Parallelebenenbüschel, statt gewöhnlicher Dreikante und Vielkante Parallelkante, statt Drehkegeln Drehcylinder. In diesem Sinne hat man dann zu obigen Wahrheiten die Sonderfälle zu bilden.

III.

Zwei Punkte des Raumes sind zu einer Geraden oder einer Ebene symmetrisch, wenn die Verbindungsstrecke der beiden Punkte durch die Gerade oder die Ebene senkrecht halbiert wird. Gerade und Ebene müssen mittelsenkrecht zur Strecke zwischen zwei Punkten sein, wenn diese zu jenen symmetrisch sind. Die Punkte können im erstern Falle zum Decken gebracht werden durch halbe Umdrehung des einen samt seines Lotes um die Symmetrale als Achse; im letztern Falle ist ein solches Umdrehen um die Ebene nicht mehr möglich. — Der geometrische Ort eines Punktes, welcher von zwei Punkten des Raumes gleiche Entfernungen besitzt, ist eine Ebene als Symmetriemitte, als Spiegel jener Punkte.

Zwei Gerade, die zu einer dritten symmetrisch sind, kreuzen sie unter gleichen Winkeln und kreuzen sich, wobei aber die Richtungen der drei Geraden demselben Strahlenbüschel angehören, oder schneiden die Symmetrale in demselben Punkte unter gleichen Winkeln, der gleichen Ebene angehörig (Sonderfall zum vorigen), oder endlich (im Sonderfalle zum

letztern) sind zu ihr in der nämlichen Ebene parallel in gleicher Entfernung beiderseits. — Zwei Gerade in spiegelsymmetrischer Lage zu einer Ebene schneiden sich in einem Punkte dieser Ebene unter gleichen Winkeln zu ihr und bestimmen eine zum Spiegel senkrechte Ebene. — Sind zwei Ebenen zu einer Geraden symmetrisch, so schneidet der Schnittstrahl beider Ebenen diese Raumsymmetrale senkrecht und letztere halbiert den Neigungswinkel des Keils der Ebenen, d. h. die Gerade ist ebensowohl für den Schnittstrahl, wie den Neigungswinkel Symmetrale, weil sie solche für beide Ebenen ist. — Zwei Ebenen, zu einer dritten spiegelsymmetrisch, schneiden diese dritte in derselben Geraden unter gleichen Keilen zu ihr. — Zwei Punkte des Raumes sind zu einem dritten symmetrisch, wenn dieser ihre Verbindungsstrecke halbiert. — Zwei zu einem Punkte symmetrische Gerade oder Ebenen sind je unter sich parallel, das Symmetriezentrum ist in der Mitte zwischen diesen, liegt im erstern Falle mit beiden Geraden in derselben Ebene. — Der Raum ist symmetrisch zu jedem seiner Punkte, jeder seiner Geraden und Ebenen.

Die Herstellung des symmetrischen Gebildes zu einem gegebenen Gebilde ist bei Symmetrie bezüglich eines Punktes oder einer Ebene nur auf eine Art, hinsichtlich einer Geraden dagegen auf zwei Wegen möglich. Sucht man zu einem Punkte A bezüglich eines andern M den zentrisch symmetrischen A_1, so verlängert man die Strecke AM über M hinaus um die eigne Länge; der neue Endpunkt ist der gesuchte Punkt A_1. Dies Verfahren wiederholt liefert das zu einem Gebilde bezüglich eines Punktes symmetrische Gebilde. — Um zu einem Punkt hinsichtlich einer Ebene den symmetrischen Punkt zu finden, fällt man das Lot vom Punkt zur Ebene und verlängert dies um sich selbst über den Fufspunkt hinaus. Die Wiederholung führt zur Herstellung des Spiegelbildes zu einem Gebilde. — Ist zu einem Gebilde bezüglich einer Raumsymmetrale das achsialsymmetrische verlangt, so fällt man von den Punkten desselben schneidende Lote zur Symmetralen und verlängert diese je um sich selbst über die Symmetrale hinaus oder man dreht das Gebilde um die Symmetrale halb um. Es ist leicht zu sehen, dafs beide male das gleiche Ergebnis entsteht.

Jeder der beiden üblichen Beweise des Satzes: „Steht eine Gerade auf zwei Strahlen eines gewöhnlichen Büschels senkrecht, so steht sie auf jedem Strahl dieses Büschels senkrecht“ weist symmetrische Gebilde auf und läſst sich deshalb durch Einführung der Symmetrie abkürzen. Im Euklid'schen Beweise ist die zum Büschel senkrechte Gerade Symmetrale des Raumgebildes, auf dessen Eigenschaften der Beweis beruht. SN sei die Gerade, S Träger des Büschels, SA, SB, SC seien die 3 Strahlen des Büschels. Die Punkte A, B, C sollen in einer Geraden liegen. Zu dieser Punktgruppe A, B, C sucht man die bezüglich S zentrisch symmetrische Gruppe A_1, B_1, C_1; $\angle NSA$ und $\angle NSB$ seien voraussetzungsgemäſs rechte Winkel, von $\angle NSC$ ist zu beweisen, daſs er recht ist. Das Tetraeder $NSAB$ ist zum Tetraeder NSA_1B_1 achsialsymmetrisch hinsichtlich der Raumsymmetralen NS. Dreht man das erstere halb um NS, so deckt es das letztere. Da aber A zu A_1, C zu C_1 zentrisch symmetrisch hinsichtlich S ist, so ist auch $\triangle SAC$ (·) $\triangle SA_1C_1$, es deckt $\triangle SAC$ nach halbem Umdrehen um S das $\triangle SA_1C_1$, folglich Punkt C hiebei Punkt C_1. Es deckte nun vorhin beim Halbumdrehen von Tetraeder $NSAB$ die Strecke AB die Strecke A_1B_1, folglich muſs AC auch A_1C_1 decken und es ist Tetraeder $NSAC$ (|) NSA_1C_1 bezüglich NS; $\angle NSC$ deckt hiebei $\angle NSC_1$, also ist jeder ein Rechter. — Bei dem zweiten Beweise, welcher nach Baltzer von Crelle (Cr. J. 45 p. 35), nach Reidt von Cauchy herrührt, ist im Raumgebilde Spiegelsymmetrie vorhanden. Das Tetraeder $NSAB$ besitzt die rechten Winkel NSA und NSB. Punkt N_1 sei dem Punkte N zugeordnet als der bezüglich SA und SB symmetrische Punkt; er liegt demnach auf der Verlängerung von NS über S hinaus, wobei $NS = SN_1$. Zu beweisen ist, daſs N zu N_1 auch bezüglich irgend einer dritten Geraden SC der Ebene SAB und damit bezüglich dieser Ebene symmetrisch ist. Am Tetraeder $ABNN_1$ ist $\triangle ABN \cong \triangle ABN_1$; durch Umklappen um AB ist das eine mit dem andern zum Decken zu bringen; hiebei deckt sich auch CN mit CN_1, also ist $\triangle CNN_1$ gleichschenklig, CS dessen Symmetrale, weil durch die Spitze und die Mitte der Grundlinie gehend. Ebene ABS ist sonach

Spiegel des Tetraeders $ABNN_1$, somit Tetraeder $ABSN$ (X) Tetraeder $ABSN_1$ bezüglich der Ebene ABS als Spiegel, welche Ebene den Keil $N(AB)N_1$ halbiert und zur Gegenkante NN_1 mittelsenkrecht ist. — Steht eine Gerade auf einer Ebene senkrecht, so ist jedes der beiden Elemente zum andern symmetrisch.

Die Gerade, welche zwei windschiefe Strahlen des Raums senkrecht schneidet, heifst gemeinhin die Achse und ist auch Raumsymmetrale derselben. Nach einer halben Umdrehung des Gesamtgebildes um die Achse deckt jeder Strahl sich selbst mit Vertauschung seiner Hälften, also jeder Halbstrahl den Ergänzungshalbstrahl, jeder Punkt eines der beiden Strahlen den ihm symmetrischen Punkt desselben Strahles bezüglich des Schnittpunkts von Strahl und Achse, jede Verbindungsstrecke zweier Punkte beider Strahlen die Verbindungsstrecke der zu jenen Punkten bezüglich der Achse symmetrischen Punkte. Die letztere Eigenschaft pflegt man in gebräuchlichen Lehrbüchern als Lehrsatz vorzuführen und umständlich zu beweisen. — Zu einer von zwei windschiefen Geraden g_1 sei bezüglich der andern m die symmetrische Gerade g_2 gesucht. Die drei Geraden kreuzen sich zu je zweien; g_1 und g_2 besitzen daher aufser der Raumsymmetralen m ihre Achse als zweite Raumsymmetrale; von letzteren beiden ist jede auch Symmetrale der andern. Der Sonderfall hiezu entsteht als Halbierungsstrahlen der Winkel zweier sich schneidenden Geraden. — Am Tetraeder $ABCD$ seien AC und BD senkrecht zu AB, auch sei $AC = BD$, dann ist die Verbindungsgerade der Mitten von AB und CD Raumsymmetrale des Tetraeders. — Zwei sich kreuzende Gerade MN und PQ besitzen die Achse AB; A und B seien die Schnittpunkte der letztern mit den ersteren. Die Punktfolge $A A_1 A_2 A_3 \ldots$ in MN sei kongruent der Punktfolge $B B_1 B_2 B_3 \ldots$ in PQ. Die Mittelpunkte der Strecken AB, A_1B_1, A_2B_2, $A_3B_3, \ldots$ liegen in einer diese Strecken senkrecht schneidenden Geraden, der zweiten Symmetralen von MN und PQ neben AB. — Jede von zwei sich senkrecht kreuzenden Geraden ist auch spiegelsymmetrisch zur Ebene, welche die andere Gerade mit der Achse beider Geraden bestimmt.

Ein Ebenenbüschel mit dem Träger g und eine weitere Ebene E besitzen als gemeinsamen Spiegel M die zur Ebene E senkrechte Ebene des Büschels g. In dieser Spiegelebene M liegt der gröfste und kleinste Winkel der Geraden g mit den Strahlen des Büschels, den der Ebenenbüschel g mit der Ebene E erzeugt. Strahlen dieses Büschels, welche symmetrisch zur Ebene M oder zum Schnittstrahl von M und E liegen, bilden mit g gleiche Winkel.

Zwei Punkte A und B befinden sich in demselben Halbraume der Ebene E. Man soll den kürzesten Weg von A über einen Punkt S der Ebene E hinweg nach B herstellen. Bestimmt man A_1, den zu A bezüglich E spiegelsymmetrischen Punkt, so wird immer $A\,S = A_1\,S$ sein müssen, welche Lage auch S haben mag; es mufs nun $A_1\,S\,B$ ein Kleinstes werden, wenn $A\,S\,B$ ein solches sein soll, dies ist aber die Strecke $A_1\,B$, ihr Schnittpunkt S mit der Ebene E ist der gesuchte Punkt. — Sind mehrere Ebenen gegeben, so bestimmt man bezüglich der ersten zu A den spiegelsymmetrischen Punkt A_1, zu A_1 bezüglich der zweiten den spiegelsymmetrischen Punkt A_2 u. s. f. Da zuletzt $A_n\,B$ ein Minimum werden mufs, wenn die Aufgabe gelöst sein soll, so ist dies die Strecke $A_n\,B$. Sie schneide die letzte Ebene in S_n, so ist $B\,S_n$ ein Glied des verlangten kürzesten Kantenzugs von A nach B über Punkte der Ebenen hinweg. $S_n\,A_{n-1}$ schneide die vorletzte Ebene in S_{n-1}, dann ist $S_n\,S_{n-1}$ ein weiteres Glied desselben u. s. f. — Gehören alle Ebenen einem Parallelstrahlenbündel an (d. h. sind ihre Schnittgeraden parallel) und liegen die gegebenen Punkte A und B in einer Spiegelebene senkrecht zu demselben, so liegt der ganze Kantenzug als Minimalweg auch in diesem Spiegel. — In der Physik finden die Erörterungen dieses Absatzes die bekannte Anwendung.

Die Kugel ist (·) zu ihrem Mittelpunkt, (|) zu jedem Strahl und (X) zu jeder Ebene des Strahlenbündels, welcher den Mittelpunkt zum Träger hat. Jede Sehne der Kugel ist (|) zu dem sie senkrecht schneidenden Durchmesser und (X) hinsichtlich der zu ihr senkrechten Zentralebene (d. i. Ebene, die den Kugelmittelpunkt enthält). Jeder Kreis der Kugel ist (|) zu dem Durchmesser, der senkrecht zu seiner Ebene ist.

Der Sonderfall hiezu lautet: Die Tangentialebene der Kugel ist (|) zu dem Durchmesser, welcher durch den Berührungspunkt beider geht. — Unter den Kreisen, nach welchen die Ebenen eines Strahlenbündels mit einem im Innern der Kugel gelegenen Träger diese schneiden, hat der kleinste als Raumsymmetrale die Zentrale des Trägers oder die gemeinsame Symmetrale der Kugel und des Bündels. — Die Tangenten von einem Punkte aufserhalb der Kugel an diese bilden den Mantel eines Drehkegels; Kugel und Drehkegel besitzen eine gemeinschaftliche Symmetrale, zu welcher auch die gemeinsamen Tangentialebenen beider symmetrisch sind. Der Kreis der Berührungspunkte von Kugel und Kegel, Kugel und Tangentialebenen ist gleichfalls (|) zu dieser Zentralen. Kreis, Kugel und Kegel sind (X) zu jeder Ebene des Büschels, dessen Träger jene Zentrale ist. — Ein Ebenenbüschel und eine Kugel sind (X) zur Zentralebene des Büschels und zu jener Zentralebene der Kugel, zu welcher der Träger des Büschels senkrecht ist; sie erzeugen einen Kreisbüschel, der gleichfalls (X) zu den nämlichen Ebenen liegt und als Chordale den Träger des Ebenenbüschels besitzt.

Zwei Kugeln besitzen stets ihre Zentrale als Raumsymmetrale, ebenso ihr etwaiger Schnittkreis, ihr allenfallsiger innerer und äufserer gemeinsamer Berührungskegel. Die Mittelpunkte der Kugeln liegen also in einer Geraden mit dem Mittelpunkte jenes Schnittkreises oder den Spitzen jener Kegel. Diese Zentrale ist Träger eines Ebenenbüschels, zu dessen Elementen Kugel und Kegel, wie gegebenenfalls auch der Kreis symmetrisch ist. — Die Punkte des Raumes, von welchen aus gleiche Tangenten an beide Kugeln möglich sind, besitzen als geometrischen Ort eine zur Zentralen senkrechte, somit raumsymmetrische Ebene, welche zur Ebene des Schnittkreises wird, wenn sich die Kugeln schneiden, zur gemeinsamen Tangentialebene dagegen, falls sich die Kugeln berühren.

Drei Kugeln liegen stets spiegelsymmetrisch zur Zentralebene (der Ebene ihrer drei Mittelpunkte). Zu dieser sind ferner symmetrisch: die gemeinsamen Kreise je zweier Kugeln, ihre gemeinsame Sehne, die zwei gemeinsamen Punkte der drei Kugeln, insoweit solche gemeinsame Gebilde und Elemente

entstehen, ebenso die allenfallsigen innern und äufsern gemeinsamen Berührungskegel je zweier Kugeln. Die Gerade, von deren Punkten aus gleiche Tangenten an die drei Kugeln möglich sind, die Chordale, liegt ebenfalls spiegelsymmetrisch, d. i. senkrecht zur Zentralebene, sie wird unter Umständen zur gemeinsamen Sehne der drei Kugeln.

Alle Kugeln, welche dieselbe Chordalebene, im Sonderfall denselben Schnittkreis besitzen, an welche sich also von jedem Punkt der Chordalebene gleiche Tangenten ziehen lassen, weisen samt der letzteren auch dieselbe Raumsymmetrale als Zentrale auf. Jede Ebene des Ebenenbüschels dieser Raumsymmetralen ist Spiegel dieses Kugelbüschels und erzeugt mit ihm einen Kreisbüschel symmetrisch zur Symmetralen des Kugelbüschels, während die Chordale des Kreisbüschels Schnittgerade der Chordalebene mit der erstangenommenen Ebene des Ebenenbüschels ist. — Besitzt eine Schar Kugeln dieselbe Gerade als Chordale, d. h. sind von jedem Punkt der Geraden an alle Kugeln gleiche Tangenten möglich, so bildet erstere einen Kugelbündel und es sind alle Kugeln zu ihrer gemeinsamen Zentralebene spiegelsymmetrisch. — Werden die Kugeln eines Büschels von einer weiteren Kugelschar unter rechten Winkeln geschnitten, so gehören die letzteren Orthogonalkugeln einem Bündel an, zu dessen Spiegel (Zentralebene) auch die Symmetrale (Zentrale) des ersteren Büschels spiegelsymmetrisch (senkrecht) ist; die Chordale des Bündels ist eben diese letztere Symmetrale, während die Chordalebene des Büschels jene Spiegelebene des Bündels ist. Umgekehrt werden alle Kugeln eines Bündels nur von den Kugeln eines Büschels senkrecht durchschnitten, dessen Chordalebene Spiegel jenes Bündels ist, während die Symmetrale des Büschels als Chordale des Bündels auftritt. — Die Polarebene eines Punktes bezüglich der Kugel ist zur Zentralen des Pols raumsymmetrisch (oder senkrecht). — Die Polare einer Kugelsehne liegt in der Spiegelebene derselben. — Die Bestimmung des Kugelinhalts mittelst des Prinzips von Cavalieri kann unter Mitbenützung der Symmetrie auf folgenden zwei Wegen herbeigeführt werden.

Man umhüllt die Kugel vom Radius r durch einen Drehcylinder (mit der Höhe $2\,r$) und entfernt aus diesem den

Doppeldrehkegel, welcher mit dem Cylinder gleiche Endkreise besitzt, dessen Spitze also im Mittelpunkte der Kugel ist. Die drei Körper haben dann dieselbe Gerade als Symmetrale. Der Restkörper aus Cylinder und Kegel liefert als ebenen Schnitt senkrecht zur Symmetralen in der Entfernung h vom Mittelpunkt der Kugel einen zur Symmetralen raumsymmetrischen Kreisring mit der Fläche $\pi(r^2-h^2)$, die Kugel wird durch dieselbe Ebene nach einem Kreise von der gleichen raumsymmetrischen Lage und der Fläche $\pi\rho^2 = \pi(r^2-h^2)$ geschnitten. Die Gleichheit dieser Schnitte bedingt nach dem Prinzipe von Cavalieri Inhaltsgleichheit zwischen jenem Restkörper und der Kugel; hieraus ergibt sich der Inhalt der Kugel als $^2/_3$ des Cylinderinhaltes, welcher $\pi r^2 \cdot 2r$ ist, somit zu $^4/_3\,\pi r^3$.

Ein Kugeldurchmesser wird zur Raumsymmetralen für zwei sich senkrecht kreuzende Tangenten, welche die Kugelfläche in den Endpunkten des Durchmessers berühren. Ein symmetrisches Punktpaar der einen Tangente soll vom Berührungspunkt derselben die Entfernungen r, eines der andern Tangente die Entfernungen πr erhalten. Diese vier Punkte sind Eckpunkte eines Tetraeders, welches jenen Kugeldurchmesser als Symmetrale, die beiden Ebenen durch je eine der Tangenten und diese Symmetrale als Spiegel hat. Jede Ebene senkrecht zur Symmetralen erzeugt mit der Kugel einen Schnittkreis, mit dem Tetraeder ein Schnittrechteck, beide Schnittfiguren sind raumsymmetrisch zu jener Symmetralen gelegen, also auch zu demselben Schnittpunkt dieser letztern und der schneidenden Ebene zentrisch symmetrisch, beide auch flächengleich. Ist nämlich die Entfernung jener Ebene beider Figuren vom Kugelmittelpunkt h, so ist die Fläche des Schnittkreises $\pi\rho^2 = \pi(r^2-h^2)$, die Fläche des Rechtecks $xy = \left(\frac{r+h}{2r}\cdot 2\pi r\right)\cdot\left(\frac{r-h}{2r}\cdot 2r\right) = \pi(r^2-h^2)$. Das gröfste (mittlere) Rechteck des Tetraeders hat somit gleich dem in einer Ebene mit ihm liegenden Hauptkreis der Kugel die Fläche πr^2. Nach dem Prinzip von Cavalieri sind nun wieder Tetraeder und Kugel inhaltsgleich. Eine der zwei zu einander symmetrischen Hälften des Tetraeders, wieder ein Tetraeder, zeigt als Grundfläche in der einen der beiden Spiegelebenen ein Dreieck mit der Fläche $\frac{1}{2}\cdot 2r\cdot 2r = 2r^2$, als Höhe hinzu πr, als

Inhalt demnach $\frac{2}{3}\pi r^3$; bezüglich der andern Spiegelebene ist die Grundfläche des entstehenden Halbtetraeders $\frac{1}{2}\cdot 2\pi r\cdot 2r = 2\pi r^2$, die zugehörige Höhe desselben r, der Inhalt $\frac{2}{3}\pi r^3$. Für Tetraeder wie Kugel ergibt sich hieraus der Inhalt $\frac{4}{3}\pi r^3$. — Die Ebene des gröſsten mittleren Schnittes ist Spiegel der Kugel, nicht aber des Tetraeders; jedoch schneiden Ebenen, parallel und symmetrisch zu jener Ebene das Tetraeder nach inhaltsgleichen Rechtecken. Dies wäre Symmetrie hinsichtlich der Flächengröſse, nicht bezüglich der Form; sie würde in gleicher Weise bei jedem Tetraeder auftreten, nicht nur bei dem vorliegenden besonderer Art. Aber bei dem eben erörterten Tetraeder könnte man noch Übereinstimmung im Umfang der Rechtecke herbeiführen, wenn man die Länge der vier Strecken auf den Tangenten der Kugelfläche von den Berührungspunkten aus nicht r und πr, sondern $r\sqrt{\pi}$ wählte; alle diese Rechtecke hätten dann gleichen Umfang. Zwei Figuren in parallelen und symmetrischen Ebenen zur Mittelebene als Spiegel besäſsen in diesem Falle gleiche Fläche, gleichen Umfang und parallele Seiten, ohne symmetrische Lage aufzuweisen. Die beiden kongruenten Rechtecke würden zur Mittelebene spiegelsymmetrisch, sobald das eine $^1/_4$ um die Symmetrale gedreht wäre. Der mittlere Tetraederschnitt hätte in diesem Falle als Quadrat mit der Seite $r\sqrt{\pi}$ dieselbe Fläche πr^2 wie vorher das mittelste Rechteck. Drehte man das eine Halbtetraeder einerseits dieses Quadrats $^1/_4$ um die Symmetrale, so lägen beide Hälften auch spiegelsymmetrisch zur Ebene dieses Quadrats.

Die regelmäſsige, $n$seitige Pyramide hat n die Höhe enthaltende Spiegelebenen. Ist n par, so sind $\frac{n}{2}$ dieser Ebenen mittelsenkrecht zu Gegenkanten der Grundfläche und zu Gegenseitenflächen, die übrigen $\frac{n}{2}$ Ebenen enthalten Gegenseitenkanten und halbieren die Keile an letzteren. Die Höhe ist in diesem Falle zugleich Symmetrale der Pyramide, ihr Fuſspunkt Symmetriezentrum der Grundfläche. Ist dagegen n unpar, so geht jede der n Ebenen von einer Seitenkante als Halbierungsebene des Keils an dieser Kante aus, ist mittelsenkrecht zur Gegenseitenfläche und Gegengrundkante jener Seitenkante. In ganz

entsprechender Weise entsteht der zugeordnete Lehrsatz für das regelmäſsige $n$seitige Prisma.

Errichtet man zwei Tetraeder beiderseits desselben Dreiecks mit gleichen Kanten von dem nämlichen Eckpunkt des Dreiecks aus, so stimmen beide in allen Stücken und deren Aufeinanderfolge überein, zeigen jedoch entgegengesetzten Sinn. Die beiden Tetraeder sind (X) hinsichtlich der Ebene des gemeinschaftlichen Dreiecks, sie können nie zum Decken gebracht werden; auch das sich selbst spiegelsymmetrische gemeinsame Dreieck weist entgegengesetzten Sinn für jedes der Tetraeder auf. Die nicht gemeinsamen Gegenecken der Tetraeder liegen auch spiegelsymmetrisch zur Ebene jenes Dreiecks, welche also mittelsenkrecht zur Strecke zwischen beiden Gegenecken ist.

Stellt man zwei Tetraeder dadurch her, daſs man den Scheitel eines vollständigen Dreikants, d. h. den gemeinsamen Punkt zweier Scheiteldreikante als Symmetriezentrum benützt und auf jeder Kante ein paar hiezu symmetrischer Punkte wählt, so zeigen die beiden so entstandenen Tetraeder wieder gleiche Stücke in gleicher Aufeinanderfolge, jedoch mit entgegengesetztem Sinn. Legt man sie mit gleichen Seitenflächen an einander, so liegen sie beiderseits dieser in der spiegelsymmetrischen Lage des vorhin betrachteten Paares. Es lassen sich also zwei zentrisch symmetrische Tetraeder in spiegelsymmetrische Lage bringen und umgekehrt, jedoch nie zum Decken. Das eine der Tetraeder bietet den Anblick von der einen Seite des Raumes dar, das symmetrische die Ansicht von der entgegengesetzten Seite her. Zur Bewerkstelligung des Deckens wäre ein Hinausgehen aus dem Raume nötig, was uns versagt ist.

Besitzt ein Tetraeder unter seinen Seitenflächen zwei gleichschenklige Dreiecke über derselben Grundlinie, so geht die Spiegelebene des Tetraeders durch die dann jene Grundlinie senkrecht kreuzende Gegenkante (d. i. die Verbindungskante der Spitzen), halbiert den Keil an dieser Gegenkante und ist mittelsenkrecht zur Grundlinie. Die übrigen zwei Seitendreiecke sind, weil zu dieser Ebene spiegelsymmetrisch, unter sich kongruent. Werden letztere Dreiecke noch

gleichschenklig, also die erstern gleichschenkligen Dreiecke auch kongruent, dann besitzt das Tetraeder zwei Spiegelebenen. Jede derselben geht durch eine der zwei senkrechten Gegenkanten, halbiert den Keil an derselben und ist mittelsenkrecht zur andern Gegenkante; jede ist auch Spiegel für die andere. Die Schnittgerade beider ist Symmetrale des Tetraeders. Durch halbe Umdrehung des letzteren um diese Raumsymmetrale erfolgt wieder Deckung.

Ist endlich jedes der vier Dreiecke gleichseitig, so liegt das regelmäfsige Tetraeder vor mit 6 Spiegelebenen, je bestimmt durch eine Kante und die Mitte der Gegenkante, ferner mit 3 Symmetralen durch die Mittelpunkte je eines der drei paar Gegenkanten. Diese 9 Symmetriemitten sind Elemente desselben Strahlenbündels, dessen Träger das gemeinsame Symmetriezentrum der 3 Kugeln ist, deren eine durch die Ecken des Tetraeders geht, während die zweite die Seitenflächen, die dritte die Kanten desselben berührt. — Wählt man diesen Schnittpunkt der 3 Symmetralen und 6 Spiegel als Symmetriezentrum und sucht das zum vorliegenden Tetraeder bezüglich dieses Punktes zentrisch symmetrische, so müssen sich die 12 Kanten beider sechsmal paarweise senkrecht halbieren. Beide Tetraeder durchschneiden sich so, dafs von jeder Tetraederfläche das Dreieck der Seitenmittelpunkte verdeckt bleibt. Die Raumfigur sieht so aus, als ob über den Seitenmitteldreiecken jedes Tetraeders regelmäfsige Tetraeder errichtet wären, oder als ob man auf die 8 Seitenflächen eines regelmäfsigen Oktaeders regelmäfsige Tetraeder aufgesetzt, das Oktaeder zweifach zu Tetraedern erweitert hätte, oder endlich, als ob man die Eckpunkte eines Würfels als Ecken eines neuen Körpers wählte, dessen Kanten die Flächendiagonalen des Würfels darstellen. Dieser sternförmige Körper besitzt die 3 Symmetralen (nach jeder Viertelsdrehung um eine solche erfolgt wieder Deckung) und 6 Spiegelebenen jedes der beiden Tetraeder, er weist aber auch 3 weitere Spiegelebenen auf, welche den Sternkörper und damit jedes der beiden Tetraeder nach Quadraten schneiden, und weist endlich ein Symmetriezentrum als den Schnittpunkt der genannten 12 Elemente auf.

Der **Würfel** besitzt 6 Spiegelebenen, von welchen jede durch ein paar paralleler Gegenkanten bestimmt, somit Diagonalebene desselben ist, 2 Gegenkeile halbiert und den Würfel nach einem Rechteck schneidet; jeder der weiteren 3 Spiegel ist mittelsenkrecht zu 4 parallelen Kanten, er schneidet nach einem Quadrat. Es besitzt somit jede keilhalbierende und jede kantenmittelsenkrechte Ebene am Würfel die Eigenschaft des Spiegels. — Ferner zeigen sich 6 Symmetralen mittelsenkrecht zu je einem paar paralleler Gegenkanten, 3 Symmetralen mittelsenkrecht zu je einem paar paralleler Gegenflächen. Durch jede Symmetrale der ersteren Art geht je ein Spiegel erster und zweiter Art und in jeder Symmetralen der letztern Art schneiden sich 2 Spiegelebenen erster und ebenso viele zweiter Art, so dafs in jeder Spiegelebene erster Art 2 Symmetralen (von jeder Art eine), dagegen in jeder Spiegelebene zweiter Art 4 Symmetralen (von jeder Art 2) liegen. Die 9 Symmetralen und 9 Spiegel gehören einem Strahlenbündel an, dessen Träger der Schnittpunkt der Körperdiagonalen des Würfels als Symmetriezentrum desselben ist. — Jede von den 4 Ebenen, welche durch das Symmetriezentrum senkrecht, also raumsymmetrisch zu einer Körperdiagonale gelegt werden können, schneidet den Würfel nach einem regelmäfsigen Sechsecke, welches zum erstern Punkte natürlich zentrisch symmetrisch ist, sie zerschneidet den Würfel in zwei kongruente, nicht spiegelsymmetrische Hälften, welche durch $^1/_6$ Drehung der einen um die Körperdiagonale in spiegelsymmetrische Lage gebracht werden. Der regelmäfsige Bau des Würfels ist die Ursache, dafs die Hälften im letztern Falle zugleich kongruente und spiegelsymmetrische Raumgebilde sind, dafs der entgegengesetzte Sinn das Decken nicht hindert. — Sucht man zum Symmetriezentrum des Würfels bezüglich jeder Seitenfläche den spiegelsymmetrischen Punkt, so sind die gefundenen Punkte die 6 Eckpunkte eines regelmäfsigen Oktaeders. Zusammen mit den 8 Würfelecken erhält man dann die 14 Eckpunkte eines ebenflächig begrenzten Körpers. Es ist dieser Körper das Rhombendodekaeder, wie der Würfel zentrisch symmetrisch, mit 9 Symmetralen und 9 Spiegeln.

Im regelmäſsigen Oktaeder treten 3 Spiegelebenen als Diagonalebenen je 4 Kanten enthaltend und 4 Keile halbierend auf, sie schneiden nach Quadraten; ferner finden sich 6 Spiegelebenen mittelsenkrecht zu je 2 parallelen Gegenkanten, nach Rauten schneidend. Also ist auch hier jede keilhalbierende und jede kantenmittelsenkrechte Ebene Spiegel. Die 3 Körperdiagonalen, bestimmt durch je ein paar Gegenecken, sind zugleich Symmetralen. Weitere 6 Symmetralen schneiden je ein paar paralleler Gegenkanten mittelsenkrecht; jede von ihnen ist Schnittgerade einer Spiegelebene erster und zweiter Art, jede der erstern 3 Symmetralen Träger von 2 Spiegeln erster und ebenso vielen zweiter Art. Es liegen somit in jeder Spiegelebene erster Art 4 Symmetralen (von jeder Art 2), in jeder der zweiten Art nur 2, nämlich von jeder Art eine. Die 9 Spiegel und 9 Symmetralen enthalten den Mittelpunkt des Oktaeders als Symmetriezentrum desselben. -- Jede der 4 durch dies Symmetriezentrum parallel zu zwei Gegenflächen des Oktaeders gelegten Ebenen schneidet dasselbe nach einem regelmäſsigen Sechsecke, zentrisch symmetrisch zu jenem Punkte, sie zerschneidet das Oktaeder in zwei kongruente, nicht spiegelsymmetrische Hälften, deren jede durch $^1/_6$ Drehung um die Mittelsenkrechte zu den parallelen Gegenflächen in spiegelsymmetrische Lage zur andern gebracht wird. — Wählt man die zum Symmetriezentrum des Oktaeders hinsichtlich der Seitenflächen spiegelsymmetrischen Punkte als Körperecken, so erhält man einen Würfel. Diese 8 Ecken zusammen mit den 6 Ecken des Oktaeders sind die Ecken eines zentrisch symmetrischen, sternförmigen Polyeders mit den 9 Spiegelebenen und 9 Symmetralen des Oktaeders; dies Sternpolyeder ist von 24 kongruenten, gleichschenklig rechtwinkligen Dreiecken eingeschlossen, von jedem der 8 Würfelecken gehen 3 derselben mit den rechten Winkeln aus, von jedem der 6 Oktaederecken 8 solcher Dreiecke je mit einem halben Rechten.

Das regelmäſsige Dodekaeder teilen 15 Ebenen je in spiegelsymmetrische Hälften. Jede solche Ebene ist zu zwei parallelen Gegenkanten mittelsenkrecht, halbiert die Keile an zwei weiteren parallelen Gegenkanten, welche sie also enthält und ist endlich parallel zu einem dritten Paar solcher. Diese

drei paar je in sich parallelen Gegenkanten kreuzen sich wechselweise senkrecht. Die 15 Spiegel zerfallen in 5 Gruppen von je 3 unter sich senkrechten Ebenen, deren jede damit auch Spiegel der beiden andern ist. Symmetralen sind gleichfalls 15 vorhanden. Jede derselben ist Mittellot zu zwei parallelen Gegenkanten. Auch sie bilden 5 Gruppen je dreier wechselseitig senkrechter Geraden. Durch jede der 15 Symmetralen gehen 2 der 15 Ebenen, jeder dieser 15 Spiegel enthält 2 Symmetralen. Der Mittelpunkt des Dodekaeders als Schnittpunkt der 15 Symmetralen und 15 Spiegelebenen ist Symmetriezentrum des Dodekaeders. — Jede der 10 Ebenen, durch das Symmetriezentrum senkrecht und damit raumsymmetrisch zu einer der 10 längsten Körperdiagonalen gelegt, schneidet das Dodekaeder nach einem regelmäſsigen Sechseck mit demselben Symmetriezentrum und zerschneidet das Dodekaeder in zwei kongruente, nicht spiegelsymmetrische Hälften, welche durch $^1/_6$ Drehung der einen um die Körperdiagonale in spiegelsymmetrische Lage versetzt werden. — Jede der 6 Ebenen durch das Symmetriezentrum parallel zu einem paar Gegenflächen gelegt liefert als Schnittfigur ein regelmäſsiges Zehneck gleichen Symmetriezentrums und zerlegt das Dodekaeder in zwei kongruente, nicht spiegelsymmetrische Hälften, deren spiegelsymmetrische Lage herbeigeführt wird durch $^1/_{10}$ Drehung der einen Hälfte um die Raumsymmetrale der Schnittfigur, welche mittelsenkrecht zu ihr liegt und zugleich Mittellot zu den parallelen Gegenflächen ist. — Die 12 zum Symmetriezentrum des Dodekaeders bezüglich der Seitenflächen desselben spiegelsymmetrischen Punkte sind Ecken eines regelmäſsigen Ikosaeders. Zusammen mit den 20 Ecken des Dodekaeders ergeben sie die 32 Ecken eines sternförmigen Polyeders mit demselben Symmetriezentrum, denselben Symmetralen und Spiegeln wie das Dodekaeder. Dies Sternpolyeder ist eingeschlossen von 60 gleichschenkligen Dreiecken. Von jedem Dodekaedereck gehen 6, von jedem Ikosaedereck 5 der Dreiecke aus. Das Sternpolyeder ist nahe verwandt mit dem Poinsotschen zwölfeckigen Sterndodekaeder.

Bei dem regelmäſsigen Ikosaeder treten gleichfalls 15 Spiegelebenen auf. Jede derselben ist mittelsenkrecht zu zwei

parallelen Gegenkanten, enthält zwei weitere parallele Gegenkanten, deren Keile sie halbiert und ist parallel zu einem dritten Paar solcher. Diese 3 paar Gegenkanten je unter sich gleicher Richtung kreuzen sich gegenseitig senkrecht. Die 15 Spiegel bilden 5 Gruppen von je 3 unter sich senkrechten Ebenen. Desgleichen sind 15 Symmetralen vorhanden in 5 Gruppen von je 3 sich senkrecht schneidenden Geraden, jede mittelsenkrecht zu zwei parallelen Gegenkanten. Durch jede der 15 Symmetralen gehen zwei von den 15 Spiegelebenen und umgekehrt enthält auch jede der letzteren zwei von den ersteren. Der Mittelpunkt des Ikosaeders als Träger des Strahlenbündels, dem die 15 Geraden und die 15 Ebenen angehören, ist Symmetriezentrum. — Jede der 6 Ebenen durch das Symmetriezentrum zu einer der 6 längsten Körperdiagonalen senkrecht und hiemit raumsymmetrisch liegend schneidet das Ikosaeder nach einem regelmäſsigen Zehneck gleichen Symmetriezentrums und zerschneidet das Ikosaeder in zwei kongruente, nicht spiegelsymmetrische Hälften, welche durch $^1/_{10}$ Drehung der einen um jene Körperdiagonale in spiegelsymmetrische Lage gelangen. — Jede der 10 Ebenen, parallel zu zwei Gegenflächen durch das Symmetriezentrum gelegt, erzeugt als Schnittfigur mit dem Ikosaeder ein regelmäſsiges Zwölfeck mit demselben Symmetriezentrum und teilt das Ikosaeder in zwei kongruente, nicht spiegelsymmetrische Hälften, deren spiegelsymmetrische Lage jedoch durch $^1/_{12}$ Drehung der einen um das Mittellot der Gegenflächen als Raumsymmetrale der Schnittfigur herzustellen ist. — Zum Symmetriezentrum des Ikosaeders sind in Bezug auf die Flächen desselben spiegelsymmetrisch gelegen die 20 Ecken eines regelmäſsigen Dodekaeders gleichen Symmetriezentrums. Die 32 Eckpunkte beider Körper bestimmen ein zentrisch symmetrisches sternförmiges Polyeder mit den nämlichen Symmetralen und Spiegeln wie das Ikosaeder. Die Oberfläche dieses Sternpolyeders wird von 60 gleichschenkligen Dreiecken gebildet. Von jedem Ikosaedereck gehen 10, von jedem Dodekaedereck 3 dieser Dreiecke aus. Das neue Polyeder zeigt nahe Verwandtschaft mit dem Poinsotschen zwanzigeckigen Sterndodekaeder.

Die vorangehenden Erörterungen über Symmetrie an den fünf regelmäſsigen Körpern ergeben weitere, sowohl übereinstimmende, wie dual sich gegenüberstehende Eigenschaften zu den sonstigen dieser Art; sie zeigen auch unter anderem in Erweiterung der betreffenden Teile aus der Lehre von den regelmäſsigen Vielecken, daſs jede keilhalbierende und jede kantenmittelsenkrechte Ebene den Körper in zwei symmetrische Hälften zerschneidet, ferner daſs jedes Mittellot zweier Gegenkanten Symmetrale des Körpers ist.